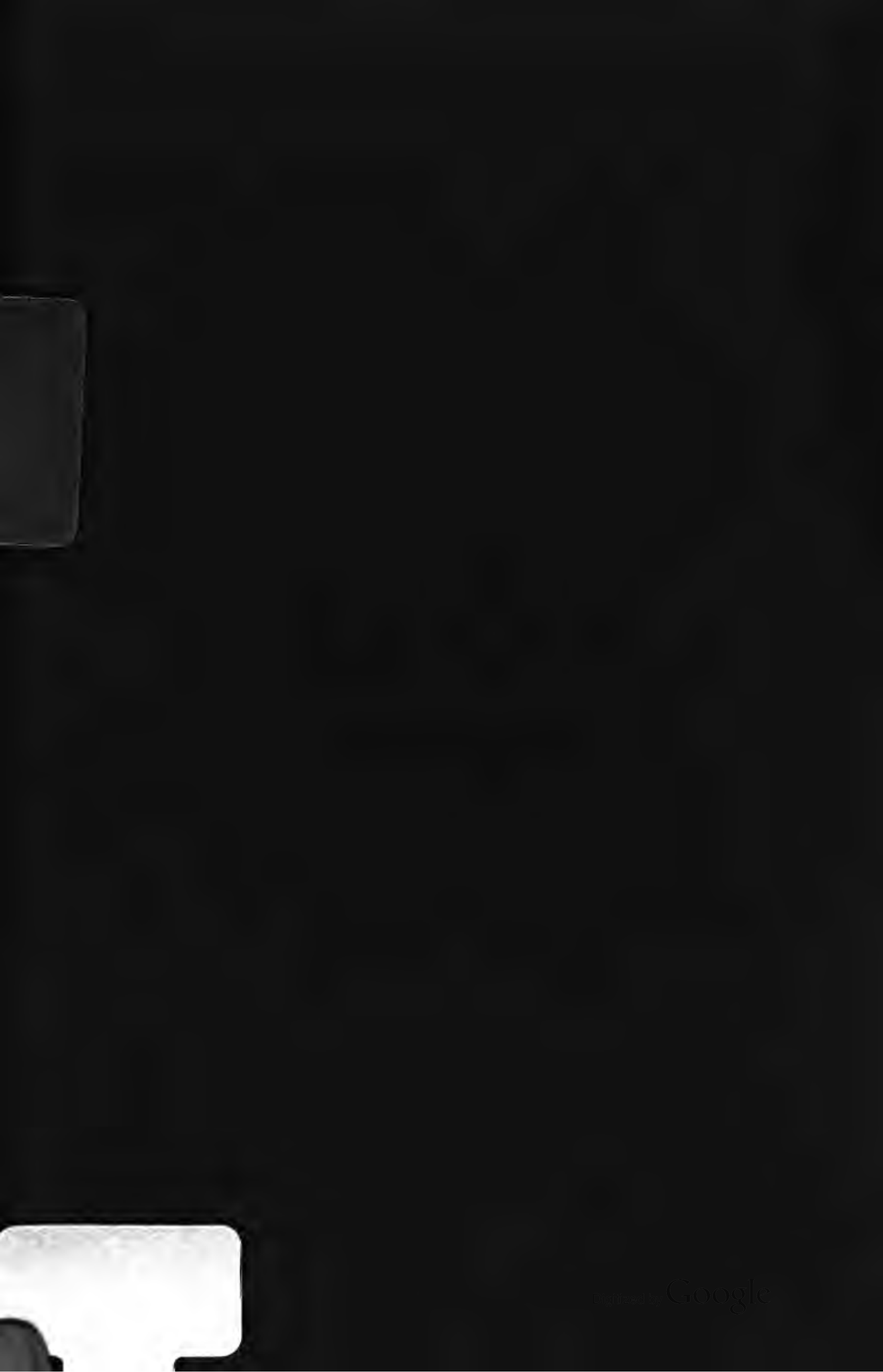




Aus meinem Leben.

Von

Louis Schneider.

II. Band.

Berlin 1879.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung.
Kochstraße 69. 70.

Inhalts-Verzeichniß.

Ein Revolutions-Repertoire.

1848.

So überschrieb ich den Abschnitt des Tagebuchs, welches ich seit meiner Ernennung zum Regisseur über die Verwaltung und die Leistungen der königlichen Bühne führte, vom 19. März 1848 bis zu meinem letzten Auftreten am 22. Mai. — Ich hatte zu diesem Tagebuche seit dem Monat Oktober 1846 die Rückseiten der Repertoire-Schemata benutzt, und zwar für jedes Wochen-Repertoire zwei solcher Schemata, das eine mit der Ueberschrift: „Wie es sein sollte", das andere: „Wie es wirklich war", und verzeichnete dort alles, was mir aufzeichnungswerth erschien, so daß eine vollständigere Zusammenstellung über die inneren Verhältnisse der königlichen Bühne für die Jahre 1846, 1847 und 1848 bis zu meinem Abgange kaum vorhanden sein dürfte. Diesem vorhandenen Materiale sind die folgenden Notizen entnommen.

Die erste Nachricht von dem Ausbruche und dem Erfolge der Pariser Februar-Revolution erhielt ich während einer Abendprobe im Elisabethsaale des königlichen Schlosses. Anfangs Februar hatte man bei Hofe den Entschluß gefaßt, eine Reihe von Vorstellungen zu geben, in welchen nur Mitglieder der höheren Gesellschaft auftreten sollten, und deren Seele eigentlich

die Gräfin Rossi (Henriette Sontag) war. Die Direktion der Liebhaber-Vorstellungen führte der Kammerherr Ihrer Majestät der Königin Graf Emmo Schafgotsch, und auch der spätere General-Intendant der königlichen Schauspiele, Herr v. Hülsen, damals noch Lieutenant im Kaiser Alexander-Grenadier-Regiment, sollte vorzugsweise dabei mitwirken. Herr v. Hülsen hatte kurz vorher, am 29. Januar und 7. Februar, zwei Liebhaber-Vorstellungen im Konzertsaale des königlichen Schauspielhauses arrangirt, welche nur von Offizieren ausgeführt wurden und einem wohlthätigen Zwecke bestimmt waren. Die Offiziere hatten mich ersucht, die zu gebenden Stücke in Scene zu setzen, und die Zufriedenheit mit meiner Regie war vermuthlich die Veranlassung gewesen, daß sich auch Graf Schafgotsch für die bei Hofe zu gebenden Vorstellungen an mich wandte, und zwar für die Aufführung einer alten italienischen Oper „Rodelinde" von Hasse, welche sich jenen Vorstellungen anschließen sollte. Der Musikdirektor Hahn, Lehrer an der Theater-Singschule, hatte nämlich schon längst gewünscht, einige seiner Schüler Seiner Majestät dem Könige vorführen zu dürfen, und zwar unabhängig von dem General-Intendanten v. Küstner. Da er das nicht anzufangen wußte, so schlug ich ihm vor, eine alte italienische Oper aus der Zeit Friedrichs des Großen mit seinen Schülern einzustudiren und dies als eine Kuriosität Seiner Majestät dem Könige durch den Minister Grafen Stolberg-Wernigerode, welcher ihm wohl wollte, vortragen zu lassen. Das geschah, und ich studirte diese alte Oper, nachdem ich sie übersetzt und arrangirt, ein. Die erste Probe, welche ich auf dem dafür aufgeschlagenen Theater im königlichen Schlosse hielt, wurde nun durch die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution, der Flucht des Königs Louis Philipp und der Proklamation der Republik unterbrochen. Graf Schafgotsch selbst brachte uns die ersten Nachrichten und äußerte dabei gegen mich, daß nun wohl überhaupt aus den weiteren Vorstellungen bei Hofe nichts werden würde, was auch eintraf. —

Im höchsten Grade bestürzt und voller Sorge vor dem, was sich als Folge der unerwarteten Begebenheit voraussetzen ließ, eilte ich, die Probe zu beenden.

Am Tage darauf wurde „Don Carlos" gegeben. Einige Wochen vorher hatte Seine Majestät der König bei einer Vorstellung des „Columbus" vom Professor Werder mißfällig bemerkt, daß einige Choristen auf der Bühne in Gegenwart des Königs von Spanien den Hut nicht abnahmen; Herr v. Küstner erhielt einen Verweis darüber und wollte einen Zusatz zu seinem Theater-Reglement erlassen, in welchem er vorschrieb, daß „in Gegenwart gekrönter Häupter" stets der Hut abgenommen werden müsse. So undeutlich und ungenügend das war, so unpassend war es auch, daß Herr v. Küstner hinzufügte, „es solle dies auf speziellen Befehl Seiner Majestät des Königs geschehen". — In der deshalb gehaltenen Regie-Konferenz hatte ich die größte Mühe, ihn von dem Einmischen des königlichen Namens in eine Theater-Verfügung abzuhalten, und so wurde sie denn ohne Erwähnung Seiner Majestät erlassen.

In der Vorstellung nun des Don Carlos hatte der Schauspieler Wauer als Lerma in Gegenwart König Philipps den Hut nicht abgenommen, obgleich der Regisseur in der Probe daran erinnert hatte und kurz vorher im Versammlungszimmer von der Verfügung des General-Intendanten die Rede gewesen war. Herr v. Küstner, welcher der Vorstellung zusah, hatte das bemerkt, eilte erzürnt auf die Bühne und stellte zunächst den Regisseur Weiß darüber zur Rede. Dieser ertheilt pflichtmäßig Herrn Wauer den erhaltenen Verweis, was den immer unzufriedenen und wenig gebildeten alten Mann dermaßen aufbringt, daß er den noch auf der Bühne verweilenden General-Intendanten darüber zur Rede stellt. Es gab eine sehr heftige Scene, da Wauer sich immer wieder darauf berief, daß er unter Iffland und Brühl nie den Hut abgenommen, bis endlich Herr v. Küstner sagen mußte: „Sie haben zu gehorchen, wie ich Seiner Majestät

zu gehorchen habe! Ob es unter Iffland und Brühl anders gewesen, wie Sie sagen, thut hier nichts zur Sache. Jetzt soll es so sein, wie ich Ihnen befehle. Mich wundert nur, daß Sie, der Sie so oft von Seiner Majestät dem Könige etwas wollen — Zulage — Benefize — Gunstbezeigungen aller Art — seinen Befehlen sich widersetzen. Gehorchen Sie!" —

Zeuge dieser unangenehmen Zurechtweisung, fürchtete ich nur, daß der Vorgang auf irgend eine Weise den Weg in die Oeffentlichkeit finden möchte. Das Aufbehalten des Hutes hat gerade für den Grafen Lerma als im Dienst bei der Audienz anwesenden Obersten der Leibwache eine Entschuldigung und Erklärung, wenn es auch der Hofetiquette nicht entspricht, und von dieser Seite würden die etwaigen Zeitungsartikel gewiß es aufgefaßt haben, um gerade in diesem Augenblicke gegen den königlichen Befehl zu polemisiren.

Die beunruhigenden Nachrichten aus Paris folgten sich stündlich und verbreiteten eine sehr erkennbare Aufregung in allen Schichten der Gesellschaft. Unter den Eindrücken derselben fand die Regisseur-Konferenz zum Entwurf des nächsten Wochen-Repertoires statt. Herr v. Küstner hatte für dasselbe am 3. März „Die Karlsschüler" von Laube angesetzt. Einstimmig widerriethen indessen alle Anwesende dieses oder ein anderes damals „zeitgemäßes" Stück, in welchem beliebte Stichworte leicht unangenehme Demonstrationen hervorrufen konnten. Es war schon übel genug, daß am 1. März „Die Hugenotten" — „auf Allerhöchsten Befehl" mit Madame Viardot-Garcia gegeben werden mußten und dadurch Verschwörung, Aufruhr und Mord dem Publikum vorgeführt wurde.

Meine eigene Stellung bei der königlichen Bühne war gerade damals eine mannigfach bewegte. Als Darsteller hatte ich einen in der That hohen Grad von Beliebtheit und Geltung errungen. Am 4. März wurde unter anderem das kleine Genrebild „Der Kurmärker und die Pikarde" zum 50. Male und mit immer

steigendem Beifall gegeben, und in meinen komischen Rollen — namentlich in den von mir geschriebenen und bearbeiteten — brauchte ich nur zu erscheinen, um des Beifalls gewiß zu sein. Als Regisseur hatte ich kurz nach einander die entschiedensten Erfolge gehabt und zwar in drei ganz verschiedenen Richtungen, in der antiken „Iphigenia in Tauris", in dem Lustspiel „Gottsched und Gellert" und in der komischen Oper „Martha". So war die Thätigkeit als Regisseur nach außen hin eine erfreuliche, das Verhältniß zu den beiden alten Regisseuren Stawinsky und Weiß aber, vielleicht eben deshalb, gespannt und drückend. Meine Ideen und Reformen fanden dort heimlichen, nicht gerade zu beweisenden, aber doch mannigfach fühlbaren Widerstand. Doch war eben Geltung und Fortschritt nicht zu hemmen, und das Maß des Uebelwollens und Widerstandes war wohl nur das jedem Streben und jedem Hervortreten gewöhnliche.

Gerade in den Tagen vor dem 18. März war die Oper „Martha" von mir mit großer Vorliebe in Scene gesetzt worden; ich bereitete die Aufführung der komischen Operette „Der Dorfbarbier" für ihr fünfzigjähriges Jubiläum vor, leitete die Proben zu der Oper „Rodelinde" bei Hofe und bearbeitete „Die Unglücklichen" von Kotzebue für eine Vorstellung, welche am 19. März zum Besten der nothleidenden Schlesier gegeben werden sollte. Mit meinen vielfachen anderen Beschäftigungen war also meine Berufsthätigkeit gerade in jener Zeit eine sehr angestrengte, und ich hatte buchstäblich keine Minute übrig, mich um andere Dinge zu bekümmern, an denen es wahrlich nicht fehlte, und die sonst wohl meine Aufmerksamkeit in höherem Grade in Anspruch genommen haben würden. Ich erinnere mich nur eines tiefen Unbehagens und einer großen Reizbarkeit, ja einer inneren Angst bei allen Nachrichten und Neuigkeiten, die sich mit großer Raschheit folgten.

Schon mit der ersten Volksversammlung in den Zelten am 9. März zeigte sich der Besuch des Theaters außerordentlich

schwach. Das Trauerspiel fing schon an in die Straßen hinabzusteigen und seinen Schauplatz auf dem Markte aufzuschlagen; am deutlichsten zeigte sich das am 15., wo der „Dorfbarbier“ neu einstudirt gegeben wurde, nachdem er am 13. März 1798 zum ersten Male in Berlin gegeben worden war. Die Ereignisse in der Stadt machten nicht allein eine lähmende Wirkung auf die Darsteller, sondern hatten auch eine seltsam schwüle Stimmung bei dem kleinen Publikum hervorgebracht. — Es war dies der Abend, wo es in der Brüderstraße zum Einhauen auf die tobenden Volksmassen kam, und wo geschossen wurde. Man hörte die Schüsse fallen, sofort eilte wohl die Hälfte des anwesenden Publikums hinaus, und die beunruhigendsten Gerüchte gelangten auf die Bühne. Vollauf mit der für mich neuen Rolle des Adam beschäftigt, hatte ich alle mögliche Mühe, das Zuströmen dieser Nachrichten auf die Bühne zu verhindern; denn die Aengstlicheren verlangten schon von mir, ich solle unter solchen Umständen den Vorhang fallen lassen, damit das Publikum nach Hause gehen könne, denn auf dem Platze vor dem Schauspielhause ständen Truppen, die wahrscheinlich auch sofort zum Angriff auf das Volk übergehen würden. In einer fast bewußtlosen Stimmung spielte ich meine Rolle und erinnere mich, daß ich während des Singens eines neuen, auf das 50jährige Jubiläum der Operette bezüglichen Couplets in dem bekannten Liede mit dem Refrain „Und das war gut!“ den Gedanken nicht los werden konnte: „Großer Gott! du machst hier Spaß, und draußen wird Blut vergossen!“ — Publikum und Darsteller waren froh, als die Vorstellung vorüber war, und ich ging mit meiner Frau, an den Kavalleriemassen vorüber, nach Hause.

Vor Anfang der Vorstellung war ich auf einen Augenblick in die bekannte Konditorei von Steheli gegangen und hatte hier gesehen, bis zu welchem Grade sich die politische Aufregung bereits der Geister bemächtigt hatte. Es waren eben Zeitungen angekommen und, da Jedermann sich danach drängte, mußte der

Zeitungskorrespondent Rutenberg auf einen Tisch steigen und sie den Versammelten vorlesen, welche ihre Theilnahme und Zustimmung zu den Vorgängen in Frankreich und Süddeutschland in einer Weise ausdrückten, die mich einen ahnenden Blick in die nahenden Begebenheiten thun ließ. Eine eben solche Aufregung hatte sich auch schon am 12. bei der Aufführung von „Gottsched und Gellert" gezeigt, wo die sogenannten „zeitgemäßen" liberalen Phrasen auf provozirende Weise vom Publikum aufgenommen wurden.

Statt der von allen Regisseuren abgerathenen „Karlsschüler" wurde am 16. das beliebte „Dorf und Stadt", diesmal zuerst vor einem leeren Hause, gegeben, während im Opernhause eine Stellprobe der Dekorationen zur Oper „Oberon" stattfand. An diesem Abende feuerte die Wachtmannschaft der Königswache dem Opernhause gegenüber, und statt der Schuldigen unter dem wüthenden, tobenden und andringenden Pöbelhaufen fiel ein Unschuldiger, der gerade am Opernhause in Geschäften vorüberging. Von nun an wurde die Stimmung fast von Stunde zu Stunde gereizter und drohender. Eine ruhige Unterhaltung war fast nicht mehr möglich. Ueberall mischte sich Leidenschaft und Ungerechtigkeit ein. Die Behörden schienen denn auch endlich zu erkennen, daß sich sehr Ernsthaftes vorbereite, und am 17. früh traf der Befehl vom Polizeipräsidium an die Theaterverwaltung ein, die sämmtlichen Waffen in den Requisiten- und Garderobevorräthen bei Seite zu schaffen. Herr v. Küstner berieth mit dem Garderobe-Inspektor Johl, was zu thun sei, und es fanden sich allerdings Schwierigkeiten genug; denn die Zahl der brauchbaren Waffen für den täglichen Dienst ist nicht unbedeutend. Es wurden Wagen bestellt, welche die Waffen fortbringen sollten; als man aber mit der Verladung beginnen wollte, kam die Nachricht, daß sich vor dem Palais des Prinzen von Preußen Aufläufe bildeten, so daß es unvorsichtig gewesen wäre, die Waffen bei hellem Tage durch die Straßen zu fahren. Der

Transport wurde also bis zum nächsten Tage verschoben, einstweilen aber die Hähne von den Gewehren und Pistolen abgeschraubt, so daß wenigstens kein augenblicklicher Mißbrauch möglich war. Natürlich wurde diese Maßregel von den auf der Probe zu „Romeo und Julia" versammelten Schauspielern bespöttelt, und auch dieser Verspottung gegenüber verbrannte ich mir wieder den Mund, sowohl denen entgegen, die von nichts als „Kartätschen unter das Gesindel", als denen, die von „lächerlicher Angst der Regierung" sprachen. So weit die Sachen nun einmal gediehen waren, konnte ich mich den bramarbasirenden und kartätschenden Kollegen gegenüber des Ausrufes nicht enthalten: „Gott gebe nur, daß kein Kanonenschuß fällt!" Meine Gesinnung, meine Anhänglichkeit an den König und meine Vorliebe für die Armee waren ja den Kollegen hinlänglich bekannt, und doch scheute ich mich nicht, nach so vielen geschichtlichen Beispielen einen ersten Kanonenschuß gegen politisch aufgeregte Massen zu fürchten, wenn ich auch damals noch nicht übersah, wie recht mir das fast unmittelbar darauf erfolgende Ereigniß geben sollte.

Am Mittage des 17. wohnte ich, wie regelmäßig seit Jahren, dem Stiftungsfeste der Landwehr im Englischen Hause bei. Auch hier zeigte sich der Einfluß der Zeit, indem die zur Ausschmückung des Saales aus dem Landwehr-Zeughause hergegebenen Waffen am Vormittage auf Anordnung des Polizeipräsidiums wieder abgeholt worden waren. In diesem Kreise wohlgesinnter, um das Wohl des Vaterlandes verdienter Männer konnte die Vorsicht freilich überflüssig erscheinen. Weder in den Reden, den Liedern, noch selbst in der Stimmung zeigte sich ein Echo dessen, was in den Straßen sich vorbereitete. Ich befand mich wieder ganz in der alten, treuen, gewohnten Atmosphäre, in der allein ich unbeengt athmen kann. Leider mußte ich das schöne Fest schon früh verlassen, da ich am Abend im Opernhause beschäftigt war, wo „Das Liebesprotokoll" und das Ballet „Paul und

Virginie" gegeben wurde. Die Vorstellung begann ausnahmsweise schon um 6 Uhr, damit sie desto früher beendigt sein konnte, weil für den Abend wieder unruhige Auftritte gefürchtet wurden, die denn in der That auch nicht auf sich warten ließen. Auf höhere Anordnung mußte das in dem Ballet vorkommende Schießen unterbleiben, um jede Veranlassung zu Mißverständnissen zu vermeiden, eine gewiß gerechtfertigte Vorsicht, da es unruhig und massenhaft in den Straßen auf und nieder wogte, die ganze Garnison wieder in Bereitschaft war und die mit weißen Stäben bewaffneten Schutzmannschaften in bekannter erfolglosester Thätigkeit waren. Ich hatte mir zwar vorgenommen, das neue Hoguetsche Ballet zu sehen, vermochte es aber nicht, weil innere Unruhe mich quälte und ich rings um mich her nur Feindseliges und Widriges hörte. Nach wenigen Scenen verließ ich mit meiner Frau das Theater und sah Unter den Linden die erregt wogende Menge, heftig sprechende Gruppen und gegen das Brandenburger Thor hin die funkelnd von den Laternen beleuchteten Kavalleriemassen, deren vollkommene Unwirksamkeit in den Straßen solchen Massen gegenüber, wenn es wirklich zu einem Kampfe und den damals in jedem Munde lebenden Barrikaden kam, sich auch dem Nichtsachverständigen aufdrängen mußte.

Am 18. (Sonnabend) hatte ich um 11 Uhr eine Probe von dem neu bearbeiteten Kotzebueschen Stücke „Die Unglücklichen" angesetzt, welches am 19. gegeben werden sollte. Nachdem ich es in wenigen Tagen ganz neu geschrieben und jede Rolle für die besondere Fähigkeit eines vorhandenen Darstellers berechnet, hatte ich mein Manuskript am Tage nach dem Eintreffen der entscheidenden Nachrichten aus Paris dem General-Intendanten v. Küstner vorlesen müssen, und zwar in seinem Hause beim Diner. Wir waren beide ganz allein, und das Gespräch kam, sehr natürlich, nach Beendigung des Geschäftes auf die Begebenheiten der Zeit. Leider empfing ich hierbei die unangenehmsten

Eindrücke von den Anschauungen des Herrn v. Küstner. Obgleich er ein unmittelbarer Beamter des königlichen Hofhaltes war, ließen seine Reden doch eine große Abneigung gegen den Einfluß des Hofes auf die Bühne erkennen, und er begrüßte in der anscheinend kommenden Zeit nur die Befreiung von mancher Einengung und Fessel, welche ihm die nothwendige Rücksicht auf die Wünsche der Prinzen des königlichen Hauses und die Befehle Seiner Majestät des Königs bisher angelegt. Ganz bestürzt über diese Wahrnehmungen, hatte ich den General-Intendanten verlassen, weil ich nun erst die Erklärung für manches mir bis dahin Unerklärliche gefunden und den gefährlichsten Einfluß für die königliche Bühne davon vorhersah.

So war mir denn auch die Lust an dem neu bearbeiteten Stücke vergällt, und ich sah die vollkommene Vergeblichkeit der Arbeit in der so erregten Zeit voraus. Antheillos und eben nur handwerksmäßig betrieb ich die Probe am 18., obgleich vortrefflich gespielt wurde; denn von Scene zu Scene jagten sich die Nachrichten von dem, was vor dem königlichen Schlosse vorging. Eine rheinische Deputation hatte mit dem sofortigen Abfall der Rheinlande gedroht — der König hatte in einer Proklamation Preßfreiheit zugesagt — die bisherigen Minister waren entlassen — eine Verfassung versprochen u. s. w., kurz, alles wurde voll Freude und Jubel geschildert, da der König ja alle „vernünftigen" Wünsche erfüllt. — Meine persönlichen Ansichten über diese Bewilligungen verschloß ich tief bekümmert in der Brust und freute mich nur, daß nun wenigstens der Vorwand für einen augenblicklichen Losbruch weggefallen war.

Die Büreaugeschäfte nach der Probe waren rasch abgemacht, und meine Frau holte mich ab, um mich nach Hause zu begleiten. Statt aber das zu thun, gingen wir beide mittags 2 Uhr nach dem Schloßplatze, wo ein außerordentlicher Jubel über die „Errungenschaften" herrschen sollte. Was trieb mich an, gerade an diesem Tage und gerade dahin zu gehen, wo jedenfalls unge-

wöhnliche Erregung herrschte und Ungewöhnliches vorging? — Ich weiß es nicht! bin aber seit jener Zeit sehr vorsichtig geworden, alle schuldig oder revolutionär zu nennen, die sich bei solchen Gelegenheiten zusammenfinden. Nie hatte ich nach den Dienstgeschäften vormittags einen Spaziergang gemacht, nie war ich einen andern Weg als den nach Hause gegangen — ich theilte die Freude über die Gnadenbeweise des Königs nicht — ich war allen Vorgängen der letzten Tage im tief Innersten feind — und doch ging ich, sogar mit meiner Frau am Arme, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, gerade dahin, wo kaum eine Stunde später die offene Revolution ausbrechen sollte! — Wie gesagt, der Vorgang ist mir noch jetzt, wo ich ihn neun Jahre später niederschreibe, unerklärlich.

Vor Königs Palais begegnete ich dem Kaufmann Wolff, Schwiegervater des später so oft genannten Professor Doenniges, der mich mit freudestrahlendem Gesicht fragte, ob ich denn nun nicht auch zufrieden sei, da der König ja alles bewilligt habe, und sehr erstaunt war, als ich ihm ein sehr kühles „Nein!" erwiderte. „Nun, so sind Sie vielleicht der einzige Mensch in Berlin, der sich nicht darüber freut!" — „Die Zeit wird kommen, vielleicht bald genug, wo ich nicht mehr der einzige sein werde! Gebe nur Gott, daß auch Sie Ihre heutige Freude darüber nicht bereuen mögen! — Heute wird das alte Preußen begraben!" — — Wie oft hat mich Herr Wolff bei späterer Begegnung an dieses Gespräch erinnert; wie oft hat er mir gesagt, daß er mich damals für irrsinnig gehalten, späterhin aber oft genug meiner Worte eingedenk gewesen sei.

Unter lebhaft erregten Massen setzten wir unsern Weg bis zum Schloßplatze fort. An der Stechbahn hatte ich mit einem Buchhändler, der über die in Aussicht gestellte Preßfreiheit entzückt war, ein ähnliches Gespräch, brach aber ab, als sich sofort neugierig Hörende um uns sammelten. Auf dem Schloßplatze selbst drängten sich Tausende. Hurrahrufen tönte vor den beiden

Schloßportalen, in denen Garde-Soldaten mit Gewehr beim Fuß standen und der schreienden und stoßenden Menge den Eintritt in die Schloßhöfe verwehrten. Auf dem Balkon stand Seine Majestät der König, und ich sah einen bei ihm stehenden Offizier mit einem Tuche winken. Bis zur Ecke der Breiten Straße hatte ich durchdringen können; dort sah ich einen Zug von Männern zu zwei und zwei und in nichts weniger als festlichen Kleidern sich vom Kölnischen Rathhause her auf das Schloß zu bewegen; finsterer Ernst und drohende Entschlossenheit lag auf den Gesichtern dieser Männer, deren Ruhe und Schweigen einen unheimlichen Eindruck auf mich machte. Ich fühlte sofort, daß sich hier etwas vorbereite und bestieg eilig eine Droschke, die auf dem gewöhnlichen Platze hielt, um meine Frau in Sicherheit zu bringen. Kaum saß ich im Wagen, als mich mein Gefühl übermannte und mir die Thränen aus den Augen stürzten. Meine Frau, der all' dieser Jubel im rosigsten Lichte erscheinen mochte, begriff gar nicht, was mich so schmerzlich bewegte, und meinte, es sei ja nun alles gut und vorüber, ich solle mich doch nur beruhigen. Statt aller Antwort zeigte ich nur auf den König, der eben vor dem immer unanständiger werdenden Geschrei der unten tobenden Menge von dem Balkon in das Schloß zurücktrat. Mir war, als stürze das ganze Gebäude meiner bisherigen Ueberzeugungen und Hoffnungen über mir zusammen. Während die Droschke sich nur langsam durch das Gewühl Bahn brechen konnte, sahen wir einzelne Personen von verdächtigem Aussehen unter den Gruppen hin und her eilen; an der Schloßfreiheit ritt eben eine Eskadron Garde-Dragoner mit eingesteckter Waffe nach dem Schloßplatze — es war dieselbe, durch welche der spätere Zusammenstoß mit den drängenden Massen herbeigeführt wurde. — Von der Schloßbrücke an sahen wir schon einzelne dreifarbige Kokarden an den Hüten, und vor der Universität hielt der spätere Minister Graf Schwerin einem jubelnden Kreise von Studenten und sonst aufgeregten

Leuten eine feurige Rede, nach deren Beendigung er von dem begeisterten Volke fast weiter getragen wurde. Um keinen Zweifel mehr an dem Kommenden zu lassen, erschienen an der Akademie auch schon zwei bewaffnete Studenten mit breiten schwarz-roth-gelben Schärpen. Als wir von den Linden in die Neue Wilhelmsstraße einbogen, verschwanden alle diese Zeichen ungewöhnlicher Aufregung, und, von dem alten, gewohnten Berlin umgeben, fand ich die Ruhe wieder.

Während des Mittagessens brachten Dienstboten die Nachricht, auf dem Schloßplatze sei eine Revolution ausgebrochen. Da wir selbst erst vor kurzem den Schloßplatz verlassen und das Volk nicht ungestümer und erregter gesehen hatten, als während der Tage vorher, so glaubten wir nicht daran und verwiesen ihnen das Zutragen lächerlicher Gerüchte. Bald darauf kam aber auch mein nachheriger Schwiegersohn Henry Green aus der Zeichenstunde in der Akademie zurück und bestätigte, daß es auf dem Schloßplatze zum Kampfe gekommen, daß er selbst Kavallerie im Galopp dorthin habe sprengen sehen.

Da ich am Abende die Rolle des Apothekers in „Romeo und Julia" zu spielen hatte, so bat ich Henry, nähere Erkundigungen einzuziehen. Ich glaubte nicht an den ernsten Charakter der Vorgänge, weil ja auch an dem Tage vorher schon geschossen worden war und ein Kampf nach den gemachten königlichen Verheißungen widersinnig erschien.

Ganz beruhigt über meine eigene Erklärung, ging ich in den Garten, um mich nach meiner Gewohnheit bei dem wunderschönen Wetter mit Graben zu beschäftigen. Bei der Abgelegenheit meines Hauses im Garten traf mich denn auch nicht eher eine weitere Nachricht, als bis, ungefähr um 5 Uhr, der erste Kanonenschuß donnerte. Der Spaten entfiel meiner Hand, ich stand erstarrt. Das war ja jener erste Kanonenschuß, den ich so sehr gefürchtet hatte! — Obgleich ich erst im fünften Akt zu thun gehabt haben würde und deshalb erst gegen 8 Uhr in

das Theater gehen wollte, glaubte ich nun verpflichtet zu sein, schon früher dort zu erscheinen. Von Frau und Kind wollte ich mich nicht zurückhalten lassen, obgleich nun die Kanonenschüsse sich rasch folgten und auch die Salven aus Infanteriegewehr deutlich hörbar wurden. Da kam der nicht weit von mir wohnende Schauspieler Franz, der schon in den ersten Scenen von „Romeo und Julia" beschäftigt war, und fragte bei mir an, ob bei diesen fürchterlichen Begebenheiten denn überhaupt gespielt werden würde. — Eben knatterte das Infanteriefeuer und dröhnten die Kanonenschüsse aus der Gegend des Opernhauses wieder herüber, und ich konnte ihm also nur sagen, daß ich es für unmöglich hielte, während der Kampf in den Straßen tobe, Komödie zu spielen. Dann mußte ich mir aber auch eingestehen, daß ich dort ganz unnöthig sei, und so gab ich denn der Bitte von Frau und Kind nach, nicht eher nach dem Theater zu gehen, bis die Zeit des fünften Aktes herangekommen. Bald darauf kehrte auch Herr Franz mit der Nachricht zurück, daß überall in den Straßen Barrikaden aufgeworfen seien, und daß keine Theater-Vorstellung stattfinde.

Was soll ich von diesem Abend und dieser Nacht erzählen? — Nur wer sie unter ähnlichen Gefühlen durchwacht, würde verstehen, was ich in ihr litt! — Unruhig trieb es mich bald auf die Straße, bald in das Haus zurück. Als ich hörte, daß man auch an der Marschallsbrücke eine Barrikade baue, schleppte ich die Rinnsteinbohlen vor dem Hause auf den Hof, damit diese wenigstens nicht den Aufrührern dienen sollten. Erkundend und Nachrichten bringend lief ich zu dem gegenüber wohnenden Obersten (später General) v. Maliszewski, sah die Eisengießerei in Flammen aufgehen, hörte die wüthendsten Reden und Drohungen und bewegte mich unter Gestalten von so unheimlichem Aussehen, wie ich sie früher nie in Berlin gesehen. Dabei krachte fortdauernd das Gewehrfeuer durch die stille Nacht,

und bei jedem Schusse verzagte ich, daß ich in meinen Prophezeihungen seit 1840 nun doch Recht gehabt hatte.

Geistig und körperlich zerrüttet, sandte ich am Morgen des folgenden Tages (Sonntag, den 19.) in das Theater, mit der Anfrage, ob ich dort nöthig sei. Der Bote hatte überall noch Barrikaden gefunden und kam mit der Nachricht zurück, an der Eingangsthüre des Schauspielhauses stehe mit Kreide geschrieben: „Heute wird nicht gespielt!" Beunruhigende Gerüchte von einem Wiederbeginnen des Kampfes, von dem Einrücken neuer Truppen, von Plünderung der Häuser und Mord hielten mich bis 12 Uhr mittags zum Schutze der Meinigen und des Hauses zurück; dann aber ging ich nach dem Theater. Unterweges begleitete ich den in voller Uniform nach dem Kriegsministerium gehenden Obersten v. Maliszewski, den Begegnende vergebens baten, sich nicht in Uniform in den Straßen zu zeigen, da das „Volk" gesiegt habe, die Truppen aus Berlin hinausgetrieben seien, und kein Soldat seines Lebens sicher sei. Der Oberst wies alle diese Rathschläge und auch mein Anerbieten, ihn bis zum Kriegsministerium begleiten zu wollen, zurück und ließ mich Unter den Linden meinen Weg allein fortsetzen.

Wie hatte sich in wenigen Stunden der Anblick der Stadt verändert! — Nirgends mehr ein Soldat zu sehen; aus den Fenstern wehten schwarz-roth-gelbe Fahnen, vor den Thüren standen Stühle mit Tellern „für die verwundeten Freiheitskämpfer" — so lautete die Inschrift — der Laden des Handschuhmachers Wernicke wurde eben ausgeplündert, und vor dem Palais des Prinzen von Preußen sammelten sich drohende Gruppen. Ich fand das Intendantur-Büreau bereits geschlossen, ebenso alle Eingänge zum Schauspielhause und an ihnen die Anzeige mit Kreideschrift: „Heute wird nicht gespielt!" — Ich erkundigte mich, ob das Theater irgend etwas von dem Kampfe gelitten, hörte aber das Gegentheil. Schon um 4 Uhr hatten sich überall in den angrenzenden Straßen Barrikaden er-

hoben, so daß weder die Darsteller in das Theater gelangen konnten, noch ein Publikum sich einfand. Auf den Plätzen umher hatten Truppen, namentlich Kavallerie, biwakirt, und es hatte von verdächtig aussehenden Personen in der That eine Durchsuchung der Garderoben-Räume nach Waffen stattgefunden. Sonst war indessen nichts Besorgliches vorgefallen.

Ich begab mich in die Wohnung des General-Intendanten, den ich ruhig und gefaßt fand. Er kündigte mir an, daß schon am morgenden Tage (Montag) wieder gespielt werden würde, und zwar „Valentine“. Vergebens stellte ich vor, daß dies bei so allgemeiner Kalamität und unmittelbar nach so furchtbarem Blutvergießen — damals sprach noch Jedermann von 1200 Soldatenleichen — doch wohl zu früh sei. Die Weisung wurde als Befehl wiederholt und jede weitere Bemerkung dadurch abgeschnitten.

Auf dem Rückwege sah ich vor der Barrikade in der Friedrichstraße noch das todte Pferd des gefallenen Lieutenant v. Zastrow vom 2. Garde-Ulanen- (Landwehr-) Regiment liegen und hörte von begegnenden Kollegen und Bekannten, daß Fräulein Viereck sich sehr gut benommen, ebenso Fräulein Auguste v. Hagn, welche einen schwerverwundeten Soldaten bei sich aufgenommen, der trotz vortrefflicher Pflege dennoch starb.

Das Unglaubliche war geschehen. Die Truppen hatten Berlin verlassen. Die Hauptstadt war schutzlos in den Händen einer siegreichen Revolte! Was stand mir, der ich als Soldatenfreund durch meine Zeitschrift bekannt war und nie meine Gesinnung verhehlt hatte, bevor? Bis dahin hatte ich nur an das allgemeine Unglück gedacht, jetzt lenkten Bemerkungen und bedauernde Warnungen Befreundeter mein Nachdenken auf meine eigene Person. War ich doch seit meinem Drama „Die Quitzows“ die Zielscheibe aller liberalisirenden Zeitungsschreiber und als Finsterling, Fürstenknecht, hinter der Zeit zurück geblieben, verdummt und gefährlich verschrien. Es konnte nicht fehlen, daß

man mich einen so wohlverdienten üblen Ruf jetzt entgelten lassen würde.

Ganz betäubt von den empfangenen Eindrücken betrat ich mein Haus wieder und gab mir Mühe, meiner Familie so ruhig wie möglich zu erscheinen. Am Abend nahm ich Theil an den Bürgerpatrouillen, welche sich zum Schutze des Eigenthums bildeten und das ganze Stadtviertel durchzogen. Die Lügen, die Uebertreibungen, das Schimpfen auf den König, den Prinzen von Preußen und die Truppen, waren geradezu empörend. Die Zustände verschlimmerten sich.

Am Montag (den 20.) begab ich mich schon früh in das Intendantur-Büreau. Meine Befürchtung, daß es noch zu früh zur Wiedereröffnung des Theaters sei, hatte sich bestätigt. Das „souveräne Volk" hatte die Anschlagzettel übel genommen, sie abgerissen und allerlei Drohungen vor dem Theater ausgestoßen; ja es war sogar eine Deputation von Studenten, die auf der Höhe der Zeit standen, beim General-Intendanten gewesen und hatte verlangt, daß die erste Vorstellung zum Besten der Verwundeten und Hinterbliebenen der im Kampfe gefallenen Bürger stattfinden solle. Das Königstädtische Theater hatte bereits eine dahin lautende Anzeige erlassen. Im Büreau galt es nun, die Vorbereitungen dazu zu treffen. In rasch gedruckten Anschlagzetteln wurde die für den Abend angesagte Vorstellung der „Valentine" abgesagt und dagegen eine Aufführung des „Requiem" von Mozart im Opernhause, sowie „Nathan der Weise" im Schauspielhause, zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen, angekündigt. Ich hatte im Opernhause Arrangements für die Musikaufführung zu treffen und fand, als ich in das Intendantur-Büreau zurückkam, die unterdessen von den anderen Herren angeordnete Ankündigung gedruckt vor. Obgleich es sonst meines Amtes nicht war, mich um die Anschlagzettel zu bekümmern, so trieb mich doch eine wahre Besorgniß vor jedem Schritte, den die königliche Bühne

in so schwieriger Zeit that, dazu, den gedruckten Zettel anzusehn, und — richtig! gleich der erste Blick zeigte mir, daß man im Begriff war, eine unverantwortliche Handlung zu begehen. Die Ueberschrift „Königliche Schauspiele" war weggelassen und dafür bloß „Im Opernhause" gesagt. Ebenso hieß es nicht, wie sonst bei dergleichen geistlichen Musikaufführungen, „ausgeführt von den königlichen Sängern und Sängerinnen, sowie von den Mitgliedern der königlichen Kapelle und dem gesammten Chorpersonale des königlichen Theaters", sondern nur: „ausgeführt von den Mitgliedern der Oper und Kapelle". Auf dem ganzen Zettel kam das Wort „Königlich" nicht ein einziges Mal vor, während sonst ein wahrer Mißbrauch mit seiner Wiederholung getrieben worden war.

Ich war so empört über diese Verleugnung Jahre lang genossener Wohlthaten und Vorzüge, daß ich mich auf das heftigste gegen den öffentlichen Anschlag dieser Zettel erklärte. Da hörte ich denn auch, daß bereits ganz ernsthaft darüber berathen worden sei, ob man nicht lieber die alte Benennung „National-Theater" wieder hervorsuchen solle. Es sei doch gefährlich, in einer Zeit, wo das Volk gesiegt, sich königlich zu nennen, und das Institut könne leicht Schaden leiden. Ich mag Unrecht gethan haben, mich gegen meinen Vorgesetzten zur Leidenschaftlichkeit hinreißen zu lassen; aber ich wurde in der That sehr heftig und fragte, ob wir, die wir vorzugsweise uns der Gnade des ganzen königlichen Hauses zu erfreuen gehabt hätten, die Ersten sein wollten, die es verleugneten. Wenn das Volk uns dazu zwänge, dann könnte das Theater freilich nicht widerstehen; aber erst müsse doch ein Exzeß geschehen, eine Gewalt gegen uns ausgeübt worden sein, dann sei es ja noch immer Zeit zu einer solchen Maßregel; und wenn man Verantwortung vor dem souveränen Volk fürchte, so möge man immerhin sagen, ich hätte mich dem widersetzt. Die Herren möchten doch ja überlegen, was sie mit einem solchen Schritte alles aufgäben!

Meine Vorstellungen, die mich so erhitzten, daß ich einige Male auf den Tisch schlug, brachten denn aber doch zu Wege, daß neue Zettel gedruckt wurden, auf denen wenigstens die Ueberschrift „Königliche Schauspiele" wieder hergestellt wurde. Zu den königlichen Sängern und Sängerinnen, der königlichen Kapelle und dem königlichen Theaterchor konnte man sich aber nicht entschließen, und so blieb denn auf dem Zettel stehen: „sämmtliche Mitglieder der Oper".

Der Vorgang war mir zu merkwürdig, als daß ich mir nicht ein Exemplar des ersten Zettels, ohne die Bezeichnung „Königliche Schauspiele", hätte mitnehmen und sorgfältig aufbewahren sollen. So findet dies Kuriosum sich denn unter den Beilagen zu diesen Erinnerungen. (Seite 20—21.) Sein Vorhandensein mag vielen nicht angenehm sein, bleibt aber ein Beweis für die vollkommene Rathlosigkeit, die sich in jenen Tagen der Gemüther bemächtigt hatte.

Von dem Schauspielzettel verschwand seit diesem Tage auch das freiheitsfeindliche „Madame" und „Mademoiselle", um dem zeitgemäßeren „Frau" und „Fräulein" Platz zu machen, und es wurde Befehl gegeben, eine kolossale dreifarbige Fahne anzufertigen, um sie aus den obersten Fenstern des Schauspielhauses wehen zu lassen.

Dieses Eingehen auf die „Anforderungen der Zeit" schützte den General-Intendanten aber doch nicht vor einer sehr unangenehmen Scene, welche sich am Montag Abend in seiner Wohnung zutrug. Es fand sich dort nämlich eine Rotte von neun Kerlen ein, welche ihn durchaus sprechen wollten. Der Bediente sagte, daß Herr v. Küstner ausgegangen sei; das wollten die „Deputirten des Volkes" nicht glauben, drangen gewaltsam in die Wohnung ein, durchsuchten alle Winkel derselben, öffneten die Schränke und warfen ein Sopha um. Als sie sich überzeugt hatten, daß der Gesuchte wirklich nicht anwesend sei, sagten sie dem Bedienten, er möge seinem Herrn

Zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen.

Dienstag, den 21. März 1848.

Im Opernhause:

REQUIEM

von Mozart, ausgeführt von den Mitgliedern der Oper und Kapelle.

Im Schauspielhause:

Nathan der Weise.

Dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen von Lessing.

Das Abonnement und die sämmtlichen freien Entréen sind aufgehoben.

Für Heute, Montag, den 20sten, bleiben die Theater geschlossen.

Schnellpressen-Druck von E. Litfaß, Adlerstr. 6.

Abgeänderter Theaterzettel. Anlage zu S. 19.

Königliche Schauspiele.

Zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen.

Dienstag, den 21. März 1848.

Im Opernhause:

Mit aufgehobenem Abonnement.

REQUIEM

von Mozart,
ausgeführt
von den sämmtlichen Mitgliedern der Oper, der Kapelle und dem gesammten Chor-Personale.

Texte sind für 1 Sgr. an der Kasse zu haben.

Hierauf:

Die Schöpfung.

Oratorium von J. Haydn.

Erster und zweiter Theil.

Ausgeführt
von den sämmtlichen Mitgliedern der Oper, der Kapelle und dem gesammten Chor-Personale.

Textbücher sind an der Kasse für 2½ Sgr. zu haben.

Ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen, sind Billets zu folgenden Preisen zu haben: Proscenium 1 Thlr. 10 Sgr., erster Rang und erster Balcon 1 Thlr., Parquet, Tribune und zweiter Rang 20 Sgr., dritter Rang, Balcon daselbst und Parterre 15 Sgr., Amphitheater 7½ Sgr. Ein Fremden-Logen-Billet 2 Thlr.

Die sämmtlichen freien Entreen sind aufgehoben.

Anzeige.

Im Schauspielhause. Zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen. Mit aufgehobenem Abonnement. Nathan der Weise, dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen, von Lessing.
Ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen, sind die Billets hierzu zu den gewöhnlichen Schauspielhaus-Preisen zu haben.

Anfang halb 7 Uhr; Ende 9 Uhr.
Die Kasse wird um halb 6 Uhr geöffnet.

Schnellpressen-Druck von E. Litfaß, Adlerstr. 6.

nur bestellen, wenn er bis übermorgen seine Stelle als General-Intendant der königlichen Schauspiele nicht niedergelegt habe, so solle es ihm schlecht ergehen; worauf sie sich unter Lärmen und Drohungen entfernten. Der Bediente wollte unter diesen Kerlen einen entlassenen Theaterarbeiter, ein bekanntes schlechtes Subjekt, und einige der Logenschließer bemerkt haben, welche infolge des Lehmannschen Prozesses weggejagt worden waren.*)

Später sagte mir der Theater-Inspektor Daubner, daß sich dieser Demonstration gegen den General-Intendanten auch drei noch im Dienste stehende Theaterarbeiter angeschlossen hätten, auf die er bisher als seine zuverlässigsten Untergebenen gebaut. Da in jener Zeit von einer Untersuchung überhaupt nicht die Rede sein konnte, so ist auch nicht bekannt geworden, was jene Kerle zu dieser Gewaltthätigkeit veranlaßt, oder was sie damit beabsichtigt.

Am Dienstage (den 21.) versammelte sich das ganze Verwaltungspersonal schon früh im Büreau, und es war in der That vieles zu berathen, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein. Man befand sich gewissermaßen in Permanenz, denn die Ereignisse entwickelten sich rasch. Erfuhr man doch während der Repertoire-Konferenz, daß Seine Majestät der König, mit den deutschen Farben geschmückt und unter Vortragung einer deutschen Fahne, soeben die Straßen durchritt und erklärt habe, sich an die Spitze eines einigen Deutschlands stellen zu wollen. Mit dieser Nachricht waren auch die Bedenken zum Schweigen gebracht, welche ich gegen den Vorschlag wohlmeinend ausgesprochen, die Sänger und Schauspieler in den beiden Abendvorstellungen mit

*) Der Logen-Inspektor Lehmann war angeklagt worden, beim Billetverkauf nach Gunst und Bestechung verfahren zu haben. Es gab ein widerwärtiges und leidenschaftliches Verfolgen des sonst rechtschaffenen Mannes.

dreifarbigen Bändern geschmückt erscheinen zu lassen. — Es hatte dieser Vorschlag schon zu seltsamen Scenen Veranlassung gegeben. So war unter anderem der Geheim-Sekretär im Finanzministerium, Herr Werner, Gatte der Schauspielerin Werner — früher Unzelmann, geborene Franz — erschienen und hatte dem General-Intendanten angekündigt, das „Volk" verlange, daß heute Abend sämmtliche Darsteller mit dreifarbigen Bändern, Schleifen oder Kokarden geschmückt zu erscheinen hätten. Ich fragte ihn, ob er uns nicht einige Namen und Adressen derjenigen Mitglieder des „Volkes" mittheilen könne, welche das verlangten, da man später sich doch auf jemand berufen müsse, wenn es vielleicht auffiele, daß der Jude Nathan, der Mohamedaner Saladin und der christliche Tempelherr Farben an ihren Kostümen trügen, die doch eigentlich weder zu jüdischem, noch zu türkischem, noch zum Tempelherrenkostüm jener Zeit gehörten. Natürlich wurde meine Bemerkung mit Geringschätzung zurückgewiesen und abermals „das Volk" als Auftraggeber genannt, auch von Herrn Werner hinzugefügt, daß er bereits — die Genehmigung des General-Intendanten voraussetzend — bei dem Theater-Putzmacher Loewen für seine Frau als Daja einen dreifarbigen Turban bestellt habe. Damit war denn die Sache erledigt, und in der That erschienen am Abende sämmtliche Darsteller in „Nathan der Weise" mit dreifarbigen Kokarden am Kostüm.

Was in „Nathan" ein Unsinn war, wurde im Opernhause bei der Musikaufführung eine Nothwendigkeit. Hier erschienen Sänger und Sängerinnen, sowie Chor und Kapelle, in bürgerlichen Kleidern. Der Garderoben-Inspektor Johl wurde daher beauftragt, eine genügende Menge dieser öffentlichen Freuden- und Zustimmungsbeweise bereit zu halten, und ich mußte ins Opernhaus hinübergehen, um dem dort zur Probe versammelten Opernpersonale anzuzeigen, daß am Abende durchgängig dreifarbige Bänder anzulegen seien. Ich muß mich bei Verkündigung

dieser Anordnung sehr sonderbar benommen haben, wenigstens fragte man mich nachher, was mir gefehlt habe, da ich ein so merkwürdiges Gesicht gemacht.

Auch ein Prolog war in Vorschlag und Berathung gekommen, und ich erstaunte nicht wenig, als der Regisseur Stawinsky mich bei Seite nahm, einen schon fertigen Prolog für diese Gelegenheit aus der Tasche zog und mich bat, ihm meine Meinung über die Verse zu sagen. Ich wußte in der That nicht, was ich zu dieser „allezeit fertigen" Dichtkunst sagen sollte, und erlaubte mir die Bemerkung, daß dergleichen denn doch, wegen der Zukunft, eine nicht unbedenkliche Sache sei. Man könne nicht wissen, ob das jetzt anscheinend für immer aus den Fugen Gegangene sich nicht doch noch einmal wieder zurecht rücke, und dann würde eine Erinnerung an Prologe und deren Dichter unzuträglich sein. Als engagirten Schauspielern könne man uns befehlen, alles Mögliche zur Verherrlichung der augenblicklichen Zustände zu thun. Eine Dichtung lasse sich aber nicht befehlen und setze jedenfalls Sympathie und Zustimmung von Seiten des Dichters voraus. Auf diese Bemerkungen steckte Herr Stawinsky den Prolog wieder in die Tasche, und so kam es denn in keinem der königlichen Theater zu einem Gedicht auf die Märzhelden.

Schon am Tage vorher war die Bezeichnung des Zweckes, für welchen die beiden ersten Vorstellungen stattfinden sollten, Gegenstand reiflicher Ueberlegung und lebhafter Diskussion gewesen. Das Königstädtische Theater hatte angezeigt: „Zum Besten der Hinterbliebenen der im Kampfe gefallenen B ü r g e r." Dies wäre eine Parteinahme gewesen, welche den k ö n i g l i c h e n Theatern wenigstens nicht zustand. Man begnügte sich, in ganz richtigem Erkennen der Verhältnisse, zu sagen: „Zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen."

In der Repertoire-Konferenz standen sich zwei Meinungen schroff einander gegenüber. Die eine verlangte harmlose, mög-

lichst gleichgültige Stücke, um keine Veranlassung zu Demonstrationen von Seiten des Publikums zu geben, mußte aber freilich zugestehen, daß dann nur leere Häuser und ganz unzulängliche Einnahmen zu erwarten wären. Die andere wollte, wenn auch nicht gerade herausfordernde, so doch anziehende Stücke und nannte als solche „Wilhelm Tell", „Fiesko", „Die Stumme von Portici", „Urbild des Tartüffe" u. s. w. Mit vielem Takte sichtete der General-Intendant den gebotenen Rath und befahl die Wiedereröffnung der Bühne am 23. mit „Wilhelm Tell", dann aber eine Reihe von in der That harmlosen Vorstellungen.

Am Abende waren beide Vorstellungen zum Besten der Hinterbliebenen sehr leer. Ich war mit einiger Besorgniß an mein Regie-Amt im Opernhause gegangen, weil man Demonstrationen des Publikums vorausgesetzt hatte. Ich hatte aber nichts zu schlichten und zu vertreten, als mehr oder weniger bornirte oder leidenschaftliche Ansichten und Aeußerungen im Versammlungszimmer. Auch im Schauspielhause ging die Vorstellung vor einem sehr kleinen Publikum ruhig und unbeachtet vorüber. Nicht einmal die dreifarbigen Kokarden, Schärpen und Turbane wurden bemerkt. Man kam sich gegenseitig genirt vor.

Am Mittwoch (den 22.) war das Schauspielhaus, als das der deutschen Kirche auf dem Gensdarmenmarkte nächste Gebäude, beim Begräbnisse der „Volkskämpfer" der Mittelpunkt eines unglaublichen Gedränges. Das Büreau wurde schon um 12 Uhr geschlossen, damit Jedermann sich an dem Leichenzuge betheiligen konnte. Von Seiten einiger Begeisterter war vorgeschlagen und dafür agitirt worden, daß die sämmtlichen Schauspieler sich als eine Korporation an dem Zuge betheiligen sollten, und es würde dann auch wohl kaum an einer Innungsfahne gefehlt haben. Die Zahl der Theatermitglieder, welche — einige sogar mit Blumenkörben — dem Leichenzuge folgten, war sehr ansehnlich. Da ich sofort nach dem Schlusse des Büreaus nach Hause ging, so sah ich nichts von diesen für alle Zeit merkwürdigen

Begebenheiten. Den Beamten der General-Intendantur war die Betheiligung an dem Leichenzuge durch den Theaterdiener offiziell angesagt worden. Ich erklärte dem Theaterdiener, daß dies keine Dienstsache sei und mir nicht angesagt werden könne, und erfuhr, daß auch der Balletmeister Hoguet sich geweigert habe, dem Zuge zu folgen. So kann ich denn nichts über die Vorgänge bei dieser Feierlichkeit berichten; dagegen weiß ich genau, daß am 25. bei dem Begräbniß der treu ihrer Pflicht im Kampfe gefallenen Soldaten kein einziges Mitglied der königlichen Bühne, außer mir, anwesend war. Ebenso weiß ich, daß am Abend des Begräbnißtages der „Volkskämpfer" das Theater zum Zeichen der Trauer geschlossen blieb, am Begräbnißtage der gefallenen Soldaten aber gespielt wurde.

Die „Zeitungshalle" vom 22. enthielt folgendes „Eingesandt":

„Auch Herr v. Küstner wird aufgefordert, einige zeitgemäße Konzessionen zu machen und statt Flotowscher Tanzmusik die Opern Tell und die Stumme von Portici aufführen zu lassen. Schillers Wilhelm Tell dürfte gleichfalls angemessener sein, als Oswald'sche Abenteuer oder Puttlitz'sche Lavements. L. T."

Dieses erste Lebenszeichen einer gegen die Theaterverwaltung feindlich gesinnten Presse erschreckte Viele, und man drang in den General-Intendanten, die schon angesetzte Vorstellung der Oper „Martha" abzuändern. Herr v. Küstner zeigte aber gegen solches Ansinnen eine ganz entschiedene Festigkeit. Auch dem Verlangen der Sänger und an ihrer Spitze des Herrn Mantius, daß für die Oper „Martha" nicht die großen, sondern kleine Opernpreise angesetzt würden, trat er ernst entgegen, weil es seine Pflicht sei, die höchstmöglichen Einnahmen gerade in ungünstiger Zeit zu erzielen. In der That möchte ich die Beschwerden derselben Herren wohl gehört haben, wenn infolge der schlechten Einnahmen das Gehalt einmal nicht gezahlt worden

wäre. Sie würden dann begriffen haben, wozu man hohe Preise ansetzt.

Am Donnerstag (den 23.) begannen nun die regelmäßigen Vorstellungen wieder und zwar mit dem Schillerschen „Wilhelm Tell“ im Opernhause. Es war zwar nicht voll, aber auch nicht leer, und die anfangs sowohl von Seiten der Darsteller ängstliche und gedrückte, wie von Seiten des Publikums gleichgültige Stimmung wich doch bald der dichterischen Kraft des Meisterwerks. Natürlich wurden alle Freiheitsstellen stark beklatscht, der Beifall nahm aber doch keinen lärmenden und demonstrativen Charakter an, und das Verwunderlichste war, daß alle Stellen, die auf den König und zu seinem Vortheil gedeutet werden konnten, ebenso stark und ohne alle Opposition beklatscht wurden, z. B. beim Schwur auf dem Rütli die Worte Stauffachers:

„Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.“

Diese Worte mußten — ein seltener Fall überhaupt — da capo gesprochen werden, denn der Beifall war so anhaltend, daß die Vorstellung fast dadurch unterbrochen wurde. (Vergleiche Spenersche Zeitung vom 25. März.)

Vor den Rezensenten hatten die Darsteller im Beginn dieser Zeit gute Ruhe. Theils waren die Theater-Rezensenten politische Schriftsteller geworden, — theils hatten die Zeitungen bei der Ueberfülle der Einsendungen keinen Raum, — theils bekümmerte sich niemand um das Theater. Herr Professor Th. Roetscher schrieb jene für alle Zeit merkwürdigen Artikel in der Spenerschen Zeitung gegen die Armee, und wenn irgend etwas in Bezug auf das Theater erschien, so waren es Grobheiten und Drohungen gegen Herrn v. Küstner, z. B. in Nr. 75 der „Zeitungshalle“, wo Herr Kossak ihm zurief:

„Herr v. Küstner wird seiner Pflicht als Vorsteher einer großen Bühne nur nachkommen, wenn auch er sich der allgemeinen frischen Bewegung anschließt, während er sich im

entgegengesetzten Falle selbst in Gefahr bringt — unmöglich zu werden."

Ich dachte beim Lesen dieser Stelle an jene Unterhaltung, die ich mit Herrn v. Küstner beim Vorlesen meiner Bearbeitung der „Unglücklichen" bald nach dem Eintreffen der Revolutionsnachrichten aus Paris gehabt, wo er sich auch auf eine „frischere Bewegung" freute.

Dieser Angriff des Herrn Kossak scheint besonders gegen die Aufführung der Oper „Martha" am 24. gerichtet gewesen zu sein. Der heitere Stoff und die gefällige Musik scheinen den erregungsdürstigen Revolutionsfreunden nicht zeitgemäß genug gewesen zu sein, obgleich das Publikum trotz der allgemeinen Angst und Mißstimmung lebhaften Antheil nahm und sogar, zum ersten Male, das Spinn-Quartett da capo rief. Die Ruhe, welche Herr v. Küstner jetzt und auch später solchen Angriffen entgegensetzte, muß rühmend anerkannt werden.

Die Zeit war reich an den seltsamsten Ideen und brachte so Verschiedenes zum Vorschein, daß man oft seinen Augen und Ohren nicht traute. So machte am 24. der Inspektor und Bibliothekar Eduard Lange, bei seiner bekannten Gesinnung gewiß in bester Absicht, den Vorschlag: da die Studenten, die Maler und andere Künstler als besondere Korps der Bürgerwehr den Wachtdienst im königlichen Schlosse thäten, so sollten die sämmtlichen Schauspieler und sonstigen Mitglieder des Theaters sich ebenfalls als ein besonderes Korps bewaffnen und den Vorstand der Bürgerwehr bitten, ihnen auch eine Nacht in der Woche den Wachtdienst im königlichen Schlosse ausschließlich zu gestatten. Wieder mußte ich es sein, der den gut gemeinten Eifer abkühlte und die allseitige Bereitwilligkeit zu einer exklusiv-theatralischen Bürgerwehr auf die Folgen aufmerksam machte. Das Zirkular war schon in Gang gesetzt und in erster Stelle von dem Regisseur Stawinsky unterschrieben worden, eine um so größere Veranlassung zur Betheiligung der Uebrigen. Als

ruhige Vorstellungen nichts halfen, protestirte ich auf das allerernstlichste gegen die Unschicklichkeit der ganzen Sache, und so verlief sich denn der Plan im Sande, aber natürlich nicht ohne mir heftigen Tadel und Mißbilligung von Seiten der Enttäuschten zuzuziehen.

Am 25., wo „Valentine" gegeben wurde, nachdem am Abende vorher auch das französische Theater eine Vorstellung für die „im Kampfe Gefallenen", und zwar ganz passend das Vaudeville: „Les extrêmes se touchent" gegeben hatte, erschien in den Zeitungen (Spenersche Nr. 73, Beilage) ein Artikel, in welchem der Stadtverordnete von Charlottenburg Michaelis und zwei andere Bürger die „verabscheuungswürdige Beschuldigung" zurückwiesen, als hätten Charlottenburger Bürger das abziehende Militär beschützt oder vertheidigt. Dieser Stadtverordnete von Charlottenburg war nun kein anderer als der königliche Schauspieler und Statistenaufseher Michaelis, der seit Jahren das königliche Gnadenbrod aß, der sein Haus in Charlottenburg mit königlichen Vorschüssen gebaut, der durch kriechende Unterthänigkeit gegen den Prinzen von Preußen sich Verzeihung und Vergessenheit für recht häßliche Vorgänge in der Verwaltung seines Amtes als Statistenlieferant errungen. Das war mir denn doch in der That zu viel, und ich ließ mich von meinem Eifer hinreißen, Herrn Michaelis während der Vorstellung im Versammlungszimmer meine Meinung über diese unbegreifliche Zeitungsanzeige zu sagen. Einem abziehenden Feinde sogar baut man goldene Brücken, und er, der selbst Soldat gewesen, der seinem Soldatendienste seine ganze Stellung verdankte, hielt es für „verabscheuungswürdig", vaterländische Soldaten, die so musterhaft ihre Pflicht gethan, zu vertheidigen oder zu beschützen!

Die Heftigkeit, mit der ich ihm seine Undankbarkeit und Unverständigkeit vorwarf, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er in seiner Herzensangst bittere Thränen weinte, ein-

gestand, daß er von den beiden anderen Charlottenburger Bürgern dazu verleitet worden sei, und sich nur wunderte, daß ich der einzige unter seinen Kollegen sei, der ihm die Unschicklichkeit jenes Zeitungsinserats vorgeworfen. Er habe das Manuskript 6 — sage sechs — Personen vom Theater, und zwar einigen mir sehr nahestehenden darunter, gezeigt, und sie hätten es gebilligt. Ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte. Uebrigens mußte sich Herr Michaelis auch gefallen lassen, von dem Magistrat von Charlottenburg in einer späteren Zeitungsnummer für seine in jeder Art unbefugte Erklärung zurecht gewiesen zu werden.

Am 26. „Die Hochzeit des Figaro" und „Minna von Barnhelm". — Bisher hatte das Ueberwältigende der Ereignisse die Meinungsäußerungen unter dem Personal noch zurückgehalten und zur Vorsicht gestimmt; nun wurde aber des eklen politischen Geschwätzes und der unverdauten Urtheile so viel, daß der Dienst während Probe und Aufführung fast unerträglich wurde. Der Schwindel ergriff nach einander fast jeden. Als ganz fest in ihren Gesinnungen kann ich nur den Balletmeister Hoguet, Frau Birch-Pfeiffer und Fräulein Viereck bezeichnen; dagegen zeigte sich bei einer andern Dame eine wahrhaft empörende Gesinnung, und zwar vom ersten Augenblick an ganz laut und ungenirt. Ebenso bei einem Souffleur, mit dem ich deswegen in der Garderobe eines Tages in einen so heftigen Streit gerieth, daß ich mich zu den zwar aufrichtigsten, damals aber allerdings unbesonnensten Aeußerungen hinreißen ließ.

Außerdem wird mir dieser Tag unvergeßlich sein, weil ich zum ersten Male das Pöbelregiment an mir selbst kennen lernte. Alle Welt hatte nämlich die schwarz-roth-goldene Kokarde angesteckt, und es war in der That auffallend, wenn man einmal unter der übereinstimmenden Menge einen Hut ohne dieses Zeichen der Bewegung sah. Ich hatte mich bis dahin geweigert, dem allgemeinen Beispiele zu folgen, obgleich mir die Kollegen und namentlich Herr Weiß sagten, daß ich mit diesem Eigensinn nicht

allein nichts erreichen, sondern möglicherweise sogar dem Ganzen schaden könne. Ich gefiel mir in meiner ohnmächtigen Opposition und wollte auf den guten Rath nicht hören. Am Mittag des 26. ging ich vom Büreau meinen gewöhnlichen Weg nach Hause, über die Linden, welche damals schon die Anfänge des später so berüchtigten Lindenklubs zeigten. Plötzlich tritt mich einer jener wie Pilze hervorgeschossenen fliegenden Buchhändler an, der auf einem Auslagebrette, das er, um den Hals gehängt, vor sich her trug, nicht allein Flugschriften aller Art, sondern auch dreifarbige Kokarden, Bänder, Schleifen u. s. w. zum Verkaufe ausbot. — Er mochte wohl bemerkt haben, daß ich keine deutsche Kokarde am Hute trug, und bot mir eine solche an. Auf mein „Nein!“ meinte er, ich hätte ja doch noch keine, und da Jedermann eine dergleichen haben müsse, so solle ich ihm nur eine abkaufen. Auf mein abermaliges, diesmal unwirsches „Nein!“ erfolgte die Frage: „Warum denn nicht?!“ und als ich erwiderte: „Weil ich nicht will!“ schlug der baumlange Kerl mit solcher Vehemenz nach mir, daß mir von zwei rasch aufeinander folgenden Ohrfeigen fast Hören und Sehen verging. Natürlich stürzte ich auf den Kerl los und wollte ihn an der Brust packen; geschickt bog er sich aber rückwärts, so daß das breite Auslagebrett zwischen ihm und mir war und ich ihn nicht erreichen konnte. Dabei schrie der Kerl: „Kinder! hier ist Einer, der keine deutsche Kokarde kaufen will! — haut ihn! — haut ihn!“ — und im Nu war ich von Menschen umringt, die, Gott weiß wo her, plötzlich von allen Seiten dem Vorgange zueilten. Ich wurde gedrängt, hin und her gestoßen, zu gröberen Thätlichkeiten kam es aber nicht weiter. Man bemühte sich, zu schlichten und dem schreienden Kerl das Maul zu stopfen. Mochten unter den Hinzugekommenen Einige sein, die mich kannten, oder wollte man überhaupt eine Schlägerei vermeiden, kurz, ich fühlte mich aus dem Getümmel herausgedrängt und konnte unbelästigt nach Hause gehen.

Nun hatte ich allerdings vollkommenen Grund, mir eine

deutsche Kokarde zu kaufen, was ich denn auch am andern Tage, von Herrn Weiß begleitet, that; aber an meinen Hut kam sie doch nicht eher, als bis meine Frau eine preußische darunter genäht. Frau und Tochter erfuhren übrigens von der mir widerfahrenen Mißhandlung auf offener Straße nichts, weil ich sie nur damit geängstigt haben würde, ohne irgend etwas dadurch zu ändern.

Am 27. erhielt ich, als Schriftführer des Komitees zur Unterstützung hülfsbedürftiger Schauspieler, das bei meinen Papieren liegende Schreiben der königlichen Schauspielerin Auguste Crelinger (Stich), in welchem sie sich von weiterer Theilnahme an diesem so segensreich wirkenden Institute lossagte. — So merkwürdig und charakteristisch dieses Schreiben überhaupt ist, so wurde es mir doch wegen seines Postskriptums noch viel merkwürdiger, besonders von einer Dame, die für sich und ihre Familie in der That ein ganz außerordentliches Maß von Gnade und Bevorzugung von Seiner Majestät dem Könige genossen. Der Brief war am 15. März geschrieben, der Ereignisse wegen aber erst am 27. in meine Hände gekommen und mit folgendem bezeichnenden Nachsatze versehen:

„Diese Erklärung war vor dem verhängnißvollen Ereignisse der letzten Tage geschrieben. Heute, wo auch uns noch eine bessere Zeit erblühen kann, trete ich von neuem dem Vereine bei und wünsche von ganzem Herzen, daß wir uns ebenso vereinen mögen, eine Kunstanstalt wieder zu erheben, die sonst als erste in Deutschland glänzte und die, wie ich stolz genug bin zu behaupten, noch Mittel genug in sich trägt, um denselben Rang wieder einnehmen zu können, wenn wir fest dazu entschlossen sind und zusammen halten."

Die weitere Entwickelung dieser Angelegenheit selbst gehört nicht hierher. Das Komitee antwortete durch mich und erhielt die ebenfalls aufbewahrte Antwort, in welcher es unter anderem heißt:

„Ich hatte, ehrlich gesagt, gehofft, daß die großen Ereignisse unserer Tage auch unter uns ein neues, thatkräftiges Verhältniß bilden könnten."

Der ganze Vorgang verdient nur deshalb einer besondern Erwähnung an dieser Stelle, weil dadurch bewiesen wird, wie damals die Köpfe aller montirt waren, auch der Verpflichtetsten, und mit welchen Redensarten auch die sonst ruhigste Unterhaltung um sich warf. „Erblühen einer besseren Zeit", — „die großen Ereignisse", — „zusammenhalten", — „neues thatkräftiges Verhältniß", — das waren so die gangbaren Phrasen, von denen das Gespräch zehrte, und die mir so wehe thaten.

Nach „Wilhelm Tell" waren „Die Karlsschüler" am 29. die zweite „zeitgemäße" Vorstellung, die denn auch ihre Wirksamkeit nicht verfehlte, obgleich das im Vollgenusse der März-Errungenschaften schwelgende Publikum plötzlich die Hohlheit aller jener liberalen Phrasen erkannte, mit denen die politisch aufgegangenen, dramatisch aber recht armen Dichter sich des Theaters als eines willkommenen Agitationsmittels bemächtigt. Was vorher außerordentlich geistreich geklungen hatte, klang nachher matt und abgestanden und ließ um so kühler, als sich nur sehr wenige des Genusses überhaupt theilhaftig gemacht hatten.

Am 1. April verließ ich Berlin zu einem dreiwöchentlichen Gastspiele in Danzig und konnte also der eigentlichen Blüthezeit des Revolutions-Repertoires nicht beiwohnen. Am Tage der Abreise noch wegen der mitzunehmenden Kostüme im Theater anwesend, sah ich auf Augenblicke der Probe eines neuen Stückes „Die Herzogin" von Klein, einem der bissigsten aller Berliner Rezensenten, zu. Der Verfasser, vermuthlich mit einer Führerstelle in der Bürgerwehr betraut, war, mit einem rasselnden Schleppsäbel umgürtet und einer bauschigen schwarz-roth-gelben Schärpe verschönert, auf der Probe erschienen und leitete, neben dem Souffleurkasten stehend, den Gang der Probe. — War

etwas zu verbessern, so rasselte der Säbel imponirend über die Bühne und schien Respekt einflößen zu sollen. Der Anblick war mir so unbeschreiblich lächerlich, daß ich der Lust nicht widerstehen konnte, ihn zu parodiren. In der Garderobe suchte ich mir einen großen französischen Dragonerpallasch aus, umgürtete mich damit und stolzirte nun hinter den Kulissen umher. Da ich in dem Stücke nicht beschäftigt war, so wäre es unschicklich gewesen, auf der Bühne zu erscheinen; ich mußte mich begnügen, hinter der Dekoration meinen Todesmuth zu zeigen. Anfangs gab es Gelächter bei den Kollegen, dann aber stellte sich sofort Angst vor dem Rezensenten und dem „Volke" ein, und man bat mich inständigst, doch nur keinen Skandal herbeizuführen. Ich fühlte auch das Unschickliche, da ich eben auf mehrere Wochen Berlin verlassen wollte, den Folgen des höhnenden Scherzes also nicht persönlich stehen konnte. So wanderte denn der Dragonerpallasch wieder in die Garderobenvorräthe, ohne zu der Ehre einer freiheitlichen Zurechtweisung in den Zeitungen gelangt zu sein.

Das Stück wurde übrigens am 6. April bei seiner ersten Aufführung dermaßen ausgepocht, daß es nicht ausgespielt werden konnte und statt der drei letzten Akte das Lustspiel „Eigensinn" nebst Solotanz der Damen Brue und Polin gegeben werden mußte.

Am 22. April aus Danzig zurückgekehrt, fand ich die Verhältnisse der Bühne bereits wesentlich verschlechtert. Der Besuch war so spärlich, daß die Einnahmen nur selten die Tageskosten deckten. Schon vom 2. April an hatte man es aufgeben müssen, am Sonntage in beiden Häusern zu spielen. Die höheren Klassen zogen sich scheu vor jedem öffentlichen Erscheinen und somit sehr natürlich zunächst vom Theater zurück. Es gab so viele Volksversammlungen, Aufzüge und Kuriosa auf den Straßen, daß man des Theaters füglich entbehren konnte.

Nach dem lärmenden Durchfallen des Kleinschen Stückes

hatte es noch an demselben Abende eine Demonstration gegen Herrn v. Küstner gegeben. Eine Deputation — Gott weiß, von welchen Leuten — hatte von ihm verlangt, er solle sein Amt niederlegen, und ein früherer Theater-Eleve Eichler sich dabei besonders ausgezeichnet. Der Auftritt soll ein eben so lärmender wie drohender gewesen sein, Herr v. Küstner sich aber ernst und würdig dabei benommen haben. Er veröffentlichte in Nr. 91 der Vossischen Zeitung vom 17. April einen Artikel, welcher die ganze Reihe der gegen ihn gerichteten anonymen Briefe, Drohungen und Deputationen bespricht und einen tiefen Blick in die Zustände jener Tage gewährt. Schon am 29. März war eine Deputation von Studenten im Intendantur-Büreau erschienen und hatte die Absetzung des schon angekündigten Stückes „Dorf und Stadt" gefordert, weil „Birch-Pfeiffersche Stücke nun nicht mehr gegeben werden dürften". Warum, das war aus der studirenden Jugend nicht herauszubringen. Die Neuheit der Erscheinung mochte Herrn v. Küstner wohl veranlaßt haben, dieser ersten Anforderung nachzugeben. Später muß man ihm zu seinem Ruhme nachsagen, daß er solchen Zumuthungen mit Festigkeit entgegentrat.

Ich hatte schon wenige Tage nach meiner Rückkehr von Danzig Gelegenheit, die Stimmung im allgemeinen zu prüfen. Am 25. April kam nämlich die Nachricht von der siegreichen Schlacht bei Schleswig, und eingedenk der Vorgänge in den Jahren 1813, 14 und 15, wo jeder Erfolg der preußischen Waffen im Felde dem Publikum von der Bühne herab verkündet wurde, schlug ich vor, dies auch vor der Aufführung der Oper „Czar und Zimmermann" an diesem Abende zu thun. Man rieth zu einem feierlichen Absingen des damals beliebten Liedes „Schleswig-Holstein stammverwandt", und ich hatte alle mögliche Mühe, dafür „Was ist des Deutschen Vaterland?" annehmen zu lassen, was ich nur mit Hinweis auf die Stelle „Wo am Belt die Möwe zieht" durchsetzte. Ich bereitete, da ich die

Regie des Abends führte, alles Nöthige vor, ließ vor der Ouverture den Vorhang aufziehen, nachdem ich auf der Bühne die Sänger und den Chor (im Kostüm der Oper) geordnet hatte, trat dann im Frack rasch und entschieden vor und sprach in recht voller, freudiger Begeisterung:

„Die frohe Nachricht, welche in diesem Augenblick unsre Königsstadt erfüllt, von dem glorreichen Siege, den unsre braven vaterländischen Truppen unter dem Kommando des Generals der Kavallerie v. Wrangel bei Schleswig erfochten, möge auch hier in diesen von der Gnade Seiner Majestät unsers geliebten Königs der Kunst geweihten Räumen in dem Liede des begeisterten Dichters Ausdruck finden, der ein großes einiges Deutschland, ‚so weit die deutsche Zunge klingt‘, zuerst verherrlicht. Ein dreifaches Hoch der tapfern preußischen Armee, die es uns erwerben kann!"

Einem dreimaligen Tusch, den ich für das ganze Orchester angeordnet, und in den das überraschte Publikum enthusiastisch einstimmte, folgte das Lied, worauf der Vorhang fiel, die Ouverture begann und dann die Oper gegeben wurde.

Es war gelungen, das Publikum zu einem Lebehoch für die Armee zu bringen, die damals der Gegenstand des unvernünftigsten Hasses war. Gutgesinnte gratulirten mir (möglichst heimlich), daß ich das erreicht; es dauerte aber nicht lange, so kamen aus dem Parterre die Boten herauf, die mich „freundschaftlichst" warnten, nicht mehr in solchen Ausdrücken von der Armee oder von dem Könige zu sprechen. Einmal wolle man das hingehen lassen, weil der Sieg der schleswig-holsteinschen Sache und der Freiheit zu Gute komme; aber ich solle mich dergleichen nicht wieder unterstehen! Auch der General-Intendant war nicht besonders zufrieden mit den Worten, die ich gebraucht; da er aber nicht geradezu eine Wiederholung verbot, so glaubte ich am andern Tage auf eigene Hand handeln zu können, als die Allgemeine Preußische (Staats-) Zeitung nachmittags, kurz

vor dem Beginn der Vorstellung „Der höfliche Mann" und „Paul und Virginie" (Ballet), die offiziellen Nachrichten von dem Vorgehen der Armee bis Flensburg brachte. Ohne dafür um Erlaubniß zu bitten, was allerdings meine Pflicht gewesen wäre, nach dem inzwischen Gehörten aber nicht mein Wille war, trat ich, da ich die Regie des Abends hatte und somit selbstständig verfahren konnte, vor der Ouvertüre im schwarzen Frack mit dem Zeitungsblatte in der Hand diesmal vor den Vorhang und las den betreffenden Artikel aus der Zeitung ab, endete auch wieder mit einem Hoch auf die preußische Armee. Diesmal war die Aufnahme schon sehr viel kühler, und kaum war ich wieder auf der Bühne, als Bekannte aus dem Parterre heraufkamen und mir sagten, daß ich mich in Acht nehmen solle, man wolle mir für mein unzeitiges Verherrlichen der Armee Arme und Beine entzwei schlagen. Dergleichen ließ mich ziemlich kühl; desto empfindlicher war mir der Verweis, den ich vom General-Intendanten erhielt, und das bestimmte Verbot, Aehnliches eigenmächtig zu thun. Man hat mir diese Lebehochs später auch nicht vergessen, und sie haben wesentlich zu den Verfolgungen beigetragen, die ich im Mai in Berlin und Hamburg zu erdulden hatte.

Einfügen muß ich hier, daß Prinz Albrecht von Preußen mich am Vormittage rufen ließ und mir einen Brief des militärischen Begleiters des jungen Prinzen Friedrich Karl von Preußen, v. Schlegell, mittheilte, um den Inhalt im Soldatenfreund abzudrucken. Da dies aber noch eine Woche gedauert haben würde, so erbot ich mich, aus den Angaben des Briefes einen Bericht für die Spenersche Zeitung zusammen zu stellen, und wählte dazu die Form der begeisterten Erzählung eines Soldaten, der seinen Verwandten in Berlin das Selbsterlebte beschreibt. Der Prinz genehmigte, daß ich den Bericht sogleich in seinem Zimmer schrieb, da er den an das königliche Haus gerichteten Brief des Major v. Schlegell nicht aus den Händen

geben wollte. Ich brachte in meiner Darstellung wiederholt und drastisch wirkend das Wort „Drauf!“ an, und als ich das noch nasse Manuskript Seiner Königlichen Hoheit vorlas, bemerkte Höchstderselbe, erfreut über die lebendige, soldatische Schilderung, welche auf keine Weise die Quelle verrieth, aus der ich geschöpft: „Wissen Sie wohl, Schneider, daß Sie dem General v. Wrangel einen Namen gegeben haben, wie einst das „Vorwärts“ des alten Blücher? Denken Sie an mich, wenn dieses „Drauf!“ sein Beiname wird und vielleicht noch einst auf seinem Monumente zu lesen sein wird!“

In der That machte der Artikel, als er am 28. in der Spenerschen Zeitung erschien, großes Aufsehen, und wirklich wurde General v. Wrangel allgemein der „General Drauf“ genannt.

In den Zeitungen hatte sich um diese Zeit ein heftiger Federkrieg wegen des bevorstehenden Abganges der Solotänzerin Polin entsponnen. Er richtete sich theils gegen diese, theils gegen den General-Intendanten, theils gegen den Balletmeister Hoguet. Die Vossische Zeitung enthielt in ihrer Nummer 104 sogar ein französisches Gedicht, das sich in giftigster, persönlichster Satyre gegen Herrn v. Küstner aussprach, und Hoguet wurde fast in jeder Nummer durch „Eingesandt's“ angefeindet. Er litt für seine unverhohlen und laut ausgesprochenen royalistischen Gesinnungen. Herr v. Küstner ließ sich durch diese unverdienten Angriffe allerdings zu einem leidenschaftlichen Verfahren gegen Mlle. Polin hinreißen. Sie wollte ihr Abschiedsbenefiz im Königstädtischen Theater geben, um die hohen Tageskosten zu vermeiden, und dagegen agitirte Herr v. Küstner in einem Grade, der eben durch Uebermaß ungeschickt wurde. Unter anderem schrieb er einen Brief an mich: „daß ich jedenfalls an dem Benefiztage die kleine Rolle des einen Nürnberger Kaufmanns in „Götz von Berlichingen“ spielen müsse“, nur um zu verhindern, daß ich der Polin den „Kurmärker und die

Pikarde" spielte. Als ein höherer Befehl Herrn v. Küstner doch die Erlaubniß dazu abzwang, verweigerte er mir das Kostüm und versammelte sogar sämmtliche Garderobiers, um ihnen zu befehlen, daß sie mir kein Stück desselben verabfolgen sollten. Auch das half ihm nichts; denn Mlle. Polin erreichte einen schriftlichen Befehl des Fürsten Wittgenstein für das Kostüm, und ich spielte am 29. April in der Königsstadt. — Jede Kleinigkeit nahm in jenen Tagen sofort eine Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit an, von der man in ruhigen Tagen gar keinen Begriff hat.

Die Einnahmen waren fast Tag für Tag kleiner geworden. Selbst in der Vorstellung, welche unter dem sonderbaren, theils vorsichtigen, theils unvernünftigen Titel: „Für die schleswig-holsteinsche Sache" gegeben wurde, brachte „Götz von Berlichingen" nur 90 Thaler ein, so daß nach Abzug der Tageskosten diese „Sache" nur wenig gefördert wurde. Später trug selbst „Don Juan" nur 60 Thaler ein, und bei dem Wiederauftreten Dörings, nach achtwöchentlicher Abwesenheit, am 13. Mai sank die Einnahme auf 15 Thaler herunter. — Am 10. Mai — „Vor hundert Jahren" — erreichte sie „den tiefsten Grad der Leutseligkeit" — 14 Thaler. Dagegen hatte während der ganzen Revolutionszeit „Oberon" ein mäßig volles Haus gemacht, was denn auch in allen Rezensionen rühmend anerkannt wurde.

Diese trostlosen Zustände hatten Herrn v. Küstner schon am 20. April veranlaßt, ein Zirkular an die Regisseure, Balletmeister und sonstigen Vorstände zu erlassen, in welchem auf die größtmögliche Sparsamkeit für die Tageskosten gedrungen wurde. Und wahrlich mit vollster Berechtigung. Schon kamen die Nachrichten aus Hamburg und Leipzig, daß die dortigen Bühnen schließen müßten, da niemand mehr in das Theater gehe. Bei vielen anderen Bühnen spielte man bereits auf Theilung, und für den bevorstehenden Sommer ließ sich ein Aufhören der

meisten nicht anderweitig fest fundirten Bühnen voraussehen. Dieser Antheillosigkeit des Publikums gegenüber erschienen die mannigfachen Gastspiele, welche alle schon vor dem Eintritt der März-Ereignisse abgeschlossen waren, ebenso überflüssig, wie schlecht placirt. Daß sie spurlos vorübergingen, bedarf unter diesen Umständen wohl kaum der Erwähnung. Herr Hesse, Buffo aus Potsdam, Herr Peetz, Tenorist aus Wiesbaden, ein Bassist Behr aus Leipzig, Herr Wagener, ebendaher, spielten sämmtlich vor erschreckend leeren Häusern. Herr Döring, Herr Rüthling, Fräulein Tuczeck traten nach längerer Abwesenheit oder Krankheit wieder auf, — niemand kümmerte sich um sie. Man hätte eben so gut das Theater ganz schließen können, und es würde kaum, selbst in den Einnahmen nicht, vermißt worden sein.

Die Rezensenten in den verschiedenen Zeitungen berichteten zwar nach und nach wieder über die Vorstellungen, aber man merkte es den Berichten an, daß die Redaktionen ihnen den Raum beschränkt, und daß sie unter der Menge politisch aufregender Inserate niemand lesen wollte. Um nur einigermaßen interessant zu werden, mußten die Herren Rezensenten die Gelegenheit bei den Haaren herbeiziehen, um nur lesbar für das Publikum zu schreiben, so z. B. Herr Professor Gubitz in Nr. 95 der Vossischen Zeitung, indem er Herrn Wagener beurtheilt und einen Anhang über die „Typhonia" von Zwergsahm macht, wörtlich:

„— — Außerdem ist dieses Stück in seiner Aufgabe ein zeitgemäßes. Es beweist, daß Absolutismus und Willkür dem Untergange geweiht sind, durch die Volkskraft, in Anerkennung allgemein-menschlichen Rechtes." (Bravo!)

Dergleichen hübsche kleine Brocken mußten das gleichgültig gewordene Gesalbadere der Rezensionen würzen, um sie nur überhaupt noch genießbar zu machen. Hin und wieder erschienen auch feindliche und offenbar böse gemeinte Inserate, Anfragen

und dergleichen mehr, die in anderen Zeiten das größte Aufsehen gemacht haben würden, aber eben der Zeit wegen ziemlich unbemerkt vorüber gingen. Z. B. Vossische Zeitung Nr. 90:

„Wie viel Einheimische sind wohl an der Spitze der verschiedenen Branchen des königlichen Theaters? Und wäre es nicht an der Zeit, das königliche Theater mit seinen verschiedenen Branchen nur unter Leitung einheimischer Künstler zu stellen?"

Ebenda Nr. 94:

„Alle geehrten Damen werden aufgefordert, Nachtmützen für die Mitglieder des Corps de ballet zu häkeln."

und:

„Ist es nicht gesetzwidrig, daß Eine Person bei einem königlichen Institute drei Gehalte bezieht, wie dies bei dem Balletmeister Hoguet der Fall ist, nämlich als Balletmeister, als Lehrer der Solotanz-Schule und eine Pension als Solotänzer? — Könnten nicht drei Familien davon leben?"

Daß weder Seine Majestät der König noch einer der königlichen Prinzen in dieser Zeit das Theater besuchten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Aber auch Damen erschienen selten im Theater. Man sah nur Männer und im Parterre Schlapphüte, Bärte, Bewaffnete. Der Beifall äußerte sich roh, das Lachen wiehernd. Eine Zahl von Studenten erhielt täglich Freibillets, auch einige besonders bissige Schriftsteller, unter denen Herr Held vorzugsweise auffiel. Die Toiletten dieser Herren trugen keineswegs dazu bei, den Zuschauerraum mit seinen furchtbar gähnenden Lücken zu schmücken, und man fühlte nach allen Richtungen hin das Sinken der sonst so mannigfach bevorzugten Anstalt.

Anerkennenswerth bleibt es jedenfalls, daß der General-Intendant sich nicht drängen ließ, ein sogenanntes „zeitgemäßes" Repertoire zu machen, obgleich die Anforderungen dafür auf mannigfache Art heranstürmten. Auch von Seiten der Theatermitglieder fehlten sie nicht. Außer durch „Wilhelm Tell",

„Karlsschüler“ und „Urbild des Tartüffe“ wurde dem Publikum keine Gelegenheit geboten, seine Sympathien oder Antipathien auszusprechen. Im Anfange schien es allerdings, als werde Herr v. Küstner den Umständen entgegenkommen; die Ausschreitungen traten aber so rasch und unmittelbar an seine eigene Person heran, daß er wahrscheinlich die furchtbaren Folgen erkannte, die ein Weitergehen auf diesem Wege haben konnte. Kurz, von Gelegenheiten zu Demonstrationen durch das Publikum war keine Rede, und was ich dazu thun konnte, um diese abzuwenden, habe ich redlich gethan.

In sonderbarstem Gegensatze zu der Ebbe in der Kasse stand anfangs Mai die Forderung einer sofortigen Gehaltserhöhung aller Choristen, welche sich in corpore damit an Herrn v. Küstner wandten. Sie war eine Folge des allgemeinen Schwindels, der nur von Erhöhung des Tagelohns, Abkürzung der Arbeitszeit, Recht auf Arbeit und Staatsversorgung der „Invaliden der Arbeit“ phantasirte. Die Ablehnung dieser Forderung, so „zeitgemäß“ sie auch war, wurde nicht schwer, weil der Hinweis auf den ebenfalls „zeitgemäßen“ Zustand der Kasse sie erleichterte. Doch war die dadurch hervorgerufene Aufregung im Theaterchor, als einer kompakten Masse, immerhin bedenklich. Die offenkundige Theilnahmlosigkeit des Publikums und die erschreckend leeren Häuser brachten indessen die Vernünftigeren unter den Choristen bald zur Besinnung, und es zeigte sich sogar bei dem folgenden Vorfalle eine gute Gesinnung.

Beim Extrachor befand sich ein gewisser Mäder, Sohn eines früheren Sängers und, wie sein Vater, vollkommener Bummler. Dieser Mensch frequentirte nicht allein alle Volksversammlungen, sondern betheiligte sich auch an allen Demonstrationen und führte während des Dienstes im Theater die aufregendsten Reden, Echos der Zelte, der einsamen Pappel und des Lindenklubs. Das wurde den anderen Choristen zu viel, und am 19. Mai trat nach Beendigung der Chor-Singestunde

der Inspizient Stürmer zu jenem freiheitlichen Extrachoristen mit dem Ersuchen, den königlichen Theaterchor künftig mit seiner Gegenwart zu verschonen, da die Mehrzahl desselben nicht mit ihm dienen wolle. Nach einer solchen Beschämung wäre wohl jeder andere still seiner Wege gegangen, Herr Mäder junior erhob aber sofort ein heftiges Geschrei, drohte mit Zeitungsartikeln, Denunziationen bei den politischen Klubs und der Rache des „Volkes". Er beklagte sich auch bei Herrn v. Küstner, der indessen eine Entscheidung ablehnte, da er — Mäder — kein engagirter, sondern nur ein Extrachorist sei und die Kassenzustände überhaupt sehr bald alle Beschäftigung von Extrachoristen verbieten würden.

Nicht allein bei dem Auspochen der „Herzogin" von Klein, sondern auch bei der mißfälligen Aufnahme des Lustspiels „Das Räuschchen" und beim letzten Auftreten der Tänzerin Polin hatte das Publikum den General-Intendanten herausgerufen, um Rechenschaft von ihm zu fordern. Natürlich war Herr v. Küstner nicht erschienen. Nach dem, was aus Klubs und Kneipen hörbar wurde, wollten die allerdings sehr zahlreichen Widersacher desselben ihn zwingen, öffentlich auf der Bühne zu erscheinen und sich gegen allerlei Vorwürfe zu rechtfertigen. Da Minister gerade in diesen Tagen von wüthenden Volksmassen gezwungen worden waren, sich persönlich zu verantworten, so lag die Besorgniß nahe, daß es wiederholten Anläufen gegenüber auch bei Herrn v. Küstner gelingen werde. Dem wollte er vorbeugen und ließ den sämmtlichen Regisseuren sagen, sie hätten, wenn der General-Intendant herausgerufen würde, zu erscheinen und dem Publikum zu erklären, daß er nicht öffentlich erscheinen könne. Da ich bei einem so allgemein lautenden Auftrage späteren Skandal und Verantwortung für irgend ein Wort zu viel oder zu wenig voraussah, so verlangte ich eine genaue Vorschrift, was ich in einem solchen Falle sagen dürfe und solle, und erhielt auf einem Zettel das Folgende:

„Es ist dem königlichen General=Intendanten nicht gestattet, hier zu erscheinen, um Auskunft und Rechenschaft zu geben, die er nur seinen Behörden ablegen darf. Wie bisher wird er gern jedem Wunsche von Seiten eines geehrten Publikums entgegenkommen, so weit es ihm immer möglich ist, und wird in geeignetem Wege mit Vergnügen diese Wünsche entgegennehmen." (Den 19. Mai.)

Glücklicherweise kam ich nicht in die Nothwendigkeit, diesen Satz öffentlich ablesen zu müssen, obgleich schon am Tage darauf wieder ein Stück („Das Salz der Ehe") ausgepocht wurde. Das Rufen nach dem General=Intendanten legte sich aber wieder, da die Unruhestifter nicht zahlreich genug waren und ihr Geschrei von dem Zischen der Vernünftigeren übertäubt wurde.

Mit dem 21. Mai traten jene Ereignisse ein, welche mich persönlich betrafen und meine Entfernung von der Bühne herbeiführten. Da ich das Intendantur=Büreau nicht mehr besuchte, so hörte nun die Führung des erwähnten Tagebuches auf, mit ihm aber auch das Material für meine persönlichen Erinnerungen von den Vorgängen bei der königlichen Bühne während jener Zeit.

Jedenfalls wurde mir bei solchen Zuständen und Erfahrungen mein Verlassen der königlichen Bühne — wie später der Bühne überhaupt — nicht besonders schwer gemacht. — In allen meinen Gefühlen, Ueberzeugungen und eingelebten Ansichten verwundet, athmete ich erst wieder leicht auf, als ich das ganze Treiben hinter mir hatte. — Wie ruhig kann ich auf jene Zeit zurücksehen, und wie hat die wiedergekehrte Vernunft all' den Schimpf und die Schande verweht, welche damals auf mich einstürmten, am heftigsten von Seiten meiner früheren Kollegen, denen ich dafür durch die Stiftung der „Perseverantia" vergolten habe.

Potsdam, den 20.—27. April 1857.

Katzenmusiken.

1848.

Seit dem schmachvollen 18. März hatte ich in tiefster Zurückgezogenheit gelebt. Mein Widerstand gegen den von allen Seiten hereinbrechenden Unsinn war ein sehr passiver gewesen, denn mein Stand legte mir ja die Pflicht auf, keine Meinung zu haben, wenigstens nichts zu thun, was mich oder die Anstalt, der ich diente, mißliebig beim Publikum machen konnte. Das wurde mir vielfach ernstlich eingepredigt, als ich dem Leichenzuge der Märzhelden nicht folgen wollte, als ich mich weigerte, die deutsche Kokarde zu tragen, als ich dem Begräbniß der gefallenen Soldaten beiwohnte und mich in meiner Stellung als Regisseur gegen alle dem Augenblicke schmeichelnden Schritte der königlichen Bühne wehrte. Ich war wie gelähmt, verließ mein Haus nur noch, wenn der Dienst es unumgänglich erforderte, und brach jede Verbindung mit der Welt ab.

So habe ich von alle dem, was vom April bis Ende Mai in Berlin vorging, nur in den Zeitungen gelesen. Weder einen Klub, noch eine Volksversammlung habe ich besucht. Nur einmal, als sämmtliche bestrafte Verbrecher Berlins zu einer Versammlung und Berathung im Schlößchen vor dem Frankfurter Thore aufforderten, ging ich mit meinem Freunde, dem Schrift-

steller Adami, dorthin, um mir die zu erwartenden Physiognomien anzusehen, und dann auf dem Rückwege bei der sogenannten „einsamen Pappel" vorüber, wo eben die Volksbeglücker Born und Konsorten, der Thierarzt Urban und Vater Karbe die Menge bearbeiteten. Vollständig angeekelt von diesem einmaligen Versuche, die Mittel und Hebel dieser frechen Rotte kennen zu lernen, schloß ich mich nur um so scheuer in mein Haus ein und wußte auch den Zumuthungen des Bürgerwehrdienstes bis auf einige Male zu entgehen. Ueber die Erfahrungen bei diesem Dienste giebt „Meine erste Nacht auf Bürgerwehr-Wache" Auskunft.

In dieser Abgeschlossenheit trafen mich die ersten Nachrichten von den Agitationen unter der Berliner Landwehr, die von dem bekannten Landwehr-Unteroffizier August Braß am 30. April in einer Versammlung von Landwehrmännern im Exerzirhause vor dem Prenzlauer Thore begonnen worden waren. Braß war ein ebenso talentvoller, wie gefährlicher Mensch. Durch eifrigen Dienst bei den jährlichen Uebungen der Landwehr sich auszeichnend und durch einige ungemein ansprechende patriotische Gedichte sogar Seiner Majestät dem Könige bekannt geworden, Allerhöchstwelcher ihn bei einer Besichtigung des zusammengezogenen Bataillons freundlich anzureden geruhte, hatte er schon längst zu den am weitesten gehenden Liberalen gehört, in den Tagen vor dem 18. März eine ungemeine Thätigkeit entfaltet, am 18. selbst hinter den Barrikaden großes Geschick und Umsicht in seinen Anordnungen für den Kampf gezeigt und nach dem augenblicklichen Gelingen der Revolte sehr bald erkannt, daß eine weitere Entwickelung der Revolution so lange nicht möglich sei, wie die Landwehr militärisch gehorchte. Da er einen guten Namen in der Landwehr hatte, so wurde es ihm leicht, erst in kleinen Versammlungen in Wirthshäusern Gesinnungsgenossen zu finden und dann in der großen Versammlung am 30. April im Exerzirhause vor dem Prenzlauer Thore jene merkwürdige

Adresse an den Ministerpräsidenten Herrn Camphausen zusammenzubringen, welche am 1. Mai als Plakat an den Straßenecken erschien und in der Berliner Revolutions-Chronik, Theil II., Seite 360 abgedruckt ist.

Diese Adresse erklärt zunächst ganz unverhohlen, daß die unterzeichneten Landwehrmänner am 18. und 19. März „für die junge Freiheit" gekämpft, und verlangt dann „so schleunig als möglich" die staatliche Bewilligung folgender Kleinigkeiten:

1) Freie Wahl der Offiziere.
2) Das Wegfallen der Anrede „Du" und „Er".
3) Eine kräftige amtliche Fürsorge für die Frauen und Kinder der einberufenen Landwehrmänner.
4) Eine Versorgung der verwundeten und invaliden Wehrmänner.
5) Nur dann erst aufgeboten zu werden, wenn die Linientruppen bereits marschirt sind.

Das Erscheinen dieser Adresse erfüllte mich zwar mit schwerer Besorgniß; am nächsten Tage aber war sie unter dem Wuste anderer Plakate und Flugblätter schon wieder vergessen oder schien es vielmehr zu sein; denn unter den Tausenden von Landwehrpflichtigen der Hauptstadt hatte sie eine nachhaltige Wirkung hervorgebracht, die sich zunächst in einer Bitte vieler Gutgesinnten unter diesen an den Kommandeur der 6. Landwehr-Brigade, General v. Webern, und den Kommandeur des 20. Landwehr-Regiments, Oberstlieutenant v. Ewald, aussprach, auch ihrerseits eine Versammlung zusammenberufen zu dürfen, die jenem verderblichen Treiben entgegenträte. Die Bitte wurde bewilligt, und am 4. Mai kamen etwa 600 Landwehrmänner im Exerzirhause des 2. Garde-Regiments zu Fuß in der Karlstraße zusammen, um über die von den demokratischen Landwehrmännern verlangten Punkte zu berathen, und zwar mit der bestimmt ausgesprochenen Absicht, zu erklären:

daß die Landwehr überhaupt keinerlei Bedingungen zu stellen habe, und die Berliner in der Mehrheit keine stellen wolle.

Trotz der Anwesenheit des General v. Webern und des Oberstlieutenant v. Ewald nahm diese Versammlung eine sehr unglückliche Wendung. Herr August Braß und Konsorten hatten sich eingefunden und machten eine so lärmende Opposition, daß keiner der Offiziere zu Worte kommen konnte. Um Ordnung in dieses Chaos zu bringen, befahl endlich General v. Webern, um die Versammlung übersehen und leiten zu können, die Wehrmänner sollten kompagnieweise antreten. Diesen Befehl benutzten die Lärmmacher sofort nach ihrer Weise, indem sie erklärten, sie seien hier nicht bei einer Kontrolversammlung, sondern zu einer freundschaftlichen Berathung versammelt. Darüber kam es zu heftigem Wortwechsel zwischen den nach beiden Seiten hin Parteinehmenden und endlich zu einem Handgemenge, so daß die Offiziere das Exerzirhaus verlassen mußten, um thätlicher Mißhandlung zu entgehen.

Der schlechte Erfolg dieser in bester Absicht veranstalteten Versammlung ermuthigte die Braßsche Partei zu entschiedenerem Vorgehen mit ihren Plänen. Der Ministerpräsident Camphausen hatte die Adresse mit der Zusicherung beantwortet, daß die vorgeschlagenen einzelnen Punkte der demnächst zusammentretenden Nationalversammlung vorgelegt werden sollten, und daß die Wahl der Führer jedenfalls so lange Zeit habe, bis die Landwehr überhaupt zusammenberufen werden würde. Kaum war diese Antwort in den Händen der demokratischen Landwehrmänner, als sie eine Versammlung ihrer Gesinnungsgenossen auf den 10. Mai, abermals im Exerzirhause vor dem Prenzlauer Thore, zusammenberiefen, die bereits doppelt so zahlreich besucht wurde, als die erste; wie es denn leider nicht zu verkennen war, daß die gemachten gefährlichen Vorschläge täglich größeren Beifall unter den Massen fanden. Da ich auch dieser Versammlung, so wenig wie einer der vorhergehenden, beigewohnt habe,

so weiß ich nur das davon, was die „Zeitungshalle" der nächsten Tage berichtet.

Der Vorsitzende August Braß theilte die Antwort des Ministerpräsidenten Camphausen auf die Adresse vom 30. April mit und sagte:

„Gerade so würde Einer aus dem unverantwortlichen Ministerium des sogenannten gefallenen Systems geantwortet haben, nämlich im Eingange lobend, im Speziellen aber ausweichend."

Die Versammlung beschloß eine zweite Adresse, in der sie nochmals ihre Wünsche darlegte, namentlich auch die Wahl der Offiziere forderte, da dieselbe, bereits durch ein allgemeines Landesgesetz verheißen, nur noch einer Vorschrift für die Ausführung bedürfe. In Bezug auf die Verweigerung des Ausmarschirens erhoben sich Einwände hinsichtlich der Artillerie, da es keine besondere Landwehr-Artillerie giebt, sondern die Mannschaften wie Kriegsreserven bei den Linien-Brigaden eingezogen werden. Gegen dieses Zuziehen der Landwehr-Artilleristen erklärten sich die Anwesenden, wie es in dem Zeitungsberichte heißt, mit Entschiedenheit. Wenn die Landwehr künftig ein eigenes Korps bilden solle, so müsse sie auch ihre besondere Landwehr-Artillerie haben. Bei der Abstimmung ergab sich, daß alle anwesenden Landwehr-Artilleristen nicht zur Linie zurücktreten, sondern ein eigenes Korps bilden wollten, dann aber verlangten, daß ihre Vorstellungen ganz besonders in die Adresse aufgenommen würden. In Bezug auf Volksbewaffnung zeigte sich die Versammlung unwillig darüber, daß man die Landwehr von derselben ausgeschlossen habe, und rief:

Ob man die Wehrmänner etwa für unwürdig halte, Waffen zu tragen? Weshalb man ihnen, die ihren Muth auf den Barrikaden bewiesen, diejenigen vorziehe, namentlich die Beamten, welche die Nacht vom 18. zum 19. im Keller und hinter dem Ofen zugebracht? — Könne man Vertrauen ver-

dienen, wenn man selbst keines, kein Vertrauen zu der Landwehr, zu dem Kern des bewaffneten Volkes, beweise? Man möge also den Landwehrmännern Waffen geben, obgleich es deshalb noch keines Aufgebotes der Landwehr bedürfe. Sie seien gern bereit, sich dem Wachtdienste in der Stadt zu unterziehen.

Bei dieser Gelegenheit kam die Rede auf diejenigen Berliner Landwehr-Offiziere, welche in der Nacht vom 18. zum 19. das Landwehr-Zeughaus vertheidigt und von dort auf das Volk geschossen. Die Versammlung wünschte einstimmig deren Absetzung, weil sie jedes Vertrauen der Soldaten verloren hätten. — Dann kam eine Proklamation zur Sprache, welche die im Exerzirhause in der Karlstraße versammelt gewesenen Landwehrmänner, das heißt die gutgesinnten, von dem Lärm der Demokraten überstimmten und aus dem Lokal vertriebenen Landwehrmänner, in einer besonderen Versammlung am 7. entworfen und veröffentlicht hatten. Diese Proklamation wies alle, von anderer Seite gestellten Bedingungen bei einer Einberufung ab, forderte die Offiziere, Unteroffiziere und Wehrmänner der gesammten Provinzial-Landwehr auf, sich öffentlich dieser Erklärung anzuschließen und verlangte, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen sobald als möglich aus England zurückkommen und sich an die Spitze der gesammten Landwehr stellen möge. Sie ist gedruckt in der Plakatensammlung der königlichen Bibliothek in Berlin vorhanden und scheint die nächste Veranlassung zu der Versammlung der demokratischen Wehrmänner am 10. gewesen zu sein.

Natürlich rief die Vorlesung derselben einen gewaltigen Sturm hervor. Sie war von dem in Charlottenburg wohnenden Wehrreiter Schlesinger und 142 Unteroffizieren und Soldaten des 20. Landwehr-Regiments unterzeichnet. Das erste und allerdings beste Mittel war die Verdächtigung ihres Ursprungs. Ein Redner behauptete, sie gehe von einem Leibjäger Seiner

Majestät des Königs aus, und die Unterzeichner hätten ein paar Flaschen Wein bekommen. Ein anderer sagte, die Namen seien falsch, auch der seinige sei dazu gemißbraucht worden, und da er der Einzige dieses Namens in Berlin sei, so müsse eine absichtliche Verwechselung stattgefunden haben. Als die Gemüther durch diese Vorgänge hoch genug geschraubt waren, schlug der Vorsitzende den Erlaß eines Gegenplakats von Seiten der hier Versammelten vor und fand einstimmigen Beifall; wie denn überhaupt die geschickte Leitung bei diesen Versammlungen der demokratischen Wehrmänner fast immer einstimmige Beschlüsse erreichte und jedes Aussprechen einer entgegenstehenden Ansicht zu verhindern wußte. Daß mit einer jetzt schon gemachten offenen Darlegung der Absichten dieser Partei mehr geschadet als genützt werden würde, sah der schlaue und alles berechnende Braß wohl ein. Vor der Hand mußte darauf hingewirkt werden, die Majorität unter den Berliner Landwehrmännern zu gewinnen, und das ließ sich bei offenbar ungesetzlichen Schritten nicht erwarten. Die Gegenproklamation wurde also ebenso vorsichtig wie überlegt abgefaßt und am 11.. veröffentlicht. Sie lautete:

„Die unterzeichneten 1128 Wehrmänner Berlins protestiren hiermit auf das entschiedenste gegen den ungesetzlichen Schritt einzelner Kameraden, den dieselben in ihrer Adresse vom 7. gethan, indem sie nur unter Anführung des Prinzen von Preußen ihre Schuldigkeit als brave Soldaten und Vertheidiger des Vaterlandes thun wollen. Es steht der Landwehr nicht zu, ihre Dienste von solchen Bedingungen abhängig zu machen, wenn das Vaterland ihrer bedarf; und wenn die Unterzeichneten in einer früheren Adresse an Seine Excellenz den Ministerpräsidenten Camphausen den Antrag gestellt haben, die Bestimmungen der Landwehr-Ordnung vom Jahre 1814 und das Gesetz vom 6. April 1848 ihnen unverkürzt aufrecht zu erhalten, so erklären sie, jener, von einer höchst geringen Anzahl ihrer Kameraden unterzeichneten Adresse

gegenüber, daß sie, wenn das Vaterland ruft, unverweigerlich ihre Pflicht unter jedem, aber braven, volksthümlichen Führer erfüllen werden, der sie zum Kampfe gegen den äußeren Feind, nicht aber zum Kampfe gegen ihre Mitbürger führen wird. Berlin, den 10. Mai 1848."

(„Folgen vorläufig 1128 Unterschriften, die in Urschrift dem Minister Camphausen vorliegen.")

Man sieht, mit welchem Geschick Braß hier manövrirte. Er stellt die Gegner auf den Standpunkt der Ungesetzlichkeit, erbietet sich und seine Anhänger zu scheinbar unbedingtem Gehorsam und knüpft nur die kleine Bedingung der Volksthümlichkeit des künftigen Führers daran. Die eigenen Forderungen werden mit dem Mantel des Landwehr-Gesetzes aus dem Jahre 1814 verhüllt, in dem allerdings etwas Aehnliches, wie eine Wahl der Offiziere, aber unter ganz anderen Verhältnissen und Bedingungen versprochen wird.

Das Plakat wirkte denn auch so perfide, wie es abgefaßt war. Unter den Linden hörte ich im Vorübergehen unter den Gruppen der Lesenden Aeußerungen, die nur zu deutlich zeigten, wie gut Herr Braß sein Publikum gekannt, und wie geschickt er sich nach allen Seiten hin zu sichern gewußt. Es war die Zeit, wo die Rückkehr des Prinzen von Preußen ganz Berlin in die fieberhafteste Aufregung versetzte, und wo das Aussprechen der Landwehr einen neuen gewichtigen Stein in die schwankende Wageschale der öffentlichen Meinung warf. Die massenhafte Demonstration am 12. Mai gegen die Minister beweist, wie bereit die angelegte Mine für den zündenden Funken war.

Unterdessen hatte die Proklamation der treuen Landwehrmänner vom 7. in den Provinzen wunderbar gewirkt. In den Zeitungen wimmelte es von Zustimmungsadressen, wodurch die demokratische Partei in Berlin offenbar eingeschüchtert wurde. In den demokratischen Klubs wurde dem ohnehin schon vor-

sichtigen Braß empfohlen, ja recht vorsichtig mit der Agitation in der Landwehr vorzugehen, weil dies ein Element sei, das man nicht vor der Zeit wachrufen dürfe, da es sich zeige, daß die Leute doch noch an hergebrachten Vorurtheilen hingen und leicht eine Macht erstehen könne, die man bisher noch aus aller Berechnung gelassen, die aber wegen ihres volksthümlichen Charakters und ihrer doppelten Verpflichtung gefährlich sei. Hieraus erklärt sich, daß Braß seit dem 10. nur im Stillen operirte und sich nur bemühte, die Landwehrmänner seiner Partei zur Theilnahme an den Volksversammlungen des 12. bis 15. und den damit verbundenen Massendemonstrationen gegen die Minister zu bewegen. Da erschien endlich am 18. Mai das Manifest, von Steingraeber und 14 Genossen unterschrieben, welches die Ueberschrift trug: „An die Landwehr sowohl I. wie II. Aufgebots hier. Im Namen unsrer braven Kameraden, welche ebenso denken, wie wir unten Benannten.“ Dies Plakat gehört, da es sofort von den Demokraten abgerissen und auf jede mögliche Weise beseitigt worden ist, zu den größten Seltenheiten in den Sammlungen aus jener Zeit. Die Berliner Revolutions-Chronik druckt es S. 572 des II. Theils ab.

Da es die eigentliche und nächste Ursache für meine Betheiligung an den politischen Vorgängen und dadurch für meine ganz veränderte Lebensrichtung geworden ist, so möge es hier in seiner ganzen Ausdehnung seinen Platz finden.

„Liebe Kameraden! Es hat sich in neuester Zeit ein gewisser August Braß der Freiheit bedient, uns Landwehrmänner zu Versammlungen aufzufordern; mehrere von uns sind diesem Rufe gefolgt, in der Meinung, er wäre dazu autorisirt, welches aber weder von uns, noch von irgend einem unserer Herren Kommandeure geschehen. — Was dieser ꝛc. Braß bis jetzt unternommen, ist nur in der Absicht, seinem Ehrgeize zu genügen, geschehen, wozu wir leider die Hand bieten sollen, indem er uns mit der Anrede: „Kameraden!“ glaubt zu

schmeicheln, aber gleich das erste Wort hinterher ist: „ich, Euer Präsident" — „ich, Euer Führer" das zweite. Nun glaubt dieser ehrgeizige Herr, wir Landwehrmänner sollen ihn zu unserem Führer ausrufen. Einige von uns, Gottlob aber nur einige, sind durch die schmeichelhaften Reden, welche er fortwährend führt, geblendet, und diese Einige, diese geringe Zahl von uns, ahnet gar nicht, wie dieser Braß mit der Ehre eines jeden braven Landwehrmannes Spott treibt, indem er sagt: warum man uns Landwehrmännern, die wir auf den Barrikaden gefochten, nicht Waffen giebt und uns den Dienst mit verrichten läßt? — Wir Unterzeichnete fragen nun (wenn wirklich Einer oder der Andere, durch mißverstandene Verhältnisse oder durch Zufall, sich bei den Barrikadenkämpfen betheiligt hat), ob einer unserer lieben Kameraden jetzt, wo sich so Manches aufgeklärt hat, noch auf die Ehre, auf den Barrikaden gefochten zu haben, Ansprüche macht? — Wir sind fest überzeugt, dies können nur sehr wenige sein, und wir glauben fest auf die Ehre unserer übrigen Kameraden bauen zu dürfen. Wir wollen dem Herrn Braß die Ehre, ein Barrikadenheld zu sein, gern überlassen, aber unser Führer, unser Präsident kann und darf er nicht sein, wenn wir nicht den schönen, unsterblichen Ruhm der Landwehr, welchen unsere Väter vor einigen dreißig Jahren auf dem Schlachtfelde mit ihrem Blute erworben haben, mit Füßen getreten sehen wollen; wir können uns diesen Ruhm, jetzt in dieser zügellosen Zeit, wo alles Recht und Gesetz und wo jede Ordnung mit Füßen getreten wird, nur dadurch bewahren, wenn wir stets unseres Eides eingedenk bleiben und nicht dem ersten besten Abenteurer — welche nur mit unserer Ehre Spott treiben und welche gern unsere Kräfte zu ihren geheimen Zwecken und dunklen Umtrieben benutzen wollen, und welche, wenn wir ihren jesuitischen Reden Gehör leihen, nur stets bemüht sind, uns allerlei Ungeheuer, lauter offene Rachen, wo wir von unseren Vorgesetzten hinein

geführt werden sollen, vorzumalen — folgen. Wenn wir diesen Leuten und ihren Aufrufen im geringsten keine Folge leisten und wenn das Vaterland dann ruft, sagen: Alle für Einen und Einer für Alle! — so können wir uns nur als ehrenhafte Landwehrmänner zeigen, und wir werden uns als solche bewähren, und wir können uns dann frohen Muthes zurufen: Mit Gott, für König und Vaterland!"

„Und so ist es auch unser entschiedener Wille und Wunsch, daß unser geliebter Prinz von Preußen recht bald zurückkehre, und wir werden jeden Augenblick bereit sein, Gut und Blut für denselben einzusetzen und rufen dann freudig: Es lebe der König! Es lebe der Prinz von Preußen! Es lebe unser geliebtes Vaterland!"

„Zum Schlusse verbitten wir uns jede Erwiderung von diesen Klubherren, und daß dergleichen Klubs, durch welche schon so viel Unheil, so viel Unruhe entstanden, ein Ende nehmen sollen, ist unser entschiedener Wille, und daß wir unseren Willen durchsetzen werden und durchsetzen wollen, mögen diese Herren wahrlich glauben; es unterstehe sich also keiner dieser Herren, uns, das Volk, zu Versammlungen zu berufen, aber am allerwenigsten, sich an der Landwehr zu versündigen, dieselbe ihrer Pflicht und ihrem Eide untreu zu machen, sonst möchten sie nicht alle so leichten Kaufs davon kommen, wie Herr Braß am 16. dieses vor dem Prenzlauer Thore im Exerzirhause, und wir werden dann strenge Rechenschaft von den uns zur Schande gerühmten Barrikaden fordern. Dies unser fester Wille. Dies zur Beruhigung sämmtlicher gutgesinnten, pflichtgetreuen Landwehrmänner."

Unter dem Plakate war zum Sonntag den 21., nachmittags 5 Uhr, zu einer Versammlung der Gleichgesinnten im Posthofe — Ecke der Oranienburger- und Artilleriestraße — eingeladen.

Ich las es erst am Sonntag Vormittag, als ich vom Dienst aus dem Theater nach Hause zurückkehrte. So vortrefflich die

Gesinnung war, die diese Worte diktirt, so ungeschickt war die Form an einzelnen Stellen. Entschiedene Sprachfehler nämlich und schlechte Wortstellung, wie sie sich in jenem Plakate finden, habe ich ausgelassen, um den Eindruck nicht zu schwächen, den der gute Wille der Verfasser macht. Aber ich fürchtete auch, daß bei der angekündigten Versammlung guter Wille und gute Gesinnung unter der Unbekanntschaft mit den Formen und der aalglatten Geschmeidigkeit der demokratischen Gegner unterliegen könne. Eine so heftige Abneigung ich gegen alle Volksversammlungen hatte, so stand doch mein Entschluß augenblicklich fest, diese zu besuchen, und ich sagte das beim Mittagessen meiner Familie, die so wenig wie ich eine Ahnung davon hatte, welche Veränderung dieser Nachmittag in meinen ganzen Lebensverhältnissen herbeiführen sollte. Es war das letzte ruhige Zusammensein mit meiner Familie in dem Hause, das ich seit meiner Verheirathung, also 15 Jahre, friedlich bewohnt hatte.

Ich wußte weder etwas von dem Vorfalle am 16. im Exerzirhause vor dem Prenzlauer Thore, von dem das Plakat sagte, daß Braß mit genauer Noth davon gekommen sei; noch hatte ich die geringste Kenntniß davon, daß schon gestern, Sonnabend den 20., im Handwerkerverein in der Johannisstraße, bei einer von 600 Mitgliedern besuchten Versammlung, das am 18 erschienene Plakat Gegenstand der heftigsten Verhandlungen und Beschlüsse geworden war. Ich erwähne dieses Umstandes schon jetzt, weil er zur Erklärung meiner späteren Schicksale in Hamburg dient.

In der genannten Versammlung des Handwerkervereins hatte sich nämlich ein Abgeordneter des Hamburger Arbeiter-Bildungsvereins, Herr Martens, eingefunden, um zur Beschickung eines für den 2. Juni in Hamburg angesetzten „Kongresses der Arbeiter norddeutscher Städte" einzuladen. Dieser Abgeordnete aus Hamburg wohnte den Debatten über jenes Plakat, sowie den späteren Vorstandssitzungen bei, in welchen die Antwort des Handwerker-

vereins darauf berathen wurde. Da ich nun infolge meines Auftretens am folgenden Tage im Posthofe allgemein als der Verfasser jenes Plakates genannt und dafür gehalten wurde, und der Handwerkerverein jenem Abgeordneten aus Hamburg die Zusicherung gab (siehe Revolutions-Chronik Th. II. S. 569), mit dem Arbeiter-Bildungsverein zu Hamburg in Verbindung bleiben zu wollen, so wird meine spätere Verfolgung gerade durch Mitglieder des Hamburger Arbeiter-Bildungsvereins erklärt.

Ich wußte also von diesen Vorgängen nichts und war den ganzen Sonntag Vormittag über sehr schlecht gestimmt gewesen; denn am Sonnabend Abend, den 20., hatte das Publikum ein kleines Stück: „Das Salz der Ehe" von Görner, welches ich in Scene gesetzt, und in welchem ich für meinen erkrankten Kollegen Weiß dessen Rolle gespielt, schonungslos ausgepocht. Auch im Theater hatte sich der rohe, lärmende Ton, der alle Verhältnisse Berlins damals beherrschte, des Publikums bemächtigt und drohte, die königliche Bühne mit in den eklen Strudel der politischen Aufregung zu ziehen. Auf dem Heimwege aus dem Theater hatte ich eine der ersten Katzenmusiken in Berlin gehört, die einem Materialhändler neben der Stehely'schen Konditorei auf dem Gensdarmenmarkt gebracht wurde; ich glaube, weil der Besitzer des Ladens einen unverschämt zudringlichen Bettler hinausgeworfen hatte. Eine Katzenmusik war damals noch etwas Neues, und als ich an dem widerwärtigen Lärmen vorüberging, ahnte ich wahrlich nicht, daß ich zwei Tage nachher selbst mit einer solchen Musik beehrt werden würde.

Um 5 Uhr war ich im Posthofe in der Oranienburger Straße. Seit dem 19. März trug ich meine Landwehr-Dienstauszeichnung selbst auf dem Ueberrock festgenäht und brauchte also meinen Landwehrpaß nicht vorzuzeigen, wozu eine Anzahl von Männern, wahrscheinlich die Komitee-Mitglieder, jeden Eintretenden aufforderten. In dem sehr geräumigen Posthofe fand ich wenigstens 2000 Menschen versammelt und in die Mitte des

Hofes einen großen Schnellpostwagen geschoben, der zur Redner-Tribüne dienen sollte, zu welchem Zwecke eine Leiter an denselben angelegt war. Die Versammelten standen nur hin und wieder in Gruppen, und es herrschte eine auffallende, ja bei einer so zahlreichen Versammlung fast ängstliche Stille. Nur unter einem der Wagenschuppen ging es lebhafter her, dort verkehrten unruhig einige zwanzig bärtige Gesichter und besprachen sich eifrig untereinander. Zwei neben mir stehende Männer sagten: „Das sind die Andern!" und aus den resoluten Physiognomien der Bärtigen erklärte ich mir bald, was das hier heißen sollte: „Die Andern!" Nach halbstündigem Warten erschien ein Mann auf der improvisirten Rednerbühne, zwei andere stellten sich neben ihn, und nun begannen die Verhandlungen, wozu sich die Anwesenden dicht um den Postwagen drängten. Ein sonderbarer Anblick, diese Tausende von Zuhörern unter freiem Himmel, während von den Dächern der Wagenschuppen und aus den Fenstern in der Oranienburger- und Artilleriestraße Neugierige Kopf an Kopf gedrängt den Vorgängen zusahen.

Was ich gefürchtet hatte, erfüllte sich nur zu vollständig! — Gleich der erste Redner zeigte sich seiner Aufgabe auf keine Weise gewachsen. In demselben Tone wie das Plakat, voller Sprachfehler, besonders aber offenbar von der großen Versammlung eingeschüchtert, sprach er von den guten Absichten derer, die das Plakat erlassen, von der Zurückberufung des Prinzen von Preußen, von der Schande, welche die Barrikadenhelden über Berlin gebracht, und von den schlechten Absichten derer, die ihre Versammlungen im Exerzirhause vor dem Prenzlauer Thore hielten. Hin und wieder hörte man einzelnes Murren und unterbrechende Ausrufe, als die Barrikadenhelden zum ersten Male so öffentlich in Berlin gebrandmarkt wurden; die Stimmung war jedoch noch eine so überwiegend gute, daß diese einzelnen Schreier sofort zur Ruhe verwiesen wurden. Die Rede endete aber ohne alle Wirkung, sie schlug nichts Bestimmtes vor,

forderte zu nichts Greifbarem, allgemein Verständlichem auf und gab dem ganz bereiten guten Willen gar keine Gelegenheit, sich auszusprechen. Man sah sich fragend an, was denn nun geschehen solle. Niemand wußte etwas zu sagen. Da erkletterte eins jener bärtigen Gesichter die Decke des Postwagens und wußte die enttäuschte Stimmung trefflich zu benutzen. Offenbar gehörte er zur Braßschen Partei, hütete sich aber wohl, das irgendwie zu affichiren, sondern ging anfangs ganz in den Ton seines Vorredners ein. „Wenn man aber einen Vorschlag verwerfen will, so muß man ihn wenigstens kennen" — sagte er — „und darum wollen wir die Punkte, welche jene 1128 Kameraden von dem Ministerpräsidenten erbeten haben, einmal zusammen durchgehen. Was uns dann nicht gefällt und im Widerspruch mit unserer Soldatenpflicht zu stehen scheint, können wir ja verwerfen." Natürlich hieß es: „Ja, ja!" und „Bravo!" und der Redner begann.

Ich hörte zum ersten Male in meinem Leben einen Demokraten öffentlich reden und erschrak vor der Geschicklichkeit, mit der er die Masse zu bearbeiten wußte. Ueber die Wahl der Offiziere könne bei jedem braven Preußen, der seinen Hochseligen König im Herzen trage, gar kein Zweifel sein; denn Friedrich Wilhelm III. habe es in seinem Aufrufe an das Volk versprochen und nachher im Gesetz vom Jahre 1814 bestätigt. Was zur Zeit der Noth gut gewesen sei, müsse auch gut sein, wenn wieder eine Zeit der Noth komme, und darum verlangten einige jetzt die Wahl der Führer, wie sie ja auch schon vom Ministerium bei der Bürgerwehr eingeführt sei, und die Landwehr sei doch gewiß nicht schlechter, als die Bürgerwehr. (Bravo!) Die Sache selbst sei auch gar nicht zu erbitten; die habe der Hochselige König schon befohlen, und jeder brave Landwehrmann wisse, daß man dem Könige gehorchen müsse; nur um die Form, wie es gemacht werden solle, könne es sich noch handeln, und da müsse man doch sagen, gebe es kein gesetzmäßigeres und an-

ständigeres Mittel, als eine gehorsame Bitte an das Ministerium, das schon wissen werde, was es der Landwehr, dieser größten Kraft des Landes, diesem eigentlichen preußischen Volke, die mit der Kolbe zu „fluschen" verständen, bewilligen könne. (Bravo!) Was die Versorgung der Familien betreffe, so sei das doch gewiß keine ungerechte Forderung; denn wenn wir uns die Knochen für das Vaterland entzwei schießen ließen, so könnten die Reichen, die zu Hause bleiben, wohl etwas von ihrem Ueberflusse hergeben. Wegen der Invaliden wolle er gar nichts sagen, sondern nur fragen, wie ihnen zu Muthe sei, wenn sie einen Invaliden mit dem Leierkasten vor der Thüre betteln sähen; ob sie auch Lust hätten, einmal so herum zu laufen. — Wenn schließlich in den Vorschlägen davon die Rede sei, daß die Landwehr nicht eher ausmarschiren wolle, als bis die Linientruppen ausmarschirt wären, so hätten die Bittsteller gewiß nicht gemeint, den Gehorsam zu verweigern, sondern wohl nur damit sagen wollen, daß, wenn doch welche todtgeschossen werden sollten, die Reihe besser erst an die käme, die kein Geschäft, kein Handwerk, keinen Erwerb und weder Frau noch Kinder zurücklassen müßten, und dann erst an die reifen Männer, an die eigentliche Blüthe der Nation, an die freien Bürger Berlins, die in ganz Europa wegen ihrer Intelligenz hochgeachtet seien.

Die Wirkung dieser Rede war außerordentlich. Bei jedem Schlagworte von Bravo! unterbrochen, hatte sie in kurzer Zeit die ganze Physiognomie der Versammlung verändert. Das war alles so plausibel, war alles mit so bekannten, wohlklingenden Redensarten gewürzt, klang so ungefährlich und wohlmeinend für das Ganze und für jeden Einzelnen, daß ich den Augenblick voraussah, wo auch diese Tausende sich zum Unterschreiben jener Adresse verführen lassen würden. Ohne zu wissen, was ich that, was ich sagen wollte und was ich sagen konnte, stürzte ich auf den Postwagen zu und wollte eben die Leiter hinauf klettern, als der erste Redner wieder oben erschien, verlegen hin und her

trippelte und immer nur schrie: „Das ist nicht wahr! — Das ist nicht wahr! — Der gehört zu der Braßschen Partei!“ — Dabei blieb es aber, und die Unbehaglichkeit der Situation steigerte sich. — Wie bei den Haaren riß es mich hinauf. So konnte, so durfte es nicht bleiben, sonst war alles verloren. Schon debattirten und ereiferten sich die Gruppen, es war Leben und Bewegung in die bis dahin aufmerksam zuhörende Masse gekommen, und fast übermannte es mich, als ich von dem hohen Postwagen herab diese erregte Menge übersah. Ein Obenstehender sagte mir nachher, ich hätte ihn so heftig bei Seite geschoben, daß er beinahe vom Wagen heruntergestürzt wäre, und dabei hätte ich am ganzen Leibe gezittert. Ich weiß nicht mehr, was ich gethan und was ich gesagt; nur einzelne Bilder und Worte erinnere ich mich mit Bestimmtheit gebraucht zu haben. Alles andere haben mir nachher Andere erzählt, die meine Rede mit angehört, und aus deren Mittheilungen ich mir das Folgende zusammengesetzt. Das Eine weiß ich gewiß: — Ich sprach fast bewußtlos, in fieberhafter Erregung und überlaut, so daß man mich bis über die Dächer der Wagenschuppen hinweg in den Häusern der Artilleriestraße gehört.

„Meine Herren! — Denn Kameraden wollen wir nicht eher zu einander sagen, bis ich weiß, ob alle Versammelten auch wirklich Landwehrmänner sind. — Aus den Bravos zu schließen, welche der Herr mit dem Barte bekommen hat, den ich noch bei keiner Landwehrübung gesehen, obgleich ich sieben Uebungen freiwillig mitgemacht, scheinen auch einige unter uns zu sein, die nicht recht mit den Pflichten eines Soldaten Bescheid wissen. Dafür sollten wir aber zu allererst sorgen, ehe wir mit dem schönen und vielbedeutenden Worte „Kameraden“ so flink bei der Hand sind. Damit wir aber gleich wissen, was wir von einander zu halten haben, so wollen wir uns erst gegenseitig vorstellen und Appell halten. Wenn ich, Unteroffizier Schneider, 3. Bataillons (2. Berlinischen) 9. Kom-

pagnie, mit „Hier!" antworte, so bitte ich, mir zuvörderst auch meinen Aufruf laut und kräftig zu beantworten: Wehrmänner 1. und 2. Aufgebots, die ihren Fahneneid noch nicht vergessen haben und ihrem Könige die geschworene Treue halten wollen?!

Ein allgemeines „Hier!" beantwortete meine Frage. —

So, das läßt sich hören! Es könnte aber doch noch zweifelhaft sein, ob einer oder der andere mitgerufen, darum wollen wir einmal eine Revision in Zivilmanier vornehmen und die Hände aufheben, aber militärisch, mit Ruck und Schlag und nach dem Kommando: „Gewehr auf!" Denn eine so gute Faust, wie wir den Leuten zeigen können, ist auch ein Gewehr, und es soll schon Fälle gegeben haben, wie z. B. bei Hagelsberg, wo eine Berliner Landwehrfaust verschiedenen Leuten sehr unangenehm gewesen ist. Also nach Kommando ohne Zählen! — Wer hat seinen Fahneneid noch nicht vergessen und will seinem Könige die geschworene Treue halten? — Gewehr auf! — Na, da haben wir's ja! Ich sehe keinen, der das Gewehr bei Fuß und den kleinen Finger an der Hosennaht behalten hätte. — Also sind wir in der Hauptsache einig und können von der Leber weg mit einander reden.

Nun soll mir auch das schöne Wort „Liebe Kameraden" recht aus dem vollen Herzen heraus und womöglich mitten in Euer Herz hinein gehen; denn es ist ein gutes Ding um eine ehrliche Kameradschaft unter Männern, weil sie nicht hinterm Ofen und beim Bierkruge erworben werden kann, nicht durch Klugsprechen, sondern durch die jeder Beurtheilung offen liegende That. Also:

Kameraden! Der Herr mit dem Barte hat ganz Recht, wenn er sagt, man muß keinen Vorschlag ungeprüft verwerfen, und so wollen wir uns denn seine Vorschläge auch einmal von der anderen Seite ansehen, gewissermaßen von hinten,

und das kann ich um so besser, als ich bei unseren Uebungen meistentheils schließender Unteroffizier gewesen bin.

Da schließe ich denn bei dieser Gelegenheit, daß doch vielleicht noch ganz andere Dinge hinter diesen Vorschlägen stecken könnten, als wir bis jetzt übersehen können, und denke dabei unwillkürlich an das Beispiel, das wir ja erst vor wenigen Monaten erlebt. Als der Teufel in Paris losging, wurden auch in Deutschland plötzlich und in vielen Städten gleichlautend allerlei Forderungen gestellt, die sich ganz hübsch lesen und anhören ließen: Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Geschworenengerichte. Wie wir 14 Tage darauf den Schaden bei Lichte besahen, hatten diese wohlklingenden und ganz vernünftig aussehenden Forderungen eine Revolution herbeigeführt, an der wir noch eine gute Weile zu kauen haben werden. Da nun diese Landwehrvorschläge auch gleichzeitig in Berlin, Breslau, Köln und vielen anderen Städten ans Tageslicht treten, so kommt es mir beinahe vor, als könnte denn doch wohl noch mehr dahinter stecken, als uns gesagt und vorgestellt wird, und da habe ich denu gleich so meinen stillen Verdacht gegen die Wahl der Führer.

Die am 10. im Exerzirhause vor dem Prenzlauer Thore versammelt gewesenen Landwehrmänner, welche sich in einer Adresse an den Ministerpräsidenten gewandt haben, wollen die Wahl der Führer; aber Sie wollen nicht, daß wir anderen uns den Prinzen von Preußen, unsern alten Korpskommandeur, zum Führer wählen sollen. Nun dächte ich aber, was dem einen recht ist, das sollte dem andern doch auch wohl billig sein. Wir thun ihnen ja eigentlich damit nur ihren Willen, und um zu erfahren, wie die Sache steht, können wir ja gleich eine Probe machen. Das Plakat vom 18. hat nur diejenigen zur heutigen Versammlung eingeladen, welche die darin ausgesprochenen Gesinnungen theilen, und ich sehe jedenfalls 2000, vielleicht an 3000 Kameraden hier versammelt,

also unter allen Umständen mehr, als dort versammelt waren. Da aber heutzutage alles nach Majoritäten geht, so dächte ich, wir stimmten frisch drauf los ab. — Also, Wahl der Führer! Wer Seine Königliche Hoheit den Prinzen von Preußen, unsern alten kommandirenden General, zum Führer der Landwehr haben will, der hebe die Hand auf! — Na, da haben wir es ja! So viel ich sehe, einstimmig! Wollen aber darauf auch gleich eine Gegenprobe machen, wie sie jetzt Mode ist. Ich schlage einen Gegenkandidaten zum Führer der preußischen Landwehr vor und zwar den Herrn mit dem Barte, der uns vorher die Sache so schön auseinandergesetzt hat. Wer den will, der hebe die Hand auf! — Na nun? — gar keiner? — J, das ist ja sonderbar! — Alle Hände an der Hosennaht? — Die Sache ist also abgemacht und wird ad acta gelegt. Da kann sie so lange liegen bleiben, bis Seine Majestät der König überhaupt für gut befinden wird, einen Führer für die gesammte preußische Landwehr zu ernennen, was doch wohl immer besser und dauerhafter sein dürfte, als wenn wir uns mit Wahlangelegenheiten abgeben sollten, nach denen am Ende aller Enden weder Huhn noch Hahn kräht.

Da ich aber als schließender Unteroffizier die Sache von hinten ansehe, so wollen wir unsre Betrachtungen mit dem letzten Vorschlage anfangen. — Also erst ausmarschiren, wenn die Linientruppen schon ausmarschirt sind? — Das wäre nicht übel! Sollen die, welche erst lernen, was wir schon können, den Vorrang vor uns haben? Soll man uns jemals auch nur in den Verdacht bringen können, wir fürchteten uns vor dem Feinde? — Donnerwetter! Mir kribbelts in der Faust, wenn ich nur daran denke, daß mich mal einer einen Ofenhocker nennen könnte, während die jungen Kerls vor uns das Fett von der Suppe schöpfen. Wo ist der Preuße, der Lust hätte zurückzubleiben, wenn es einmal ernstliche Klopfe setzt?

Von uns, die wir hier versammelt sind, läßt sich das doch wahrhaftig nicht erwarten, und von den anderen, die jene Adresse unterschrieben haben, doch auch nicht; denn wenn sie schon freiwillig auf den Barrikaden gefochten, wie sie selbst sagen, so werden sie sich doch gewiß eine weit schönere Gelegenheit zum Fechten nicht entgehen lassen, wenn es einmal heißt: Vorwärts Jungens! oder: Druff! — Oder fürchtet sich etwa hier einer vor einem Knuff, wenn es mal druff geht? — Da hört man es ja! — Wer lacht, der fürchtet sich nicht. Darüber wären wir also wieder einig. Ist übrigens gar kein großer Entschluß, wenn wir sagen, wir wollen mitmarschiren; wenn es mal so weit kommt, werden sie uns wahrhaftig nicht erst lange fragen. Hat auch 1813 welche gegeben, die nicht gleich mitmarschiren wollten, denen hat aber der Hochselige König in seinem Aufrufe vom 17. März zur Bildung der Landwehr nicht übel seine Meinung gesagt. Da dieser Aufruf ja bei allen unseren Landwehrfesten feierlich vorgelesen wird, so wissen wir ja, daß es da heißt:

„Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich Meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung aller, die für das, was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen."

So weit ich hier sehen kann, herrscht kein Mangel an körperlicher Kraft bei den Kameraden. Sind ja meist Sechszöllige! und was die nichtigen Vorwände betrifft, so möchte ich doch den sehen, der Lust hätte, sich von seinem Könige und seinen Mitbürgern verachten zu lassen, zwanzig Jahre Festung und die Verachtung der Linie noch gar nicht mal mitgerechnet. Die Linie aber ist jünger als wir, und von einem jüngeren Manne verachtet zu werden, der erst noch durchmachen soll, was wir schon längst durchgemacht haben,

das wäre denn doch wirklich mehr, als ein ausgewachsener, gesunder Mann, und noch dazu ein richtiger Berliner, der mit Spreewasser getauft ist, vertragen kann. Wer die Linie zuerst ausmarschiren lassen und dann hintendreinzoddeln will, — wer Lust hat, sich von unserm Hochseligen Herrn noch im Grabe, von seinen Mitbürgern aber schon bei Lebzeiten verachten zu lassen, der hebe die Hand auf! — Schön, das wäre also wieder abgemacht. Nicht Eine Hand hat sich gehoben!

Ehe ich aber weitersprече, muß ich die Herren, welche hier unten hinter dem Postwagen stehen, fortwährend brömmeln und anderer Meinung zu sein scheinen, als wir alle, die wir uns gegenseitig ins Gesicht sehen können, ergebenst bitten, hübsch von da hinten vorzukommen und, wenn sie wirklich anderer Meinung sind, auch den Muth zu haben, uns das zu zeigen. Da hinten hilft das Gebrömmele und die Drohungen, daß mir das schlecht bekommen werde, gar nichts. Hübsch vorne und ins Gesicht drohen! — Die Herren wollen nicht? — Da müssen wir abstimmen! — Kameraden, wollt Ihr, daß die 20 oder 30 Herren da hinten hervorkommen und sich zu Euch stellen, damit wir die kennen lernen, die da klüger sein wollen, als 3000 Ehrenmänner, die sich nicht scheuen, ihre Meinung gerade heraus jedem ins Gesicht zu sagen? — Das Ja war gewiß vollstimmig. Sie haben gehört, meine Herren, die Majorität der Versammlung will, daß Sie da hinten hervorkommen! Es ist auch wirklich besser so; denn wenn mir nachher allenfalls ein Kamerad um den Hals fallen und mich küssen wollte, dann kämen Sie da hinten doch schlecht bei mir weg, und das kann ich Ihnen wirklich nicht zumuthen.

So! Nun können wir in unserm Thema fortfahren.

Der nächste Punkt unter den Vorschlägen ist die Versorgung der Verwundeten und Invaliden und die Unterstützung

der zurückbleibenden Familien. Davon steht freilich in der Landwehr-Ordnung nichts geschrieben, aber in den Herzen des ganzen preußischen Volkes hat es 1813, 14 und 15 geschrieben gestanden, und wenn die Geschichte unseres Vaterlandes nicht lügt, so hat sie eben so viel von der Unterstützung für die Zurückgebliebenen und von der Pflege der Verwundeten, wie von der Tapferkeit der Ausmarschirten zu erzählen. Wenn der Staat eine solche Verpflichtung eingehen soll, so fragt sich vor allen Dingen doch: woher nehmen und nicht stehlen? Der Staat hat nichts, als was seine Unterthanen ihm geben. Wenn man es also ernsthaft mit der Sache meint, dann sollte man nicht an den Ministerpräsidenten, sondern an sechzehn Millionen Preußen, womöglich an jeden einzeln und darunter vorzüglich an sich selbst, eine Adresse richten. — Ja, richte mal einer! — Auf die Antwort wäre ich neugierig. — Erst thun und dann etwas fordern, das ist die richtige Ordnung in der Welt. Kommt wirklich Krieg, dann geht es allen schlecht, und dann hilft jeder, so gut er kann. Dienen wir etwa des Soldes wegen? Ich denke, von dem haben wir uns noch keine Hypothek kaufen können. Da kommen Sie mit der alten Geschichte von dem Leierkastenmanne, aber von dem Invalidenhause und von den Zivilanstellungen sagen Sie kein Wort; und wahrhaftig! wie mancher wirkliche Invalide im Invalidenhause wäre froh, wenn er so viel verdienen könnte, wie so ein Leierkastenmann, bei dem ich wohl einen Rock mit einem rothen Kragen, aber noch nie eine Nummer auf der Achselklappe gesehen habe. — Da meinen sie, wenn einer seit 1815 heruntergekommen ist, der Staat müsse für ihn sorgen; aber von den 27 Millionen Thalern, die das Invalidenwesen seit der Zeit schon gekostet, sind Sie ganz stille. Wenn es den Zurückbleibenden schlecht geht, so ist das allerdings schlimm, Krieg ist aber noch schlimmer. Ebensogut könnten wir beim Exerziren alle Tage ein Beefsteak zum

Frühstück verlangen; denn das Exerziren greift an, und auf der Schlächterwiese ist schon mancher hungrig gewesen; aber verhungert sind wir darum doch nicht, sonst wären wir heute nicht hier. Das ist eben unser Stolz, daß uns der Staat nur das Nothdürftigste giebt, wir aber dem geliebten Vaterlande alles, unsere besten Jahre, unsere gesunden Knochen und, wenn's ernstlich darauf ankommt, unser Herzblut. Das kann uns keine Macht auf Erden vergüten oder belohnen, aber unser Bewußtsein kann es, und ein gutes Gewissen ist ein sanftes Sterbekissen. — Warum werden denn gerade jetzt, wo doch wahrhaftig ganz andere Dinge auf die Nägel brennen, solche Forderungen gestellt? Da muß doch wohl noch etwas Anderes dahinterstecken, und darum habe ich für meine Person keine Lust, mich solchen Forderungen anzuschließen.

So ist es auch mit der Wahl der Führer. Was die für Wunderwerke hervorbringt, das sehen wir doch wohl an der Bürgerwehr, wo sie wählen, daß es ein wahres Vergnügen ist. Ob sie etwas davon verstehen, ist freilich eine andere Frage. Wissen ja nicht einmal, was bei uns Soldaten eine Rotte ist, sonst würden sie ihre Kompagniechefs nicht Rottenführer nennen. Ich kenne nur eine Rotte außer unsrer militärischen, und das ist die Rotte Korah. — Wahl der Führer! — Klingt sehr hübsch, ist aber Unsinn. Zu jeder Wahl würde doch wenigstens eine Kontrolversammlung gehören. Das macht für alle Offiziere und Unteroffiziere im Bataillon schon eine ganz hübsche Zahl aus; denn alle sterben oder gehen doch nicht auf einmal ab, und unsre Kompagnie würde doch keinen als Offizier oder Unteroffizier anerkennen wollen, den eine andere Kompagnie gewählt hat; denn beim Zusammentreten des Bataillons könnte ja so einer zu uns versetzt werden. Na, und ich dächte, wir hätten an Kontrolversammlungen schon gerade genug. Der Herr mit dem Barte hat uns gesagt, daß der Hochselige König die Wahl der Offiziere im

Gesetz aus dem Jahre 1814 versprochen. Da ich nicht glauben kann, daß er uns wissentlich die Unwahrheit gesagt, so scheint sich jemand den Spaß gemacht zu haben, ihm etwas aufzubinden. Das Gesetz über die Landwehr ist nicht aus dem Jahre 1814, sondern aus dem Jahre 1815, und die Wahl der Offiziere ist nicht der Landwehr, sondern den freiwilligen Jägern versprochen worden. So gehts, wenn man die Dinge in der Nähe besieht! Es wäre freilich wünschenswerth, wenn jemand, der öffentlich zu Ehrenmännern redet, auch wegen der Jahreszahlen und Versprechungen die Nase vorher in ein Buch steckte. Auf die Art wird wohl auch aus der Wahl der Führer nicht viel werden. Wenn mich einer nach der besten Art und Weise fragen wollte, wie die Landwehr ihre Offiziere wählen soll, dann würde ich eine ganz besondere Art der Wahlverhandlung vorschlagen. Unsre Helme sollen die Wahlurnen vorstellen, und die feindlichen Kugeln sollen das Ballotirgeschäft besorgen. Wer nach einer Schlacht die meisten feindlichen Kugeln in seinem Helm aufweisen kann, der soll zum Führer gewählt werden. Löcher zählen mit. — Unparteiischer kann man doch nicht sein! —

So, nun bin ich fertig. Einer hat für und Einer hat gegen die Vorschläge gesprochen. Ich dächte, das wäre für vernünftige Leute, die alt genug geworden sind, um sich selbst ihr Urtheil bilden zu können, gerade genug und hinreichend. Wir wollen also eine ganz einfache Frage stellen, denn aus dem Hin- und Herreden kommt doch nichts Besseres heraus. Und damit Ruck und Schlag in die Sache kommt, so wollen wir die Hände auf Kommando heben. Also:

> Will die Berliner Landwehr sich in ihrer alten Ehre und Treue zeigen? — will sie kommen, wenn sie gerufen wird? — will sie ganz und ohne Rückhalt ihre ehrliche Soldatenpflicht thun? — Gewehr auf! —

Gott sei gelobt, liebe Kameraden, das nenne ich ein ehrliches und nachdrückliches Aussprechen unserer Meinung. Ich sehe keinen, der die Hand herunter gelassen hätte. Aber gerecht müssen wir unter allen Umständen sein, also muß auch gefragt werden, ob einer nicht will; nur kann ich dabei nicht: Gewehr auf! kommandiren; denn wenn jene Forderungen wirklich gemacht werden, dann nimmt die Landwehr wahrscheinlich auf ewig Gewehr ab und tritt in die Bürgerwehr als zweites Aufgebot ein. Will also einer der Herren die Gegenfrage stellen, so bitte ich nur, daß er hierher auf den Wagen kommt, damit wir alle ihn sehen können und künftig auch wissen, an wen wir uns zu halten haben, wenn die Sache nachher schief geht. Nun? — Es kommt keiner? — Die Verhandlungen sind also geschlossen, und jeder geht nach Hause. — Wie wir aber jedesmal am Schlusse einer Uebung ein Hurrah für Seine Majestät den König ausgebracht haben, so wollen wir auch heute nicht auseinandergehen, ohne der alten Sitte treu zu bleiben; denn wir haben heute auch eine Landwehrübung mitgemacht, eine Uebung in Soldatentreue und Soldatengehorsam, eine Instruktionsstunde in unserer verfluchten Pflicht und Schuldigkeit und eine Kontrolversammlung, wo uns zwar nicht die Kriegsartikel vorgelesen worden sind, an die wir alle aber noch nach langen Jahren mit Freude und ohne Reue zurückdenken werden. Also hübsch nach der Reihe und das Beste zuletzt:

Alle unsere Offiziere sollen leben! — Hoch!

Der Prinz von Preußen soll leben! — Hoch! — Hoch!

Seine Majestät der König soll leben! — Hoch! — Hoch! — Hoch!"

Der Eindruck, den diese in fiebernder Erregung und halb bewußtlos gesprochene Rede machte, war außerordentlich. Nicht allein die Glückwünsche der Freunde, auch die nachhaltige Wirkung derselben, namentlich aber die Verfolgungen der Demokraten, haben es mir nachher bewiesen. Meiner Ueberlegung mächtig,

würde ich mich nie zu einem sogenannten Volksredner gemacht haben, aber der Augenblick, die wirklich drohende Gefahr hatte mich hingerissen. Nur für einzelne Worte, Sätze und Momente kann ich heute, nach sechs Jahren, die Bürgschaft übernehmen, z. B. das Kommandiren bei den Abstimmungen, das Hervorholen der Männer von der Braßschen Partei, das Bild mit der Wahl durch feindliche Kugeln im Helme — ein Unsinn, den eben der Augenblick entschuldigen mag, oder den vielmehr seine elektrisirende Wirkung auf die Masse entschuldigt hat — die Rotte Korah, die Anführung der Stelle aus dem königlichen Aufrufe. Alles Uebrige habe ich aus Erkundigungen und nach und nach auftauchenden Erinnerungen zusammengesetzt.

Während der ganzen Rede war mir die Haltung der Gegner keinen Augenblick entgangen. Ich hörte deutlich Einzelnes, was sie unter sich sprachen, z. B.: „Warum haben wir auch an den nicht gedacht!“ — „Der versteht's!“ — „Das soll ihm schlecht bekommen!“ — und dergleichen. Darum fühlte ich, daß vor allen Dingen wenigstens scheinbare Beschlüsse herbeigeführt werden mußten; darum machte ich weitere Verhandlungen unmöglich, denn ich hatte sehr wohl erkannt, wie geschickt die Gegner zu operiren verstanden. Einmal war es gelungen, die offenbar schon Schwankenden zurück zu halten; ob es aber zum zweiten Male gelingen würde, war sehr die Frage. Alles drängte sich um mich, dankte, jubelte, und der frohen Erregung schien kein Ende zu sein.

Die Gegner hatten unter Drohungen den Posthof verlassen, und da kein dissentirendes Element zurückblieb, so bildeten sich Gruppen, und es wurde lebhaft verhandelt, was nun Weiteres zu thun sei; denn die Begeisterung war auf einen Punkt gestiegen, daß alle gern je eher je lieber dreingeschlagen hätten; es wußte nur keiner recht, wo und mit wem er anfangen sollte. Alsbald kamen aus diesen Gruppen die Stimmführer zu mir — ich ruhte nämlich unter dem Wagenschuppen von der Anstrengung der mit

aller Kraft gesprochenen Rede aus — und sagten, sie wollten alle das Landwehrkreuz an ihre Hüte heften und zunächst den Prinzen von Preußen einholen, dann aber die eben zusammentretende Nationalversammlung auseinander jagen und der Bürgerwehr die Gewehre abnehmen. Ich dachte unwillkürlich an Goethes Zauberlehrling und sah im Gedanken die verruchten Besen an der Arbeit. — Glücklicherweise hatte ich das Zauberwort noch nicht vergessen und stellte ihnen vor, daß ich nie und nimmermehr das thun würde, was ich an anderen getadelt, daß wir natürliche Führer an unseren Offizieren hätten, und daß wir diesen zwar unsern guten Willen zeigen, nie aber selbständig und ohne dieselben etwas unternehmen dürften. Das sei sonst Revolution, und die wollten wir ja nicht! — Ich versprach daher, gleich heute noch zu dem General v. Webern, unserem Brigadekommandeur, zu gehen, und bat einige der Drängenden, mich zu begleiten, damit unser Schritt nicht gerade zum Gegentheile dessen würde, was wir wollten.

Zunächst kam es aber darauf an, die zu erwartenden Zeitungsberichte über die heutige Versammlung so zu gestalten, daß darin kein ungesetzlicher Schritt von unserer Seite erkannt werden könne. Die Fassung wurde sogleich verabredet, und ich konnte durch ernstlichste Vorstellungen erreichen, daß mein Name, sowie überhaupt alles Aufregende daraus entfernt blieb. Die Insertion in die Vossische und Spenersche Zeitung wurde beschlossen und die Besorgung von sich dazu Erbietenden übernommen. Daher erschien in der Nummer beider Zeitungen vom 23. Mai die folgende Berichterstattung:

„Am Sonntage Nachmittag 5 Uhr fand auf dem Posthofe in der Oranienburger Straße eine zahlreich (gegen 2000) besuchte Versammlung der Berliner Landwehrmänner statt, welche durch Maueranschläge und die Zeitungen von Steingräber und Genossen zusammenberufen waren, um ihre Mei-

nung darüber zu äußern, ob die Berliner Landwehr auf den Vorschlag eingehen wolle, den einige Kameraden in den Versammlungen des Exerzirhauses vor dem Prenzlauer Thore gemacht, die Gestellung zum Dienste bei der Einberufung von gewissen Bedingungen abhangen zu lassen. Die Antwort lautete, nachdem mehrere Redner gesprochen hatten und die Angelegenheit erörtert war: „Nein! Die Berliner Landwehr wird sich ihrer alten Treue und Ehre würdig zeigen, sie wird kommen, wenn sie gerufen wird, sie wird gehorchen, sie wird ganz und ohne allen Rückhalt ihre Soldatenpflicht thun!" Unter begeistertem Zuruf für Seine Majestät den König und den Prinzen von Preußen trennte sich die, mit musterhafter Ruhe und Ordnung geleitete Versammlung und wird die nächste Zusammenkunft Mittwoch den 24., abends 7 Uhr, auf dem Hofe des Landwehr-Zeughauses, Potsdamer Kommunikation Nr. 6, stattfinden."

Unterdessen hatten die Gruppen eifrig fortberathen und das Anheften der Landwehrkreuze an die Kopfbedeckung fest beschlossen; dann aber sollte es eine festliche und möglichst auffallende Begleitung nach Hause für mich geben, um der Gegenpartei zu zeigen, daß man auch einen Führer habe. Nur mit größter Mühe gelang es mir, diese Demonstration zu verhindern und zwar nur unter dem Vorwande, daß ich gar nicht nach Hause gehe, sondern dem General v. Webern Bericht abstatten wolle, daß aber das Militärgesetz jedes Erscheinen mehrerer Soldaten zusammen bei einem Vorgesetzten verbiete, und daß wir hoffentlich nicht Lust hätten, etwas Unmilitärisches zu thun. Es war nicht leicht, die Männer, welche ich selbst in eine angeregte, zu allem bereite Stimmung versetzt, von einer Manifestation ihrer Gefühle abzuhalten, zumal da hierin eine Verpflichtung mehr für sie gelegen hätte, den einmal ausgesprochenen Entschluß auch dem Gegner gegenüber aufrecht zu erhalten. Sie fügten sich aber,

und nachdem fast alle den Posthof ruhig verlassen, ging ich mit einigen zur Kommandantur, um den General v. Webern aufzusuchen.

Wir fanden ihn an der neuen Wache von mehreren Bürgerwehr-Offizieren umgeben, und ich meldete, was vorgegangen. Der General schien eben so erstaunt wie erfreut, daß diese Versammlung, von der er nach dem Erfolge im Exerzirhause der Karlstraße nicht viel Gutes erwartet, eine so unverhofft gute Wendung genommen, billigte die Fassung des Berichtes für die Zeitungen und versprach, selbst bei der für den nächsten Mittwoch festgesetzten Versammlung zu erscheinen. Ich stellte besonders die Nothwendigkeit vor, den sich offenkundig zeigenden guten Willen nicht sich selbst oder gar dem Aufwerfen eines zufälligen Führers zu überlassen, und fand für diese Besorgniß die Zustimmung und das Versprechen des Generals, die Sache nun selbst in die Hand zu nehmen und vor Irrwegen zu wahren.

Ganz erschöpft von den Erregungen des Tages kehrte ich in mein Haus zurück und erzählte meiner Frau von dem merkwürdigen Erfolge meines wahrlich unbeabsichtigten Auftretens. Bei aller Freude über den Gewinn für die gute Sache war aber Sorge für die Folgen dieses Heraustretens aus meiner Abgeschiedenheit, und zwar Folgen für meine Person, die nächste Wirkung der Mittheilung. Frauen sehen in solchen Dingen weiter und schärfer. In der Genugthuung des Augenblicks wies ich die Bedenken unwillig ab. Wie oft habe ich später an den ersten Eindruck gedacht, den meine Freude über das Gelingen auf meine Frau gemacht. Später hörte ich, daß während des Abends in allen Versammlungen der demokratischen Klubs oder vielmehr *aller* Klubs — denn es gab damals keine anderen, und wenn sie sich anders nannten, so förderte doch jeder auf seine Art die Revolution — viel die Rede von dieser Manifestation der Landwehr gewesen, weil sie ein plötzlich und ganz unerwartet auftauchendes Element in der bisher unaufhaltsam

bergab eilenden Bewegung war. Man hatte bisher diese Kraft gar nicht mit in die Berechnung gezogen oder vielleicht geglaubt, leicht mit ihr fertig werden zu können. Die Haltung, die Ordnung und Einmüthigkeit, von welcher auch die im Posthofe anwesenden Demokraten nicht genug erzählen konnten, war etwas so Ungewöhnliches in jener Zeit, und Beschlüsse, von einigen Tausend Personen im sogenannten reaktionären Sinne gefaßt, etwas so Fremdes für die fieberhaft erregten Massen, daß die Führer und Leiter erklärten, dieser Erscheinung müsse man vor allem und um jeden Preis Herr werden.

Am andern Morgen erhielt ich von vielen Seiten freudige Zustimmung und Dank für das, was ich gethan. Ein Bedienter des General der Kavallerie Grafen v. Nostitz brachte mir den Wunsch seines Herrn, mich im Laufe des Tages zu sprechen; auch ein Lakai aus dem Hofstaate Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen kam und bedankte sich im Namen seiner Kameraden. Das Wichtigste war mir aber eine öffentliche Antwort des Landwehr-Unteroffiziers Braß, die derselbe schon gestern als Maueranschlag erlassen hatte, und die mir von einem Theilnehmer unserer Versammlung gebracht wurde. Sie war gegen das Manifest der gutgesinnten Landwehrmänner vom 18. gerichtet, verrieth aber durch eine äußerst vorsichtige, fast schüchterne Fassung, daß Braß sich in seiner Stellung als Führer der Gegenpartei nicht sicher fühle. Da ich das Plakat selbst nicht wieder zu Gesicht bekommen habe, so entnehme ich den Inhalt aus der Berliner Revolutions-Chronik Th. II., S. 573, wo er theilweise abgedruckt ist. Es heißt darin:

„Was unsere gute Sache anbetrifft, so soll dieselbe in einer kleinen Flugschrift, die in diesen Tagen erscheinen wird, hinlänglich vertheidigt erscheinen. Es wird dann niemand sein, der unsere Bestrebungen kennt und dann noch sagen kann, wir hätten nicht so gehandelt, wie es uns als braven Soldaten, als wackeren Bürgern geziemt. Auf die gegen mich

persönlich gerichteten Schmähungen erwidere ich: Schmähungen treffen nur die, welche sie ausstoßen, nicht die, gegen welche sie gerichtet sind."

Das sah beinahe aus, als wolle der bis dahin so kühn und nichtachtend vorgehende Braß sich den Rücken frei halten, als sei ihm eingefallen, daß es doch wohl noch militärische Gesetze geben könne, gegen die mit Redensarten nichts auszurichten ist. Und dabei hatte er den Erfolg der gestrigen, hauptsächlich gegen ihn gerichteten Versammlung noch nicht gekannt. Wäre er zu gewinnen, zur Umkehr zu bestimmen gewesen, so mußte die ganze demokratische Agitation in der Landwehr zusammenfallen. Ich faßte daher den Entschluß, dem Gegner gerade auf den Leib zu gehen, ihm die Folgen seiner Handlungsweise vorzustellen und zu versuchen, ob ich ihn nicht wenigstens von weiteren Schritten abhalten könne. Wir waren uns persönlich fremd, obgleich ich mehrere von ihm früher verfaßte patriotische Gedichte in den Soldatenfreund aufgenommen und ihm einmal beim Landwehrfeste im Jahre 1846 bei Tische gegenüber gesessen hatte, wo er mit Begeisterung von der ihm widerfahrenen Ehre erzählte, daß Seine Majestät der König mit ihm gesprochen. So ganz konnte der Mensch sich doch nicht verändert haben, und ich hoffte viel von persönlicher Besprechung mit ihm.

Um 10 Uhr ging ich zur Probe des für morgen angekündigten Stückes: „Der Spieler" und stellte mich auf dem Hinwege dem General Grafen v. Nostitz vor, der mir viel Freundliches und Ermuthigendes über den Vorgang sagte, aber ebenfalls anerkannte, daß die so zufällig hervorgerufene Bewegung zu rechter Zeit von der Regierung in die Hand genommen werden müsse, um nicht auch ihrerseits aus dem Ufer zu treten und so den allgemein wirbelnden Strom nur noch mehr zu trüben.

Nach der Probe, die ganz ruhig verlief, suchte ich, meinem

Vorsatze treu, den Gegner in seiner Wohnung, Große Friedrichstraße, zunächst der Kochstraße, auf. Er war zu Hause und offenbar betroffen, mich zu sehen. Braß war ein sehr wohlgebildeter Mann, mit einnehmender Gesichtsbildung. Der wüste, übergroße Bart verstand sich in jener Zeit von selbst. Sein Zimmer zeigte die ärmliche Literaten- und Junggesellen-Wirthschaft; eine gezogene Jägerbüchse lag auf dem Tische, auf dem Fensterbrette eine Kugelform; Plakate und Flugschriften, Karikaturen überall. Braß befand sich in einer ungemein erregten Stimmung, hatte aber so viel Selbstbeherrschung, daß man das unterdrückte Feuer wohl glühen, aber nie emporlodern sah. — Man hatte ihm hinterbracht, ich sei der Verfasser jenes Manifestes gegen ihn und hätte gestern auf dem Posthofe die heftigsten Schimpfwörter gegen ihn ausgestoßen. Wollte ich überhaupt mit ihm verkehren, so mußte ich ihm diesen Irrthum zunächst benehmen. Ich erreichte aber damit nur, daß er nun glaubte, ich sei nur durch den Augenblick verführt oder von Höherstehenden vorgeschoben. Darauf fußend, wollte er mich zu bekehren suchen und stellte mir die vollkommene Nutzlosigkeit jedes Widerstandes gegen den allgewaltigen Strom der hereingebrochenen Revolution vor. Er appellirte an den Schriftsteller, an den Künstler, an den sogenannten geistreichen Mann, der doch unmöglich den Aufschwung des Geistes, das Beginnen einer neuen Zeit leugnen könne. Ich erwiderte ihm, daß alle diese Begriffe bei dieser Gelegenheit in dem Begriff des Soldaten untergingen, und daß keine Bewegung, kein Aufschwung, kein Sturm so heftig sei, daß der Soldat ihrer nicht Herr werden könnte, wenn er die Treue bewahre. Braß lächelte und meinte, mit dem bisherigen Begriffe des Soldaten sei es auf Nimmerwiederkehr vorbei. Wer sich aber dem Sturmeswehen der neuen Zeit widersetzen wolle, über den werde sie vernichtend dahin gehen. Ich würde das schon an mir merken; denn die ganze Demokratie sei fest entschlossen, die Bewegung, an deren Spitze ich mich gestellt, nicht

auffommen zu lassen, und da ich als Schauspieler der Masse gegenüber schutzlos sei, so würde ich als solcher für das leiden müssen, was ich auf einem ganz andern Felde heraufbeschworen. Einer solchen Gesinnung und Entschlossenheit gegenüber fühlte ich bald genug, daß ich einen ganz vergeblichen Versuch gemacht, einen so entschiedenen Demokraten zu gewinnen, und kürzte den peinlich werdenden Besuch ab.

Auf dem Heimwege kam es über mich, daß Braß wohl Recht haben könnte, wenn er den Schauspieler dafür verantwortlich machte, was der Unterthan gethan, und freute mich im voraus darauf, für meine Ueberzeugung auch etwas leiden zu können. Daß es eine solche Wendung damit nehmen werde, wie es wirklich nahm, kam mir damals freilich noch nicht im entferntesten in den Sinn.

Abends war das kleine Lustspiel „Ihr Bild“, dann „Der zerbrochene Krug“ und zum Schlusse mein oft gegebenes Liederspiel „Versuche“ angesetzt. Ich hatte im ersten und letzten Stücke zu thun, und das allerdings wenig zahlreiche Publikum zeichnete mich in beiden Rollen auf eine fast auffallende Weise aus, obgleich ich schon an diesem Tage fast vollständig heiser war und nur mit der größten Anstrengung sprechen konnte. Die Nachwehen der gestrigen Rede in freier Luft und in leidenschaftlichster Erregung hatten sich schon im Laufe des Tages eingestellt und meine damals fast ununterbrochenen Halsleiden bedeutend verschlimmert, so daß ich dem Regisseur Weiß schon während der Vorstellung meine Zweifel aussprach, ob ich am andern Tage würde spielen können. Am Schlusse der Vorstellung wurden wir drei Darsteller herausgerufen. Es war das letzte Mal, daß ich vor dem Berliner Publikum erschien, dem ich achtundzwanzig Jahre lang eine gewohnte und im letzten Jahrzehent eine gern gesehene Erscheinung gewesen war.

Mit meiner Frau fuhr ich in einer Droschke nach Hause. Der Kutscher wählte den Weg nach der Marienstraße über die

Weidendammer Brücke, und ich entging dadurch, wie ich nachher erfuhr, der persönlichen Beschimpfung durch eine Rotte, die mir an der Louisen- und Marienstraßen-Ecke auflauerte, um mir die zugedachte Katzenmusik schon auf der Straße zu bringen. Sie hatten sich erkundigt, von welcher Seite ich abends nach Hause zu kommen pflegte, und nur der Zufall ersparte mir eine wahrscheinliche Mißhandlung. Ich ahnte noch immer nichts. Unwohl und abgespannt lag ich auf dem Sopha, als plötzlich auf dem Hofe — meine Wohnung lag nämlich im Garten und wurde durch ein Gitter von dem Hofe des Vorderhauses getrennt — ein fürchterlicher Lärm entstand. — Schreien, Pfeifen, Aneinanderschlagen von allerlei Geräth, Flüche, wildes Geheul machte die Fenster erzittern. Dabei wurde heftig an der Klingel gerissen, und Schläge gegen die Wände des Hauses, namentlich gegen die hölzerne Bekleidung einer Treppe, welche vom Hofe aus auf den Boden über meiner Wohnung führte, wurden hörbar. Frau und Tochter sahen mich bleich und ängstlich fragend an, und die Dienstleute liefen durch den Garten an den Eingang, um sich zu erkundigen, was der Lärm bedeuten könne, da sie keine Ahnung hatten, daß er mir gelte. Sie fanden den ganzen Hof dicht gedrängt voll tobender Menschen, einige Bewohner des Vorderhauses am Gitter, die geklingelt hatten, um mich zu warnen und mir sagen zu lassen, ich möge fliehen, weil man mir an das Leben wolle. Ungefähr zehn Minuten hatte dieser Pöbellärm gedauert, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, tiefe Stille eintrat und eine starke Stimme folgende Worte rief:

„Es hat dem Possenreißer, Sänger und Tänzer Schneider gefallen, die Landwehr aufzuwiegeln, daß sie den von der Volks-Justiz verjagten Prinzen von Preußen zurückrufen möchte, wodurch die glorreichen Tage des 18. und 19. März in Frage gestellt werden. Dafür verfalle er der Rache des Volkes, und sei ihm ein donnerndes Pereat gebracht!"

Augenblicklich begann der Höllenlärm wieder und wurde nun so heftig, daß ich jeden Augenblick das Hereinbrechen der wüthenden Rotte erwarten mußte. Frau und Tochter waren in der höchsten Bestürzung, als sie von den zurückkehrenden Dienstleuten erfuhren, daß der ganze Hof voll wild aussehender Männer sei, die alle erdenklichen Verwünschungen gegen mich ausstießen. Beide drangen in mich, durch eine Thür im Zaune des benachbarten Holzplatzes zu fliehen. Scheinbar ruhig blieb ich sitzen und war entschlossen, den Ersten, der eindringen würde, niederzuschießen; denn ich hatte, bei der Einsamkeit und Abgelegenheit meiner Wohnung, die rings von Gärten und Holzplätzen umgeben war, stets ein Paar doppelläufige Pistolen, mit starkem Schrot geladen, neben meinem Bette liegen. Was aber dann? —

Diese Katzenmusiken waren damals noch etwas Neues, niemand konnte wissen, wie weit sie gehen würden, niemand berechnen, ob der aus den Ufern tretende Strom sich eindämmen ließ. Die Plünderung der Wohnung des Major Preuß und des Ladens des Handschuhmachers Wernicke bewiesen, daß der Pöbel auch zu Thätlichkeiten bereit war. Dazu die Dunkelheit, die vollkommene Schutzlosigkeit meiner Wohnung und der Blick auf Frau und Kind. Ich zögere keinen Augenblick, zu gestehen, daß eine große Angst mich überfiel. Ich starrte vor mich hin und soll, so lange der entsetzliche Lärm dauerte, kein Wort gesprochen haben, außer einer Frage nach meinen Pistolen.

Endlich verlief sich die Masse, um vor das Hotel des Ministers Camphausen zu ziehen, mit dem ich die Ehre hatte, an diesem und den folgenden Abenden die Katzenmusiken zusammen zu bekommen. Die Meinigen sahen nur die Gefahr und den Schimpf des Augenblicks. Unter mir aber brach eine ganze Vergangenheit zusammen, und trostlos stand die Zukunft vor meinen Blicken. Im Mai jenes Schandjahres sah es wahrlich nicht so aus, als ob noch ein November möglich oder zu hoffen wäre, und mein Beruf stellte mich schutzlos einer Masse

gegenüber, die damals schon keinen Zaum noch Zügel mehr kannte.

Später erfuhr ich, daß die Katzenmusik von Mitgliedern des demokratischen Klubs und des Handwerker-Vereins veranstaltet war. Jener Sprecher war ein Jude, Max Conheim, gewesen, der später in dem badischen Feldzuge erschossen wurde. Was diese Menschen hier gethan hatten, konnten sie im Theater noch viel ungestrafter und beschimpfender für mich thun, und welche Vertheidigung blieb mir?

Ich brauche wohl nicht erst niederzuschreiben, daß ich eine schlaflose Nacht hatte und vergebens auf Mittel dachte, den hereingebrochenen Sturm zu beschwören. Dabei wuchsen meine Halsschmerzen, daß ich fast nicht mehr laut sprechen konnte, und das Blut trieb mir wie im Fieber durch den Körper. Meine arme Frau! meine armen Kinder!

Am Dienstag (23.) früh befand ich mich so unwohl, daß die vollständige Unmöglichkeit vorlag, am Abende zu spielen. Meine Frau übernahm es, die nöthige dienstliche Anzeige zu machen, und wohnte der an diesem Tage abgehaltenen Bürgerwehrparade bei, da sie die Linden passiren mußte. Von vielen Bekannten angeredet, hörte sie viel Ermuthigendes für die Vorgänge auf dem Posthofe, hatte aber dafür als Gegensatz von der Scene des gestrigen Abends zu erzählen. Namentlich benahm sich der Kammerherr Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin von Preußen, v. Witzleben, sehr freundlich gegen sie und hielt das Aussprechen einer loyalen Gesinnung von Seiten der Landwehr für überaus wichtig.

In der „Spenerschen Zeitung“ erschien folgende Anzeige:

„Den wackeren Männern der Berliner Landwehr, welche am Sonntage auf dem Postwagenhofe versammelt waren, sowie besonders dem biederherzigen Leiter der Versammlung den Zuruf: „Und die Treue — sie ist doch kein leerer Wahn.“ —

Einige nicht zur Landwehr gehörige Zuschauer.“

Von Seiten der Demokraten bereitete man sich, wie ich nachher erfuhr, auf empfindliche Schritte gegen mich vor. Da mein Name für die Abendvorstellung auf dem Zettel stand, so wollte man den Schauplatz für dieselben in das Theater verlegen, und namentlich das Parterre war — in jener Zeit eine Seltenheit und deshalb auffallend — gedrängt voll. Als vor Beginn der Vorstellung angekündigt wurde, daß ich wegen Krankheit nicht auftreten könne und Herr Müller meine Rolle übernommen habe, ließen die Flüche, Verwünschungen und das Ausspeien vieler Gruppen keinen Zweifel, daß eine öffentliche Demüthigung gegen mich beabsichtigt gewesen war. In Scharen verließen sie das Theater, und das vor Beginn der Vorstellung so volle Parterre blieb während derselben fast leer.

Von den abenteuerlichen Anschuldigungen gegen mich, wie sie sich im Laufe dieses und der folgenden Tage verbreiteten, geben die später bekannt gewordenen Flugschriften und Maueranschläge einen Begriff. Ich war plötzlich der Anstifter und der Mittelpunkt einer furchtbaren reaktionären Landwehr-Verschwörung geworden, wollte mich wo möglich zum Diktator von Berlin machen und war überhaupt eine sehr gefährliche und verdächtige Person, die auf alle Fälle unschädlich gemacht werden mußte. Dazu trug denn, wie immer, der Eifer und die Anhänglichkeit der Freunde nicht wenig bei. Die Landwehrmänner, welche auf dem Posthofe gewesen waren, hatten ihren Kameraden eine übertriebene Schilderung von meiner Rede und ihrer Wirkung auf die Masse gemacht. Es war von den Absichten der Landwehr gegen die Bürgerwehr, gegen die Klubs und gegen die Nationalversammlung Ungeheuerliches erzählt worden, und da niemand wußte, daß ich der Veranstaltung jener Versammlung ganz fremd geblieben war, so galt ich, was übrigens eben so begreiflich wie verzeihlich ist, für den Anstifter, natürlich auch für den bezahlten Anstifter der ganzen, so unvermuthet auftauchenden Bewegung.

Allerdings hatte seit dem 19. März noch niemand gewagt,

in öffentlicher Rede das königliche Haus hoch leben zu lassen und dem Prinzen von Preußen den verdienten Zoll der Liebe und Verehrung darzubringen; das beweisen sämmtliche Zeitungen und sonst erhaltene Nachrichten aus jener Zeit; in der Schrift sprach sich diese Gesinnung, namentlich aus den Provinzen, vielfach aus — in offener Rede war ich der Erste gewesen. Das verdiente Züchtigung von Seiten der Demokraten, erhöhte aber auch die Stimmung der Gutgesinnten für mich, und noch am Abende des heutigen Tages sollte ich die vollwichtigsten Beweise für beides empfangen.

Die Garde-Landwehrmänner waren nämlich zusammengetreten und hatten beschlossen, mir als Entschädigung für die gestrige Katzenmusik heute Abend ein Ständchen zu bringen. Sie hatten sich dazu gegen fünf Uhr versammelt und waren, nach Schätzung des mir gegenüber wohnenden Obersten, späteren Generals v. Maliszewsky etwa 900 Mann stark, in Sektionen geordnet und im Gleichtritt marschirend, in die Marienstraße gekommen, wo sie vollkommen militärisch, wie zum Holen oder Abbringen der Fahne, einschwenkten und im gerichteten Stillestehen das Lied vom Prinzen von Preußen nach der Melodie: „Prinz Eugenius, der edle Ritter" sangen. Ich lag, mit kalten Wasser-Umschlägen um den Hals, auf dem Sopha, als plötzlich heftig an der Klingel gerissen wurde und der Theaterdiener Schulz, einer der eifrigsten und gewissenhaftesten Garde-Landwehrmänner, herein eilte und mir mit freudestrahlendem Gesichte ankündigte, daß ich der Gegenstand dieser besonderen Ovation von Seiten der Garde-Landwehr sei, um den Demokraten zu zeigen, daß sie entschlossen sei, mich gegen alle Angriffe derselben zu vertheidigen. In diesem Augenblicke ertönte auch schon der vollstimmige Männerchor auf der Straße, und der Kommandeur des Berliner Garde-Landwehrbataillons, Major Freiherr v. Schleinitz, sowie eine Zahl von Offizieren in voller Uniform traten herein, um mir Dank und Glückwunsch zu sagen. Ich sollte auf die Straße hinauskommen und mich den Kameraden

zeigen, die mich durchaus sehen wollten, um mir eine Ehre anzuthun.

Ich war tief ergriffen von der Herzlichkeit, mit der mich jeder für die gestern erlittene Unbill entschädigen wollte, durfte aber bei meinem Halsübel weder ins Freie, noch hätte ich bei meiner totalen Heiserkeit auch nur ein verständliches Wort hervorbringen können. Bedauernd verließen mich die Offiziere und baten nur dringend, daß ich doch wenigstens morgen bei der im Landwehr-Zeughause angesetzten Versammlung ja nicht fehlen möge, weil die Braßsche Partei seit vorgestern außerordentlich rührig sei und man erwarten müsse, daß sich, wie bei der ersten von dem General v. Webern geleiteten Versammlung der gutgesinnten Landwehrmänner, auch schlechte Elemente einschleichen möchten, denen aber die Gewalt der Rede zu Gebote stände, und die jedenfalls mit der gleichen Waffe bekämpft werden müßten. Indem ich leider auf meine Krankheit verweisen mußte, fügte ich aber noch hinzu, daß mir nun die Zeit gekommen zu sein scheine, wo die Offiziere allein noch zu reden hätten. Um den guten Willen der Mannschaften zu zeigen, sei nun genug geschehen. Die feierliche Erklärung sei da, nun müsse der Befehl ohne viele Redensarten das Uebrige thun.

So wenig ich auch gesprochen hatte, fühlte ich mich doch sehr angegriffen, und der Hals begann so heftig zu schmerzen, daß die Herren mich verließen, während draußen noch mehrere patriotische Lieder gesungen und einmal über das andere Lebehochs für mich ausgebracht wurden. Der Oberst v. Maliszewsky hatte aus seinem Fenster den ganzen Vorgang mit angesehen und brachte der braven und pflichttreuen Landwehr seinerseits ein Hoch aus, in das leider nur wenige von den Tausenden der versammelten Zuschauer und der in allen Fenstern liegenden Bewohner der Straße einstimmten.

Um sieben Uhr mit einbrechender Dunkelheit wurde es still. Meine Dienstleute brachten aber beunruhigende Nachrichten aus

den Kaufläden mit, wo sie für die Wirthschaft eingekauft hatten. Mein Name war dort in aller Mund, und mit den heftigsten Vorwürfen und Drohungen wurde ich als der Urheber der Ruhestörungen in diesem Stadtviertel genannt, den man für seine Anmaßungen züchtigen müsse, um so mehr, als bei dem Hasse der sogenannten Volkspartei doch nicht eher Ruhe würde, als bis ich todtgeschlagen worden sei. Ich hätte siebenhundert Thaler unter die Landwehr vertheilt — nach andern siebentausend — die ich vom Prinzen von Preußen dazu bekommen. Es sei kein Wunder, daß ich so für die Soldaten und gegen die ruhigen, friedlichen Bürger sei, da ich ja schon seit langen Jahren die reaktionäre Zeitung „Der Soldatenfreund" geschrieben, und was dergleichen Unsinn mehr war. Im Klub der gegnerischen Landwehrmänner brachte man besonders zur Sprache, daß ich schon im Jahre 1844 in einer Zeitschrift mich als gefährlichen Volksfeind bewiesen, da ich vorgeschlagen, man möchte die Landwehr-Zeughäuser besser als bisher bewachen, um zu verhindern, daß bei einem Aufruhr der Pöbel sich der Waffen bemächtige.

Die Vorgänge bei dem Geburtstage des Hochseligen Königs hatten mir Veranlassung zu dieser Bemerkung gegeben; denn ich hatte damals bei dem Krawall zwei Kerle zu einander sagen hören: „Wenn sie die Soldaten auf uns loslassen, dann brechen wir in die Kompagniekammern und holen uns Gewehre." (Siehe Nr. 573 des Soldatenfreundes. Juni 1844.)

Diese Stelle wurde jetzt zum Gegenstande einer besonderen Anklage gegen mich gemacht. — Kurz es gährte und zog sich eben von allen Seiten gegen mich zusammen.

Auch am heutigen Abende war mir eine Katzenmusik zugedacht gewesen. Von dem Hotel des Ministerpräsidenten wollten die wüsten Gesellen wieder zu mir kommen, hörten aber auf der Marschallsbrücke, als sie eben in hellen Haufen johlend und schreiend heranzogen, daß die Garde-Landwehr mir — und zwar in bedeutender Stärke — ein Ständchen gebracht, und daß die

Mannschaften derselben sich in den Häusern der Luisenstraße und der Albrechtstraße versteckt, um, wenn die Katzenmusik in der Marienstraße im vollen Gange sei, die Musikanten wie in einem Sacke zu fangen und ihnen den Takt zu ihrer Musik zu schlagen. Dies Gerücht soll von der Bürgerwehr des Stadtviertels ausgegangen sein, die auf diese Weise am besten die Verantwortung für einen Skandal von sich abwehrte, den sie zu verhindern wahrlich weder Lust noch Kraft hatte.

Durch diesen Umstand blieb ich heute mit einer Katzenmusik verschont, um sie am nächsten Tage desto reichlicher zu genießen. In welcher Stimmung diese Bande war, bewies die Demonstration, welche sie noch spät abends vor der Stelle machte, auf der sich später das Denkmal Friedrichs des Großen erheben sollte. Fast erschöpft von dem wilden Lärm, den sie vor den Ministerhotels, vor der Wohnung des Polizeipräsidenten und anderer mißliebiger Persönlichkeiten vollführt, zogen sie an den Eingang der Lindenpromenade und verbrannten hier unter den wüthendsten Drohreden den Verfassungsentwurf, welcher am Tage vorher publizirt worden war. Die „Arbeiter-Zeitung" sagte am anderen Tage mit schamloser Frechheit über diesen Akt rohester Pöbelleidenschaft: „Konnte den Manen des Volksführers, der vor hundert Jahren sich an die Spitze der Bewegung stellte, ein würdigeres Brandopfer gebracht werden?"

Spät am Abende wurde mir noch ein Plakat mitgetheilt, welches der Handwerkerverein infolge seines Beschlusses vom Sonnabend den 20. gegen das Manifest von Steingräber und Genossen und gegen die öffentliche Schmähung der Barrikadenhelden erlassen. Es war vom 22. datirt und schloß ungefähr:

> „Und somit bekennen wir hiermit laut vor dem Volke von Berlin die That der Kämpfer des März, der gefallenen wie der lebenden, als eine preiswürdige." — Unterzeichnet war es: „Die 2000 Mitglieder des Handwerkervereins, unter denen viele Landwehrmänner."

Ich erwähne dieses Plakats unter vielen anderen besonders deshalb, weil es zur Erklärung der späteren Vorfälle in Hamburg dient.

Am Mittwoch den 24. wurde während des ganzen Vormittags mein Zimmer von Besuchen nicht leer, die mir theils zu dem Ständchen von gestern Abend gratulirten, theils ihre Entrüstung über die immer heftiger und allgemeiner werdenden Drohungen der Demokraten aussprachen. Darunter war der Graf Redern, früher General-Intendant der königlichen Schauspiele, Herr v. Thadden-Triglaff, den ich leider wegen zunehmenden Unwohlseins nicht empfangen konnte, Lieutenant v. Grüneberg von den Ulanen, Hauptmann v. Clausewitz vom Garde-Reserve-Regiment. Ich durfte die Personen nicht alle sprechen, die sich theilnehmend zu mir drängten; namentlich entzog ich mich den mancherlei Aufforderungen, welche in Bezug auf die für den Nachmittag angesetzte Versammlung der Landwehr an mich gerichtet werden sollten. In den Zeitungen erschienen heute die ersten Nachrichten über die Katzenmusiken von vorgestern und bezeichneten ohne weiteres mich als den Führer und Leiter der Landwehr, deren Benehmen in Flugblättern als ein ungesetzliches, gewaltsames und besonders reaktionäres geschildert wurde. Im Theater waren die Vorgänge der letzten Tage bekannt geworden, und es hatte natürlich an kollegialischen Vergrößerungen und Uebertreibungen nicht gefehlt; konnten mir doch manche mein starres Benehmen beim Begräbniß der Märzhelden und bei anderen Gelegenheiten seit dem März nicht verzeihen.

In einem andern Abschnitte meiner Erinnerungen habe ich das dahin Gehörige unter der Bezeichnung: „Ein Revolutions-Repertoire“ mitgetheilt.

Das Repertoire für die laufende und die nächste Woche wurde in der Intendantur so zusammengesetzt, daß ich in keinem Stücke zu thun hatte, weil man mit Recht eine Wiederholung der Straßenskandale im Theater befürchtete; und da im Parterre

ganz laut davon gesprochen wurde, daß man nur mein Wiederauftreten erwarte, um ein für alle Male ein Exempel an mir zu statuiren, so war schon heute die Rede davon, mir, selbst gegen meinen Willen, einen Urlaub zu geben.

In meinem Befinden trat während des Tages Besserung ein. Da ich durch Demonstration und Gegendemonstration vor der Hand das Maß der Feindseligkeit gegen mich erschöpft glaubte und überdies durch die Eröffnung der Nationalversammlung, die Aufregung gegen den General v. Aschoff als Kommandeur der Bürgerwehr, die lärmend und drohend werdenden Zusammenrottungen der Arbeiter die Aufmerksamkeit auf ganz andere Dinge und Personen gelenkt wurde, so ward ich ruhiger und glaubte, der Sache mit einiger Geduld Herr werden zu können. Die Ereignisse beherrschten mich aber und zogen mich aufs neue gewaltsam in den Strudel der streitenden Parteien. Unter diesen Dingen stand die auf heute anberaumte Landwehrversammlung im Bataillons-Zeughause an der Potsdamer Kommunikation oben an. General v. Webern, Major v. Schleinitz und fast alle Offiziere der Berliner Bataillone waren gegenwärtig und über 4000 Unteroffiziere und Wehrmänner versammelt. In sehr richtiger Erkenntniß der Nothwendigkeit, weitere Impulse von unten herauf zu vermeiden, führten nur Offiziere das Wort, und General v. Webern redete in der kräftigsten, hinreißendsten Weise zu den Versammelten. Den einzigen ausführlichen Bericht über die Vorgänge dort giebt die „Zeitungs-Halle", allerdings nach ihrem Parteistandpunkte gefärbt, aber in der Sache selbst richtig. Die Rede des General v. Webern giebt dieses Blatt mit folgenden Worten:

„„Kameraden! Wem haben wir denn eigentlich die Revolution zu verdanken? doch niemand anders, als den französischen und polnischen Emissaren und den verdorbenen Literaten, die werth wären, daß sie alle aufgehängt würden; ich weiß wahrlich nicht, wie ich diese Schurken passend genug bezeichnen

soll. (Hier hielt der General inne und besann sich, dann fuhr er fort:) Mit einem Wort, es sind Sch . . . kerls und nochmals Sch . . . kerls und zum dritten Male Sch . . . kerls!""
„Dieses Stück echt militärischer Beredsamkeit, worauf übrigens von niemand entgegnet wurde, erweckte bei den Gleichgesinnten einen donnernden Beifallssturm. Herr v. Webern, fast bis zu Thränen gerührt, heftete sofort ein Landwehrkreuz an seine Kopfbedeckung und forderte die Versammelten, nachdem er einen Vorrath solcher Kreuze unter dieselben hatte vertheilen lassen, auf, diese Kreuze als ein Erkennungszeichen von nun an zu tragen und dem Wahlspruche: Mit Gott für König und Vaterland! stets treu zu bleiben. Hierauf wurde der Antrag gestellt, die Landwehr sämmtlich zu bewaffnen und derselben die Ruhe und Sicherheit der Stadt, für welche die Bürgerwehr keine Garantie zu leisten vermöge, anzuvertrauen, den Prinzen von Preußen feierlich einzuholen oder, falls dieses nicht gestattet werden sollte, die Ehrenwache vor seinem Palais zu übernehmen. Am Schlusse forderte ein Hauptmann der Landwehr die Versammelten auf, in corpore zu dem Herrn Minister v. Camphausen und zu dem Herrn Louis Schneider zu ziehen, um diese beiden Herren durch ein Hurrah, welches man ihnen bringen wolle, für die denselben am vorigen Tage vom Volke gebrachten Katzenmusiken zu entschädigen. Da dieser Antrag einstimmig durchging, so formirte sich der Zug und trat, begleitet von den bewaffneten Führern, sofort seine Wallfahrt an."

So berichtet die „Zeitungshalle" ganz getreu von dieser merkwürdigen und für mein Schicksal entscheidenden Versammlung. Ehe ich die weiteren Vorgänge erzähle, muß ich aber noch die Entgegnung des General v. Webern erwähnen, welche derselbe, ebenfalls in der „Zeitungshalle", aber erst am 4. Juni, erließ:

„Der Unterzeichnete ist der Gegenstand eines geharnischten Angriffs in der „Zeitungshalle" geworden, wegen der von

ihm am 24. Mai an die versammelten Landwehrmänner gerichteten Ansprache. Ein solcher Angriff darf nicht verwundern, denn er paßt zu der Gegner Taktik, die darin besteht, alles zu verdrehen, zu entstellen, zu verdächtigen. Aber Wahrheit ist ein gutes Ding, selbst dann, wenn ihre scharfe Säbelspitze in der Hitze des Gefechts auch etwas in den Schmutz gehauen haben sollte, und so nehme ich keinen Anstand zu erklären, daß ich die Wühler, und besonders das fremde, ausländische Element unter ihnen, welches das gute, gesunde deutsche Blut der treuen Berliner Landwehr hat verderben und anstecken wollen, wirklich als Sch... kerls bezeichnet und vor ihnen gewarnt habe. Alle Literaten als Schurken bezeichnen zu wollen, ist mir nicht eingefallen, schon aus dem Grunde nicht, weil ich in meinen alten Tagen selbst beinahe einer habe werden müssen. Zur Eintracht und Einigkeit der Deutschen habe ich aber aus vollem Herzen ermahnt und besonders dazu, auch den Verirrten unter ihnen die treue Bruderhand zu bieten, um stark und kampfgerüstet gegen die Gefahr von außen zu bleiben."

Bis diese Erklärung erschien, galt ich im Publikum für denjenigen, der sämmtliche Literaten Schurken genannt und ihnen jenes Epitheton, keineswegs ornans, beigelegt. Man kann sich also den Chorus denken, den diese Herren gegen den frechen Komödianten machten, der sich unterstanden hatte, die Konversationssprache auf die Rednerbühne zu übertragen und noch obenein zu einem Publikum, von dem möglicherweise Prügel zu erwarten waren.

Schon während des Nachmittags kamen von allen Seiten Nachrichten, daß mir am Abende eine bedeutend stärkere Katzenmusik, als am Montage, gebracht werden würde. Sogar der im Vorderhause wohnende Polizei-Kommissarius Bückling ließ mir diese Nachricht zukommen und empfahl, ich möchte nur ja nicht die Thür öffnen; denn aufbrechen würden sie dieselbe hoffent-

lich wohl nicht. Daß die Bürgerwehr von dem unter ihren Augen Vorgehenden keine Notiz nahm, versteht sich von selbst. So stand denn wieder ein ganz angenehmer Abend in Aussicht. Dabei hatte die Sache im Publikum auch schon eine scherzhafte Seite gewonnen und wurde, namentlich von der Nachbarschaft, als eine ganz amüsante betrachtet. Es hatte sich nämlich in der Stadt das Gerücht verbreitet, ich sei bei der Katzenmusik zu den Virtuosen herausgekommen, habe einen Kinder-Leierkasten oder sonst ein Instrument mitgebracht und bei der allgemeinen Ergötzlichkeit unter allerlei guten Witzen mitgeholfen. Höchst geistreiche oder vielmehr unglaublich dumme Späße wurden mir bei der Gelegenheit in den Mund gelegt und dadurch noch mehr Neugierige angeregt, einer etwaigen Wiederholung so heiteren Ideenaustausches auch beizuwohnen.

Nach sechs Uhr, allerdings etwas früh, denn es war noch ganz hell, hieß es: „Sie kommen! — Sie kommen!" aber es waren nicht die Virtuosen, sondern jener imposante Zug von gegen 4000 Mann, alle das Landwehrkreuz an Hut oder Mütze, in Sektionen zu zwölf Mann Front, im festen Gleichtritt und von den Offizieren geführt. Ohne einen Laut von sich zu geben, schwenkte diese Masse in die Marienstraße ein und ordnete sich ebenso, wie die Garde-Landwehr am Abende vorher. Es soll ein merkwürdiger und erhebender Anblick gewesen sein, wie endlich, Kopf an Kopf gedrängt, aber immer fest in Reih und Glied, die ganze Marienstraße gefüllt war und schweigend auf das Kommando hörte. Die Offiziere kamen wieder zu mir herein, um ihr Bedauern auszusprechen, daß ich durch Krankheit verhindert gewesen, der heutigen Versammlung beizuwohnen, und brachten mir die Grüße und die Lebehochs der Kameraden. Diese Lebehochs erfolgten draußen so reichlich und erstreckten sich endlich auch auf meine Frau, daß die Fenster davon zitterten. Als die Offiziere mich verlassen hatten, erfolgte der Abmarsch ebenso ruhig und geschlossen, und der ganze Zug bewegte sich

über die Weidendammer Brücke nach den Linden, wo es an der Ecke der Friedrichstraße, an der sogenannten Kranzlerschen Ecke, zu Thätlichkeiten mit den dort versammelten Stammgästen des Lindenklubs kam. Bis dahin hatte man die ruhig daher ziehende Masse auf keine Weise gehindert, den Mitgliedern des Lindenklubs war aber diese Erscheinung der Landwehrkreuze an den Kopfbedeckungen Tausender so verdächtig, daß Pfeifen, Gröhlen und Geschrei ertönte und die damals gangbaren Schimpfworte: „Kommißbrot-Ritter, „Bunte Schufte", „Dressirte Bauerlümmel", von allen Seiten die Marschirenden begleiteten. Auch der v. Webernsche Kraftausdruck hatte sich bereits seit einigen Stunden eingebürgert, und ein junger Mann in Studententracht, mit langem blonden Haar, einer kleinen weißen Kappe auf dem Kopfe und dem unvermeidlichen Kavallerie-Schleppsäbel an der Seite, zeichnete sich besonders durch Schimpfen gegen die Landwehr aus. Unglücklicherweise kam er endlich damit an den Falschen. Ein baumlanger Garde-Landwehrmann sprang plötzlich aus dem Gliede, griff dem Schimpfenden in die langen blonden Haare, riß ihn über das erhobene Knie und packte dann mit der rechten Hand auf dem Rücken des Zappelnden Rock, Weste, Hosenträger und Beinkleid in einen Griff der riesigen Faust, riß ihm das alles vom Leibe und züchtigte nun den Schreienden, wie der Schulmeister einen ungezogenen Knaben züchtigt; dann warf er ihn zur Seite auf den Boden, trat wieder in Reih und Glied und marschirte, ohne ein Wort zu verlieren, ruhig weiter.

Der ganze Lindenklub war erstarrt über diese unerhörte Züchtigungsweise, wagte aber nicht, etwas dagegen zu thun. Erst als die ganze Kolonne an dem Palais des Prinzen von Preußen, bei welchem sie mit abgenommenen Hüten und Mützen, und beim Palais des Hochseligen Königs, bei welchem sie im tiefsten Schweigen mit entblößtem Haupte und auf Kommando mit: „Augen rechts nach oben!" vorüber marschirten, vorbei

waren, brach die Wuth des Lindenklubs in helle Flammen aus. Als gefragt wurde, wo denn die Landwehrmänner herkämen, hieß es: „Von dem Schauspieler Schneider; der hat ihnen siebenhundert Thaler gegeben, damit sie das Volk mißhandeln sollen." Natürlich wurde sofort eine Razzia nach der Marienstraße beschlossen, um den Anstifter alles dieses Unheils sofort exemplarisch zu bestrafen und ihn wo möglich ebenso zu züchtigen, wie, ohne Zweifel auf seine Veranlassung, jener baumlange Garde-Landwehrmann den jungen Menschen in Studententracht soeben gezüchtigt.

Die wohlwollende Gesellschaft kam aber zu spät, denn die Katzenmusik war unterdessen vor meinem Hause schon in vollem Gange. Schon als die Landwehr vor dem Hause aufmarschirt war, hatten sich die Musik-Dilettanten der ganzen Umgegend versammelt und rückten von der Luisenstraße her an, als die Landwehr mit der letzten Sektion um die Albrechtstraßen-Ecke bog. Sofort begann auch der Höllenlärm wieder, sonderbarerweise aber diesmal nicht auf dem Hofe und unmittelbar vor dem Gitter meiner Wohnung, sondern die Spektakelmacher blieben auf der Straße. Bald erfuhr ich von meinen Dienstleuten die Ursache. Es waren nämlich einige zwanzig besonders starke und entschlossene Landwehrmänner, meist Unteroffiziere, zurückgeblieben und hatten sich in den Flur des Hauses gestellt. Die ersten der eindringenden Gassenbuben waren unsanft hinausgeworfen worden, hatten die weißen Kreuze an den Hüten gesehen und verbreiteten nun das Gerücht, auf dem Hofe und in meiner Wohnung hätten sich Hunderte von Landwehrmännern verborgen, die nach dem Blute des Volkes lechzten und alles todtschlügen, was ihnen in die Finger käme. Bei ihrer außerordentlichen Wahrscheinlichkeit regte diese Nachricht allerlei Bedenken der Katzenmusikanten an, und sie begnügten sich, ihren Lärm über eine Stunde auf der Straße zu vollführen. Dafür war er aber auch ungewöhnlich nachhaltig und ungenirt, um so

mehr, als ein Detachement Bürgerwehr in der Nähe dem Spektakel mit großer Befriedigung zusah.

Da ich aus dem Verlauf der ersten Katzenmusik bereits erkannt hatte, daß dergleichen eben ein Ende nimmt, wie es angefangen, so hörte ich diesmal die Drohungen und das wüste Geschrei schon sehr viel ruhiger mit an und hatte die Freude, auch Frau und Kind viel gefaßter und sicherer zu sehen, als gestern.

Als der Lindenklub endlich dazu gekommen war, sah es fast aus, als sollte heute Abend schon Ernst gemacht werden; denn die Erbitterung über die von mir veranlaßte, tausendfach übertriebene Mißhandlung eines Studenten unter den Linden stieg immer höher und wurde durch Hetzen immer höher getrieben. Nur als man sich überzeugte, daß wirklich Landwehrmänner auf dem Flur des Hauses standen, und sich das Gerücht verbreitete, die ganze Kolonne sei zurückgekommen und über die Holzplätze, sowie durch die benachbarten Gärten in meine Wohnung gelassen worden, kühlte sich die Lust zu Thätlichkeiten ab, und der lärmende Haufe verzog sich mit der Drohung, morgen wieder zu kommen; dann wolle man aber das Ding schon besser anfangen und meine Wohnung von hinten angreifen.

Um 10 Uhr war alles ruhig und blieb es auch die Nacht hindurch. Die mich freiwillig Bewachenden blieben auch die ganze Nacht hindurch, theils auf dem Flur des Hauses, theils in den benachbarten Kellern, von wo aus sie sich ablösten und alles beobachteten. Von meiner Frau wollten sie, außer einigen Cigarren, durchaus nichts annehmen; und sie haben diesen aufopfernden Freundesdienst fünf Tage lang fortgesetzt, bis meine Abreise ihre Sorge für mich unnöthig machte.

Von dem Zustande, in dem sich Berlin überhaupt in diesen Tagen befand, giebt ein Artikel des damals erscheinenden radikalen Blattes „Die Volksstimme" in ihrer Nummer vom

24. Mai folgende, allerdings verhöhnend gemeinte, aber nur zu wahre Schilderung:

„In unsern Ringmauern herrscht jetzt ein wunderbares Leben. Volksversammlungen, Klubs, Vereine, Katzenmusiken, Bürgerwehr, fliegende Buchhändler, abdankungsfähige Minister, polizeilich beschützte Volksführer, aufwiegelnde Ruhestifter, revolutionäre Reaktionäre und konservative Revolutionäre, todte Geheimräthe, wirkliche geheime Kolporteure, uniformirte Polizisten, lebendige Karikaturen der Freiheit und Gleichheit treiben ihr Wesen so bunt durcheinander, daß den hochedlen Weißbier-Philistern in ihren Zipfelmützen und Schlafröcken angst und bange zu Muthe ist. Nun ist gar noch die Nationalversammlung dazu gekommen und hat den Lärm der Reden, Ständchen, Trommeln, Pfeifen, Knarren, Trompeten, Waldteufel, der Vossischen Weherufe und Dudelsackspfeifereien, des Spenerschen Schnarchens und ähnlicher Gewächse so bedeutend vermehrt, daß Spontinis Opern im Vergleiche damit himmlische Harmonien sind."

Das mag freilich übertrieben klingen, wer aber zu jener Zeit in Berlin gelebt hat, wird die Schilderung nur zu wahr finden.

Nr. 3 der „Berliner Straßenzeitung" enthielt um diese Zeit Folgendes:

„Sollte es den Herren der Bürgerwehr noch an Pfeifern und Trommlern fehlen, so erbieten sich die Unterzeichneten, deren Adresse in der Marienstraße Nr. 2 beim Schneider Louis zu erfragen ist, ihnen gegen eine billige Entschädigung dermaßen etwas zu pfeifen und zu trommeln, daß es eine Art ist, und hoffen umsomehr Berücksichtigung dieser Offerte, da sie in dem Geschäft, besonders in letzter Zeit, sehr eingeübt sind.

Mehrere blecherne Landwehrmänner."

Am Donnerstag, den 25. Mai, nahm die ganze Sachlage eine bedrohlichere Wendung. In der Nachbarschaft stieß man die allerentschiedensten Drohungen gegen mich aus, und meine Dienstleute wollten gar nicht wiedersagen, was sie in den Kaufläden rings umher gehört. Während der lärmenden Auftritte vor meinem Hause war es am gestrigen Abende vor der Wohnung des Polizeipräsidenten zu ernsthaften Auftritten gekommen. Die Bürgerwehr war ausnahmsweise dort eingeschritten, und in der Jüdenstraße hatte das Gesindel den Versuch gemacht, eine Barrikade zu bauen, und bei allen diesen Vorgängen war mein Name vorzugsweise genannt worden als der eines Menschen, welcher der Volksrache verfallen müsse. Die Bürgerwehr meines Stadtviertels, vom Oberkommando ermahnt, den Unfug der Katzenmusiken nicht zu dulden, und davon unterrichtet, daß der heutige Abend zu einem ernstlichen Ueberfall meiner Wohnung bestimmt sei, ermannte sich und sandte eine Deputation, um sich die Oertlichkeit in meinem Garten anzusehen, zu dem man leicht über die Zäune der Gärten und Holzplätze am Weidendamm gelangen konnte. Nach allerlei wichtigen Bemerkungen und Bedenklichkeiten wurde mir angezeigt, daß man gegen Abend einen Zug Bürgerwehr in meinem Garten aufstellen werde, da man sonst für nichts stehen könne.

Unter diesen Umständen war wenig Hoffnung, daß sich mein Halsübel bessern werde; vor allen Dingen wollte ich aber Frau und Kind nicht einer möglichen Mißhandlung aussetzen und beschloß daher, einen oder zwei Tage in Köpenick bei meinem alten Freunde, dem Major a. D. v. Gorczkowsky, zuzubringen, mit dem ich überdies wegen Fortführung des damals noch wöchentlich erscheinenden Soldatenfreundes zu verkehren hatte, da jedenfalls — das war mir klar geworden — meines Bleibens in Berlin und in meinen bisherigen Verhältnissen nicht sein würde; denn wenn die Landwehr wirklich einberufen wurde, wozu es gewaltig zu drängen schien, so war ich fest entschlossen, mich

zu stellen. Die Gattin des damaligen Major Herwarth von Bittenfeld, späteren Kommandeurs des 31. Infanterie-Regiments, welche uns gegenüber in der Marienstraße wohnte, hatte meiner Frau und meinem jüngsten Kinde Obdach und Schutz angeboten, so daß im schlimmsten Falle nur meine Wohnung den Angriffen des Pöbels ausgesetzt war. Ich bat meine Frau, in das Büreau der General-Intendantur zu gehen und anzuzeigen, daß ich meiner Wiederherstellung wegen einige Tage auf das Land gehen, sowie ich die Heiserkeit verloren, mich aber zum Dienst melden würde. Dort kam man ihr mit großer Bereitwilligkeit entgegen, weil sich schon das Gerücht verbreitet hatte, man werde den General-Intendanten, Herrn v. Küstner, zwingen, mir den Abschied zu geben, eine Drohung, die auch wirklich an demselben Abend noch ausgeführt wurde.

So verließ ich nachmittags 5 Uhr mein Haus mit meiner ältesten Tochter, nahm einige werthvolle Sachen mit und ging durch die Verbindungsthür aus meinem Garten über den Holzplatz nach der Albrechtstraße, wo eine Droschke mich erwartete und nach dem Frankfurter Bahnhof führte. Meine Entfernung wurde aus den Fenstern der Hinterhäuser in der Marienstraße deutlich bemerkt, und verbreitete sich die Nachricht davon sehr bald in der Umgegend.

Ich kann das Gefühl der Ruhe und des Wohlbehagens kaum beschreiben, das ich empfand, als ich den revolutionär verpesteten Dunstkreis Berlins hinter mir hatte und das friedlich stille Köpenick betrat. Wer nicht selbst Gegenstand erbitterter Volksdemonstrationen gewesen ist, kann sich von diesem Gefühl gar keine deutliche Vorstellung machen. Von dem treuen, in allen Lebensverhältnissen bewährten Freunde ward ich auf das herzlichste aufgenommen; es gab zu erzählen, zu fürchten und zu hoffen. Meine Gedanken waren natürlich bei meiner Frau und meinem jüngsten Kinde in Berlin, aber ich wußte sie ja durch die Güte der Frau Majorin v. Herwarth in einem sicheren Asyl,

das mir um so werthvoller sein mußte, als ich die traurige Erfahrung gemacht hatte, daß ein befreundeter Nachbar, Justizrath, dem ich am zweiten Tage der Katzenmusiken einen Koffer mit werthvollen Gegenständen zur Aufbewahrung schickte, was ganz unbemerkt geschehen konnte, da unsere Gärten mit einander verbunden waren, mir denselben zurücksandte und mit dem so gefährlichen Depot eines vom Volke verfehmten Menschen nichts zu thun haben wollte. Leider hatte auch Frau Majorin v. Herwarth für den Schutz, den sie meiner Familie durch Aufnahme in ihre Wohnung gewährt, Anfechtungen zu erleiden; denn sie erhielt am Tage darauf einen Drohbrief, der sie persönlich und ihr Eigenthum für den Schutz verantwortlich machte, den sie einem Volksverräther angedeihen lasse.

Während des Abends fand sich in der That Bürgerwehr bei meiner Wohnung ein, die bewachenden Landwehrmänner blieben ebenfalls zur Hand; da aber die Nachricht von meiner Abwesenheit in der ganzen Nachbarschaft verbreitet war, so kam es zu nichts. Dagegen fand vor der Wohnung des General-Intendanten v. Küstner eine lärmende Demonstration in Bezug auf mich und in der Volksversammlung unter den Zelten im Thiergarten eine heftige Verhandlung über die Schritte statt, die von Seiten der demokratischen Partei gegen mich zu thun seien. Von den Beschlüssen der letzteren gab meiner Frau der Bediente einer vornehmen Herrschaft Nachricht — den Namen derselben wollte der Bediente nicht nennen —, es sei nämlich darauf abgesehen, an meiner Person ein Beispiel der Volksjustiz zu geben, was hoffentlich alle anderen Reaktionäre auf lange einschüchtern werde; ich solle daher um Gotteswillen nur niemandem die Thür öffnen. Gleiche Nachrichten liefen später auch von der Haynschen Druckerei ein, in der wenigstens einige Setzer, die von mir lebten, Antheil an mir nahmen.

Ueber die Demonstration gegen den General-Intendanten v. Küstner enthält das von demselben herausgegebene Buch

„Vierunddreißig Jahre meiner Theater-Leitung“ Folgendes (Seite 193):

„Als der damalige königliche Schauspieler Schneider sich in einer Landwehr-Versammlung in royalistischem Sinne sehr ehrenwerth ausgesprochen, rückte eine Menge von gewiß tausend Menschen bei einbrechender Dunkelheit vor mein Haus und forderte durch eine Deputation dessen sofortige Entlassung und Entfernung. Kurz vor diesem Vorfalle hatte Schneider Urlaub zu einem Gastspiele nach Hamburg erhalten. Ich erwiderte der Deputation, daß zufolge dieses bereits auf dem Schauspielzettel bekannt gemachten Urlaubes Herr Schneider zunächst nicht auftreten würde, eine sofortige Entlassung desselben aber wäre eben so außer dem Gesetz, das auch ihre Achtung in Anspruch nähme, als außer der Macht des Vorstandes. Hierdurch beruhigt, zog sich die Deputation sowie die Menge zurück.“

In dieser gedruckten Notiz des Herrn v. Küstner befinden sich einige Irrthümer, wie aus dem im Original vorliegenden Briefe desselben vom 28. Mai hervorgeht. Ich stand nicht als beurlaubt, sondern als unpäßlich auf dem Theaterzettel und habe wohl die Erlaubniß erbeten, einige Tage in der Umgegend von Berlin zuzubringen, bis mein Halsübel sich gebessert; den Urlaub nach Hamburg, welcher schon früher für den Monat Juli abgemacht und festgesetzt war, hat der General-Intendant mir aus eigenem Antriebe, und um weiteren Demonstrationen vorzubeugen, unverlangt gegeben.

Der ziemlich schwer lesbare Brief lautet:

„In Eile! Am 28. Mai 1848. Ich halte es für nöthig, Ihnen, werther Herr, diese Zeilen zu übersenden, da Sie nach Ihrem letzten unpaß sind und noch nicht zu mir kommen können, in welchem Falle ich allerdings eine mündliche Unterredung vorgezogen hätte. Ohne Ihnen eine Schuld beizu-

messen und ohne, den Verlauf der Dinge nicht genau kennend, beurtheilen zu können, ob Sie sich an den politischen Verhandlungen und Kontroversen betheiligen mußten, was jeder dramatische Künstler in der Regel vermeiden muß, so ist so viel wahr, daß Sie, schuldig oder unschuldig, die Veranlassung von Begebenheiten sind, die, nach vielen vorausgegangenen, mir neue Kränkungen herbeigeführt und meine Gesundheit erschüttert haben. Eine Deputation mit mehreren tausend Personen, die die Friedrichstraße bedeckten, im Gefolge, stellte in den Abendstunden zwischen 10—11 Uhr an mich das Begehren, daß Sie bis auf Weiteres nicht auftreten möchten. Ich erwiderte, daß (Sie waren auf dem Zettel als unpäßlich bemerkt) Sie für jetzt nicht auftreten würden. Man verlangte ferner Ihre Entfernung aus Berlin. Ich erwiderte, daß dies nicht in meiner Macht stände, ja selbst dem Könige stände nicht zu, Sie oder wer es sei, ohne Untersuchung und Urtheil, von Berlin zu entfernen. Als ich Sie am andern Morgen, Sie unpaß und krank wissend, aufsuchte, fand ich Sie von hier entfernt. Ich mußte daher glauben, daß es Ihnen nur angenehm sein würde, wenn ich Ihnen eine ganz schickliche und ehrenvolle Veranlassung gäbe, sich von hier zu entfernen, das ist: ein Urlaub, um den Sie ohnedies gebeten hatten. So viel ist gewiß, daß ich es dem Theater schuldig war, Sie für jetzt nicht auftreten zu lassen, denn das müßte bei den erregten Parteien für und gegen Sie unabänderlich einen sogenannten Theaterskandal herbeiführen, der dem Theater höchst nachtheilig und verderblich werden müßte. Sie sehen deutlich, daß dieser herbeigeführt werden soll; heute befindet sich schon wieder in der Zeitung eine Aufforderung an mich, daß Sie in: Kurmärker und Pikarde als Landwehrmann auftreten sollen. Dies deutet nur zu deutlich auf eine Demonstration. Ich erkläre, daß ich Sie für jetzt nicht glaube auftreten lassen zu können, und sollte die Angelegenheit bis ans Ministerium und

an Seine Majestät den König gehen, weil ich verantwortlich für die Ruhe im K. Theater bin. Alles liegt nun in Ihren Händen! Es ist ein schicklicher Ausweg geboten aus dem Konflikt, den Sie schuldig oder unschuldig veranlaßt haben. Sobald Sie einigermaßen wieder hergestellt, was Sie hier übrigens bei der fortdauernden Aufregung nicht werden können, dürfen Sie verreisen (je schneller Sie dies thun, je besser ist es), kehren in 3 bis 4 Wochen zurück, wo die Sache vergessen ist. Es liegt nun, wie gesagt, in Ihren Händen, ob Sie der Anstalt und mir die größten Nachtheile zuziehen wollen oder nicht, Nachtheile, die meine Abdankung herbeiführen können, weil meine Gesundheit dies letzte nicht mehr ertragen kann. Sie haben mir öfters gesagt, daß Sie die Anstalt vor allem lieben. Jetzt steht es bei Ihnen, dies zu beweisen.

Küstner."

Ich habe durch Einschaltung dieses Briefes, der eigentlich über meine späteren Verhältnisse entschied, dem Laufe der Erzählung vorgegriffen und erwähne in Bezug darauf nur noch jener Aufforderung in der Vossischen Zeitung vom 28. Mai, welche folgendermaßen lautet:

„Eine Hochlöbliche General-Intendantur der K. Schauspiele wird ganz ergebenst ersucht, in den nächsten Tagen den Königlichen Preußischen Landwehr-Unteroffizier Herrn Louis Schneider als Kurmärker in „Kurmärker und Pikarde" geneigtest auftreten lassen zu wollen.

Mehrere Patrioten."

Herr v. Küstner hatte ganz Recht, wenn er diese Aufforderung als Veranlassung zu einem Theaterskandal betrachtete, und traf seine Befürchtung auch für Berlin nicht ein, so sollte sie mich desto sicherer in Hamburg treffen.

Am Freitag den 26. morgens kam Herr v. Küstner, in großer Aufregung über die am gestrigen Abend stattgehabte

Demonstration gegen ihn, in meine Wohnung, um mit mir persönlich das Nöthige über die von ihm gewünschte längere Abwesenheit von Berlin zu besprechen. Von dem Dienstmädchen hörte er, daß ich schon gestern Abend auf das Land gegangen sei, und sandte dann die Urlaubsbewilligung bis zum 15. Juni, also auf drei Wochen. — Mit dieser kam meine Frau sofort nach Köpenick.

Schon die eine ruhige Nacht, die friedliche Stille in diesem vom Wahnsinne der Zeit noch unberührt gebliebenen Landstädtchen und die überaus milde Frühlingsluft hatte Wunder für mein Halsübel gethan. Der ohne mein Zuthun erhaltene Urlaub schien meiner Frau ein glücklicher Ausweg aus der drohenden Lage des Augenblicks, und sie schlug mir vor, das für den Monat Juli in Hamburg abgeschlossene Gastspiel schon im Juni abzumachen, wodurch ich auf die natürlichste Weise von Berlin entfernt gehalten würde. Ich war mit dieser Aussicht aber keineswegs einverstanden, weil ich erstens glaubte, daß nun die Landwehr zusammenberufen und eingekleidet werden würde, dann aber, weil ich bei wiederkehrendem Wohlbefinden Lust in mir verspürte, es auf einen sogenannten Theaterskandal ankommen zu lassen. Es kam etwas von dem Trotze gegen die Masse über mich, der mich später in Hamburg einer tobenden Menge standhalten ließ, und ich beauftragte meine Frau, nach Berlin zurückzukehren und Herrn v. Küstner persönlich meine Antwort zu bringen, die darin bestand, daß ich mir nur einige Tage der Ruhe und Erholung, keineswegs aber einen längeren Urlaub ausgebeten hätte und mich, sobald ich mich dienstfähig fühlte, zum Dienste melden würde.

Meine Frau begab sich mit diesem Auftrage gleich nach ihrer Ankunft in Berlin zu dem Herrn General-Intendanten, welcher, in allerdings durch die Vorgänge des gestrigen Abends sehr gerechtfertigter Stimmung, ihr sehr viel Unangenehmes über meine Betheiligung an den politischen Wirren des Augenblicks

sagte. Der an und für sich ganz richtige Grundsatz, daß ein Schauspieler eben nur Komödie spielen soll und keineswegs dafür bezahlt wird, seine Gesinnungen zu bethätigen, fand in dieser Unterredung seinen vollwichtigsten Ausdruck, reizte meine Frau aber endlich so, daß sie zu der Aeußerung getrieben wurde: „Es ist möglich, daß mein Mann unrecht gethan hat, sich in Dinge zu mischen, die ihn als Schauspieler nichts angehen. Er selbst hat dafür schon am meisten gelitten und wird wahrscheinlich noch mehr leiden müssen. Aber wenn er selbst auf dem Schaffot für seine Treue stürbe, so würde ich doch noch stolz auf das sein, was er gethan!"

Hierauf erwiderte Herr v. Küstner: „Wenn ich nicht irre, haben Sie ja eine Pension nach dem Tode ihres Mannes?"

Diese Aeußerung verletzte meine arme Frau so tief, daß sie keiner Erwiderung mehr fähig war und recht innerlich betrübt den Mann verließ, dem ich fast acht Jahre ein treuer und aufopfernder Gehülfe gewesen war. Sie hat mir diese Worte des Herrn v. Küstner lange verschwiegen und erst bei Wiederkehr besserer Zeiten mitgetheilt. Vergessen haben wir sie aber beide nicht, und sie sind mit ein Grund, weshalb ich einen Stand verlassen, in welchem Treue und Dankbarkeit bei Gelegenheit auch einmal unschicklich werden können.

Ich blieb den ganzen Freitag und die Nacht zum Sonnabend in Köpenick und kehrte am 27. vormittags, da ich mich fast ganz hergestellt fühlte, nach Berlin und in meine Wohnung zurück. Die Stadt war unruhiger als je zuvor, Bürgerwehr und brotlose Arbeiter standen sich drohend gegenüber, die Aufregung über den Verfassungsentwurf der damaligen Minister war aufs höchste gestiegen, namentlich aber die Wuth gegen die Landwehr so allgemein, wie sie die unausgesetzten Wühlereien der Demokraten nur machen konnten. Als ich vom Frankfurter Bahnhofe in einer offenen Droschke mit meiner Tochter durch die Stadt fuhr, begegnete mir der Polizeihauptmann d'Espagne,

hielt den Wagen an und wunderte sich, wie ich es wagen könne, mich in einer offenen Droschke in Berlin zu zeigen; ob ich denn nicht wisse, was gegen mich im Werke sei, und ob ich denn nicht fürchte, erkannt zu werden. Ich verneinte beides und wollte, um meine Tochter nicht zu erschrecken oder den Droschkenkutscher auf seinen Fahrgast besonders aufmerksam zu machen, auch nichts Näheres hören. Wie aber meine Abreise am Donnerstag Nachmittag mit unerklärlicher Schnelligkeit im ganzen Stadtviertel bekannt geworden war, so mußte es meine Rückkehr vor den Augen der ganzen Nachbarschaft ebenfalls werden, und sofort gingen die Warnungen und Mahnungen wieder los, gewannen diesmal aber eine ganz bestimmte Gestalt und ließen mich deutlich erkennen, welche Mittel die Demokraten anwendeten, um die ganze Bevölkerung Berlins gegen die Landwehr und vor allen Dingen gegen den vermeintlichen gefährlichen Führer derselben aufzuregen. Ein in der „Locomotive“ von Held am 31. Mai erschienener Artikel, der sogar von den Herren Reinhardt und Jakoby auf ihre Kosten als Plakat nachgedruckt und durch Maueranschlag veröffentlicht wurde, giebt einen Begriff von dieser Aufregung und erklärt die mir damals aufs neue von allen Seiten zugehenden Warnungen. Er lautete:

„Soeben kommt mein Kutscher nach Hause, und obgleich ich merkte, daß er etwas Heimliches in sich hatte, so brachte ich ihn doch ins Erzählen, so daß ich von ihm Folgendes erfuhr, welches ich, überzeugt von seiner Biederkeit, völlig zu verbürgen im Stande bin. Derselbe war in der Landwehrversammlung, und seine Partei zählt 15000 Mann, während die des Braß nur 8000 zählt. So wie es losgeht, so soll der Braß gefangen werden, und alsdann rechnet man auch noch auf die 8000 Mann. So wie in Berlin die Republik ausgerufen wird, muß jeder Landwehrmann aus dem nächsten Thore eilen, alles im Stich lassen und sich bei Spandau versammeln, wo schon alles, Gepäck, Montirung und Waffen

hingeschafft sind; sie sollen auch keine Waffen mitbringen, da dies Aufsehen erregen könnte; die gutgesinnten Bürger würden dafür sorgen, damit keine Barrikaden gebaut werden, und wenn das Militär einrückt, sich in die Häuser zurückziehen und diese verschließen, während das Militär den Studenten, dem Handwerkerverein und allen Parteigängern das Garaus macht. Die Bauern in den nahegelegenen Orten, wo die Kanonen stehen, sind bestochen, damit dieselben nicht verrathen, wo die Kanonen stehen oder versteckt sind. Das Signal, eine Fackel auf dem Schlosse und zwei auf dem neuen Gefängniß, welches man vom Spandauer Thurm sehen kann, werden angezündet, dann sollen dieselben anmarschirt kommen. In der Versammlung war der Landwehrgeneral und mehrere Bürger anwesend, und es wurde allen vorgelesen, wer nicht kommt und sich zurückzieht, wird als Verräther betrachtet, und sie möchten sich nur auf schlechte Pfingstfeiertage gefaßt machen. Auf die Frage, wenn nun die Bürger gemeinschaftlich handeln, was sie dann machen sollten, antwortete er: Gegen die Bürger wollen wir nichts, dann bleiben wir alle hier, weil die keine Republik wollen. — Um Unglück zu verhüten, melde ich Ihnen dies schleunigst, bitte um die schnellste Verbreitung, damit Gegenmaßregeln getroffen und der Bürger und Landwehrmann, überhaupt alle, diese ungeheuren Reaktionsmittel kennen lernen."

Wenn sich solcher Unsinn schon gedruckt an das Licht wagte, so läßt sich denken, bis zu welchem Grade er sich in den Kneipen und in den Volksversammlungen von Mund zu Mund steigerte. Da ich keine Ahnung davon hatte, im Gegentheil glaubte, daß durch meine zweitägige Abwesenheit die Aufregung sich gelegt, so fuhr ich sofort in das Intendantur-Büreau, um mich zum Dienst zu melden. Herrn v. Küstner fand ich nicht dort; die langen Gesichter und das scheue, fremde Benehmen meiner ehemaligen Kollegen gegen den der Volksjustiz Verfallenen werde

ich schwerlich je vergessen. Ich meldete mich gesund, so daß man für das nächste Wochen-Repertoire auf mich rechnen könne, und auf diese Meldung bezog sich vorzugsweise der Brief des Herrn General-Intendanten vom Tage darauf, der mir die Entfernung von Berlin so dringend an das Herz legte. Der Zufall wollte, daß ich nicht über die Marschallsbrücke, sondern über die Weidendammer Brücke nach meiner Wohnung zurückfuhr; denn kaum in dieser angekommen, erfuhr ich, daß die Demokraten des Viertels meine Rückkehr von Köpenick zu einer Aufwiegelung der Kammarbeiter an der Marschallsbrücke benutzt und diesen gesagt hatten, sie möchten mir aufpassen, um mir die Führerschaft der reaktionären Landwehr einzutränken, wozu diese denn auch ganz bereit waren und die Brücke besetzten, so daß ich jedenfalls bei meiner Rückkehr über dieselbe ihnen hätte in die Hände fallen müssen.

Nachmittags besuchte mich die Gattin des Kapellmeisters Moeser, eine Freundin meiner Frau und langjährige Bekannte, mit der ich schon die Theaterschule besucht. Sie war erschrocken, mich in meinem Hause zu finden, da sie nur meine Frau hatte trösten wollen, und beschwor mich nun, mich nicht muthwillig und nutzlos einem Ueberfalle auszusetzen. Sie war am Donnerstag Abend Zeuge der Demonstration gegen Herrn v. Küstner gewesen und hatte dort unter den Gruppen so bestimmte Drohungen und Anschläge gegen mich gehört, daß sie das Schlimmste für mich fürchtete. Wichtiger als das schien mir aber, daß sie auch die Zusage des Herrn v. Küstner gehört, mich nicht mehr auftreten lassen zu wollen, wie er mir dies am folgenden Tage selbst schrieb. Schon im Intendantur-Büreau hatte ich gehört, daß Herr von Küstner befohlen, mich nicht mehr als unpäßlich auf den Theaterzettel zu setzen, was auch infolge des am 26. bewilligten, und zwar ohne mein Verlangen bewilligten, dreiwöchentlichen Urlaubes ganz in der Ordnung war.

Nun nahm die Angelegenheit allerdings eine ganz andere

Wendung für mich. Man wollte mich nicht. — Mehr als das wirkte aber die Nachricht mir zugethaner Landwehrmänner auf mich, daß man mit Bestimmtheit bei der auf morgen, Sonntag den 28., abermals angesetzten Versammlung auf mich rechne, weil ich durch meine Rede manchen unterdessen ausgebrochenen Zwiespalt beschwichtigen solle. Ich möge mich dann sperren, so viel ich wolle, so würden sie mich zu ihrem Führer ausrufen, um den Demokraten zu zeigen, daß es ihnen Ernst mit Schließung der Klubs, Entwaffnung der Bürgerwehr und Auseinandertreibung der Nationalversammlung sei.

Da ich nicht mehr krank war, so hatte ich keinen erdenklichen Entschuldigungsgrund, bei den weiteren Versammlungen der Landwehr nicht zu erscheinen; der Gedanke einer Führerschaft widerstand mir aber so durchaus, ich sah die daraus nothwendig hervorgehenden Gefahren für die Landwehr selbst so klar vor Augen, daß ich nun mit Frau und Tochter berieth, was zu thun sei. — Nach genauem Erwägen aller Umstände, deren Beherrschung nicht mehr in meiner Gewalt lag, entschloß ich mich zu einer sofortigen Reise nach Hamburg, um dort vielleicht das für den Juli verabredete Gastspiel schon jetzt abzumachen.

Die Vorbereitungen dazu waren schnell getroffen, und Frau Moeser half dabei den Meinigen auf das eifrigste. In einem sogenannten Kremserwagen fuhr ich am Nachmittag spät nach Spandau, um mich dort auf den Abendzug der Hamburger Eisenbahn zu setzen; denn auf dem Berliner Bahnhofe einzusteigen wagte ich nun schon nicht mehr, weil die Aufwiegelung der Kammarbeiter an der Marschallsbrücke schwerlich eine vereinzelte Maßregel der Demokraten gewesen war. Den Weg nach Spandau nahm ich über die Unterbaumsbrücke, durch den Thiergarten, bei den Zelten vorbei, wo schon wieder Tausende den Beginn der täglichen Versammlungen erwarteten und ich in den letzten acht Tagen ein dankbares und ergiebiges Thema für die Rednerbühne gewesen war. Bei der Abfahrt hatte ich meiner Frau aufge-

tragen, sogleich zu dem General v. Webern zu gehen und ihm anzuzeigen, daß ich aus den ihm bekannten Gründen weder zu der morgigen, noch zu einer der künftigen Landwehrversammlungen kommen, bei einer befohlenen Einkleidung mich aber sogleich stellen würde.

In Spandau erwartete ich auf dem Bahnhofe die Ankunft des Berliner Zuges, aus dem zu meiner Verwunderung meine Tochter hervorsprang und mir die Nachricht brachte, der General v. Webern lasse mir sagen, ich möge ja nicht nach Hamburg gehen, weil meine Anwesenheit in Berlin für die gute Sache durchaus nöthig sei. Das Personengeld war zwar schon bis Hamburg bezahlt und meine Sachen auch schon verpackt, da ich mir aber nicht anders denken konnte, als mit dieser dringenden Nothwendigkeit sei die bevorstehende Einkleidung gemeint, so ließ ich das Geld im Stich und kehrte mit meiner Tochter in einem Spandauer Personenwagen nach Berlin zurück. Nach allem Vorhergegangenen schien es mir aber nun wirkich nicht mehr rathsam, in meiner Wohnung zu übernachten; ich sandte daher meine Tochter in die Stadt zu meiner Frau, um ihr sagen zu lassen, daß sie die Nacht im Hotel Meinhard, dessen Besitzer uns befreundet war, zubringen möchte, und fuhr dann selbst nach Potsdam, wo ich in der Nähe Berlins bleiben und die weitere Entwickelung der Ereignisse abwarten konnte.

Potsdam war so übervoll von geflüchteten Berlinern, daß ich nur noch mit Mühe ein Unterkommen in der „Stadt Königsberg" bekam. Hier erhielt ich am andern Tage den Brief des General-Intendanten, nach dessen Schlußsatz mir nun keine Wahl mehr blieb. Auch daß die Einkleidung der Landwehr auf keinen Fall stattfinden werde, erfuhr ich hier mit Bestimmtheit. Damit fiel aber auch der letzte Grund, der mich zum Bleiben hätte veranlassen können, und ich schrieb nun von Potsdam aus nach Hamburg an Maurice, ob ich ihm zu dem für später verabredeten Gastspiele willkommen sei.

Unterdessen stieg der Unsinn in Berlin immer höher. Es waren die Tage, wo angeblich die Brücken vernagelt und Signalstangen auf dem königlichen Schlosse aufgestellt waren, wo die Waffensendungen aus dem Zeughause von der Bürgerwehr verhindert wurden und das Volk eine Kanone als Siegeszeichen in das Schützenhaus schleppte. Alles schrie nach allgemeiner Volksbewaffnung, und durch das Abtreten des General v. Aschoff vom Oberkommando der Bürgerwehr war auch diese in leidenschaftliche Aufregung versetzt worden.

Mit welcher Spannung las ich täglich in Potsdam die Zeitungen und verkehrte mit herüberkommenden Berlinern! Abwechselnd besuchten mich Frau und Kind, brachten aber immer traurigere Nachrichten, die traurigsten über Erfahrungen, die sie an früher warmen Freunden und Bekannten machen mußten. An ein Auftreten auf der königlichen Bühne war — darin stimmten alle Nachrichten und Meinungen überein — nicht zu denken und die Aussichten sonach ziemlich trostlos.

Am 31. Mai kam die Antwort meines Freundes Maurice aus Hamburg, daß ich ihm jederzeit willkommen sei. Nun hielt mich nichts mehr ab, den so dringenden Wunsch des General-Intendanten v. Küstner zu erfüllen, und am 1. Juni kehrte ich erst Mittags nach Berlin zurück, um mit dem Major v. Gorczkowsky, welcher unterdessen aus Köpenick gekommen war und meine Wohnung beschützte, die nöthige Rücksprache wegen Fortführung der Redaktion des Soldatenfreundes zu nehmen. Abends fuhr ich dann mit meiner ältesten Tochter nach Hamburg, wo ich am 2. Juni mittags ankam.

Der letzte Abend auf der Bühne.

1848.

Die Begebenheiten des Mai 1848 in Berlin hatten mich gelehrt, daß der Schauspieler nicht ungestraft aus dem engen Kreise seines eigentlichen Berufes heraustritt, wenn es nämlich im Widerspruche mit der augenblicklich herrschenden Volksstimmung geschieht. Der Juni in Hamburg sollte diese Lehre zu solcher Härte steigern, daß ich überhaupt für mein ganzes übriges Leben der Bühne entsagte und anfangs eine Zeit lang der traurigsten Zukunft entgegenging.

Am 2. Juni kam ich mit meiner damals vierzehnjährigen Tochter Inez in Hamburg an und stieg in dem Hotel de Petersbourg am Jungfernstiege ab, wo ich jedesmal bei meinen früheren Besuchen in Hamburg gewohnt. Mein erster Gang war zu dem lieben und unter allen Verhältnissen bewährten Freunde Maurice, damals noch Direktor des Thalia-Theaters, nachdem sich die mit mir vereint beabsichtigte Unternehmung einer Vereinigung des Stadt-Theaters mit dem Thalia-Theater zerschlagen hatte, worüber ein anderer Abschnitt der Erinnerungen aus meinem Leben das Ausführliche enthält. — Maurice hatte mein wiederholtes Gastspiel eigentlich für den Monat Juli bestimmt und dafür alle Vorbereitungen getroffen, und so befand

sich die königliche Schauspielerin Frau Birch=Pfeiffer aus Berlin schon dort, um ihre neuesten Stücke dem Publikum vorzuführen und selbst in ihnen zu spielen. Mir zu Gefallen hatte Maurice rasch andere Einrichtungen getroffen und hatte es um so bereitwilliger gethan, als die politisch wild erregte Zeit auch ihm schwere Verluste gebracht, da alle Klubs übervoll, die Theater aber erschreckend leer waren. Der so überaus glänzende Erfolg meines ersten Gastspiels und die gute Meinung, welche das Hamburger Publikum von mir hatte — war ich doch von den Stimmführern in Theater=Angelegenheiten zum Direktor des Stadt=Theaters erwählt worden — ließen ihn hoffen, abermals sogenannte „gute Geschäfte" mit mir zu machen, und das war um so nöthiger, als er nur mit größter Anstrengung noch im Stande war, seinen Verpflichtungen gegen seine Bühnenmitglieder nachzukommen, während das Stadt=Theater bereits gezwungen war, seinen Schauspielern Abzüge von der Gage zu machen. Da ich diesmal weder die Tänzerin aus Berlin mitbrachte, welche mich in meinen Genrebildern unterstützte, noch die nöthige Garderobe für meine Rollen — ja selbst Musikalien fehlten mir, da ich in Berlin begreiflich auf keine Gefälligkeit von Seiten des Theaters zu rechnen hatte — so konnte das Gastspiel nicht sofort beginnen und mußte erst durch das schleunige Engagement einer Tänzerin, Mlle. Soldansky (später beim königlichen Theater in Berlin), ermöglicht werden. Es blieben mir also wenigstens acht Tage Zeit, um die Verhältnisse zu erkunden.

Hamburg, obgleich tief innerlich erregt und von Unruhstiftern unterwühlt, genoß äußerlich einer beneidenswerthen Ruhe und Behaglichkeit, ganz im Gegensatze zu den tobenden Vorgängen in Wien und Berlin. Mit wahrhaft fürstlichem Glanze aus seiner Asche wiedererstehend, gab es weder in Pracht und Eleganz, noch an Bewegung den Hauptstädten Europas etwas nach, übertraf aber einige derselben durch Reichthum. Die

Demokratie hatte zwar auch hier ihr Haupt erhoben und sich besonders der Handwerker und Arbeiter zu bemächtigen gewußt, indessen brach die gewohnte republikanische Regierungsform dem Treiben der Umsturzpartei die Spitze ab. Lärmendes und Gewaltsames war eigentlich noch nicht vorgegangen, dazu sollte meine Erscheinung die erste Veranlassung geben; dagegen herrschte ein ganz allgemeiner Enthusiasmus für jede anti-monarchische Bestrebung in Deutschland, gleichviel in welchem Gewande sie auftrat. In Berlin hatte ich doch hin und wieder noch einen Gesinnungsgenossen getroffen, hatte mich wenigstens in der Stille ohne Rückhalt aussprechen können; hier wurde ich geradezu belächelt, wenn ich von meinen Befürchtungen für Preußen sprach, denn ein republikanisches Deutschland mit Herrn v. Gagern als Kaiser, das war in Hamburg eine ganz behagliche und beliebte Anschauung. Deutlich erkannte ich, wie recht ich gethan, als ich dem dunklen Gefühle gefolgt war, in dem republikanischen Hamburg nicht Direktor einer vom Publikum abhangenden Anstalt sein zu können. Zeitungsberichte aus Berlin hatten zwar die Vorgänge mit der Landwehr auch in Hamburg bekannt gemacht und mich — wie es damals Mode war — den Rädelsführer einer reaktionären Rotte genannt; indessen war dies — bis jetzt wenigstens — kaum beachtet worden; denn jeder Tag brachte eine solche Ueberfülle von tollen Zeitungsnachrichten, daß leicht eines über das andere vergessen wurde.

Die Bekannten und Freunde, die ich während der nächsten Tage aufsuchte, Riese, Wollheim, Mendelssohn, meinten, daß von politischer Seite meinem Gastspiel wohl kaum Schwierigkeiten entgegenständen; aber auf Aeußerungen des Unwillens müsse ich mich doch gefaßt machen, da mein Rücktritt von der Bewerbung um die Direktion des Stadt-Theaters nach geschehener ehrenvoller Wahl eine sehr gereizte Stimmung gegen mich, selbst in der höheren Gesellschaft, hervorgerufen. Man hatte es nicht begreifen können, daß jemand einer so glänzenden und lukrativen

Stellung entsagen konnte, nachdem ihn unter so vielen namhaften Mitbewerbern die Wahl des theatralischen Areopags getroffen. Das war den mit Recht stolzen Hamburgern noch nicht vorgekommen, und nachdem mich die dortigen Zeitungen schonungslos bearbeitet, die schnödesten Motive für meinen Rücktritt erlogen, hatte man mich zu den Todten geworfen. Ein öffentlicher Skandal, von dieser Seite veranlaßt, wäre mir sehr gleichgültig gewesen, und es würde mich nicht die geringste Ueberwindung gekostet haben, ihn zu ertragen, um meinem Freunde Maurice nützlich zu sein und ihn für die fehlgeschlagene Hoffnung zu entschädigen, mit mir vereint beide Hamburger Theater zu dirigiren. Ja, im Uebermuth freute ich mich darauf, weil dergleichen Theaterlärm auch die Häuser zu füllen pflegt und sonst bei der allgemeinen Theilnahmlosigkeit des Publikums am Theater kaum ein für Maurice erfreulicher Erfolg zu hoffen war.

Anders gestalteten sich diese Verhältnisse beim Stadt-Theater. Dort war den Direktoren, wie den Mitgliedern, mein unerwartetes Wiedererscheinen in Hamburg unangenehm und drohend. Das sonst so glänzende Kunstinstitut war dem Bankerott nahe und erwehrte sich nur mit Mühe der immer gefährlicher werdenden Konkurrenz des Thalia-Theaters, seit Maurice kein Opfer scheute, die bedeutendsten Künstler fast aller deutschen Bühnen bei sich in Gastspielen auftreten zu lassen. — Sein Personal war vortrefflich, Davison, Wilcke, Schramm, Schrader, das Ehepaar Gomansky, Lina Höfer wirkten mit großer Liebe und Rührigkeit, und die Vorstellungen der damals beliebtesten Neuigkeiten waren fast durchweg vortrefflich, oft musterhaft im präzisen Zusammenspiel. — Ich hatte und habe nie eine so wohl organisirte kleine Bühne gesehen, und das Mißbehagen des großen, unbehülflichen Stadt-Theaters gegen sie war sehr verzeihlich. Nun erschien ich plötzlich, und man kombinirte dort sogleich, daß dies gewiß nicht ohne die Absicht geschehe, nun doch wieder als Bewerber um die Direktion des Stadt-Theaters

aufzutreten und das Gastspiel im Thalia-Theater nur dazu zu benutzen, mir die verlorene Gunst beim Publikum wieder zu gewinnen. Man erzählte mir von heftigen Reden gegen mich in dem Woltereckschen Kaffeehause, wo die Mitglieder des Stadt-Theaters zu verkehren pflegten, weil der Wirth früher ihr Kollege gewesen. Namentlich machte man mich aufmerksam, daß der beim Thalia-Theater angestellte talentvolle Schauspieler Schrader dort viel verkehre und sich auf das lebhafteste an den gegen mich verabredeten Demonstrationen betheilige. Da ich mich stets besonders freundlich gegen ihn benommen, so konnte ich mir das nicht erklären, habe auch nie persönlich einen Beweis seiner Feindlichkeit gegen mich bemerkt, kann aber nur sagen, daß sowohl damals, wie später, von den verschiedensten Seiten mannigfache Bestätigung dafür auf mich eindrang. Als Erklärung wurde meinem hartnäckigen Zweifel erwidert, daß Schrader, da er mein Fach, und zwar mit verdientem Beifalle, spiele, von meiner Anwesenheit in Hamburg und meiner Befreundung mit Maurice einen schädlichen Einfluß auf seine Stellung befürchte. Andere meinten, er hasse, als leidenschaftlicher Demokrat, meine royalistische Gesinnung. Das Erstere ist möglich, das Letztere glaube ich nicht, weil Herr Schrader mir in dieser Beziehung zu unbedeutend erschienen ist.

Sollten mich diese Nachrichten und Befürchtungen aber einschüchtern, so verfehlten sie vollkommen ihren Zweck. Ich hatte so viel Vertrauen zu mir, daß ich einem etwaigen Sturm, der nur von dieser Seite kommen sollte, wohl zu stehen hoffte. Dergleichen theatralische Ungewitter verziehen sich eben so leicht und schnell, wie sie heraufbeschworen werden, und tritt man nur sonst nicht unfähig dem Publikum gegenüber, so ist der Sieg einfach eine Sache des Aushaltens. Bei Gastrollen hat etwas Lärm und Aufregung nichts zu bedeuten; im Gegentheil fördert der zahlreichere Besuch die Absichten der Direktion. Im Engagement ist es schon schlimmer damit, namentlich wenn irgend ein sittlicher

Vorwurf mit im Spiele ist. Indessen liegen genug Beweise vor, daß sogar dann, bei dreister Stirn und entschlossenemAusharren, die Ungnade endlich in größere Beliebtheit und Geltung umschlägt; natürlich muß wahrhaft künstlerische Befähigung diesem Umschlage zum Vorwande dienen. — Mit Maurice und dessen Bruder wurde berathen, wie sich am besten dem drohenden Sturme entgegentreten lasse, der denn doch eigentlich nichts weiter als ein „dépit amoureux“ und ein Zeichen des Aergers der Hamburger sei, daß sie mich nicht zum Direktor bekommen. Nach manchem Ueberlegen wurde beschlossen, am Tage meines ersten Auftretens einen Aufsatz in der gelesensten Hamburger Lokal-Zeitung zu veröffentlichen, der eine Captatio benevolentiae enthalten solle, dann aber, daß ich selbst im Zwischenakte und vor dem Beginn des Stückes, in dem ich auftrat, also ganz unerwartet, eine Anrede an das Publikum halten sollte, in welcher die Gründe meines Rücktritts von der Bewerbung um die Stadt-Theater-Direktion auseinandergelegt würden. Beide waren der Meinung, daß, nach ihrer Kenntniß des Hamburger Publikums, Aufsatz und Anrede vollkommen genügen würden, um entweder jede Demonstration überhaupt zu verhindern oder sie, nach einigem Austoben, zu besänftigen.

Wären die täglich trüber werdenden Nachrichten aus Berlin nicht gewesen, so hätte ich die Tage bis zu meinem ersten Auftreten ganz behaglich verleben können. Diese Nachrichten waren aber sorgenvoll genug. In Erfurt hatte ein Krawall am 3. Juni Blutvergießen zur Folge; in Berlin hatte der feierliche Zug nach den Gräbern der Barrikadenhelden im Friedrichshain stattgefunden, an dem sich fast sämmtliche Linke der Nationalversammlung betheiligt. — In Baden wurde der Hochverräther Hecker zum Abgeordneten des deutschen Volkes in Frankfurt erwählt, und in der preußischen Nationalversammlung war der Antrag des Abgeordneten Behrends diskutirt worden, daß selbige öffentlich aussprechen solle, die Barrikadenkämpfer des 18. und

19. März hätten sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Meine Frau, die seit meiner Abreise in Köpenick im Hause des Major v. Gorczkowsky verweilte, aber hin und wieder Berlin besuchte, schrieb mir von der täglich düsterer und unheimlicher werdenden Physiognomie der Hauptstadt, deren Proletariat und Arbeitermassen ersichtlich einem Ereignisse zudrängten, das denn auch wirklich schon nach einigen Tagen seinen scheußlichsten Ausdruck in dem Sturm auf das Zeughaus finden sollte. Mein Name wurde in den Klubs und in den Zeitungen noch immer als ganz besonders der Volksjustiz verfallen genannt, und bei der königlichen Bühne wurde mein Abgang und möglichst baldiger Ersatz mit bewährtester Kollegialität verhandelt. Unter solchen Eindrücken kam es denn allerdings zu keiner Freude an Hamburgs Schönheit, äußerer Ruhe und regem Leben.

So kam der 7. Juni, ein Mittwoch, heran. Der Artikel in der Zeitung — wenn ich nicht irre, in den „Hamburger Nachrichten" — war erschienen und verwies an seinem Ende auf die Erklärung, die ich selbst am Abende bei meinem Auftreten geben würde. Nach dem, was ich auf der Probe davon hörte, hatte der Artikel, obgleich er keine Details, sondern nur ganz allgemeine Redensarten enthielt, einen guten Eindruck gemacht; der Billetverkauf ließ wenigstens auf ein volles Haus schließen. — Ich hatte die Rede, welche ich am Abend halten wollte, aufgeschrieben und sowohl Maurice, als dem Direktor des Stadt-Theaters, Mühling, zur Kenntnißnahme und Begutachtung vorgelegt. Beide hatten sie gut geheißen, und um genau das Uebereingekommene zu sagen, lernte ich sie auswendig.

Nach der Rückkehr aus der Probe in das Hotel erhielt ich den ersten Beweis, daß sich auch politische Elemente an der zu erwartenden Demonstration gegen mich betheiligen würden. Es war ein anonymer Brief mit den niedrigsten und pöbelhaftesten Schimpfworten, der damit drohte, daß mir meine volksverrätherische Parteinahme für den Prinzen von Preußen hier in

Hamburg schon versalzen werden sollte, und daß die demokratischen Klubs beschlossen hätten, ein öffentliches Beispiel an mir zu statuiren. Obgleich ich darüber betroffen war, ein solches Berliner Echo hier in Hamburg zu hören, so ließ mich mein entschiedenes Verachten aller anonymen Briefe doch kein besonderes Gewicht auf diesen legen. Hatte ich doch einen andern, offenbar in wohlmeinender Absicht geschriebenen Brief ohne Unterschrift nicht beachtet, der gleich nach meiner Abreise aus Berlin mit dem Poststempel Hamburg bei meiner Frau einlief, von dieser erbrochen und mir nachgesendet wurde. Er warnte mich vor einem Auftreten in Hamburg, da mein Rücktritt von der Direktionsbewerbung sehr übel genommen worden sei und mir wahrscheinlich eine öffentliche Demüthigung, sowie Störung des Gastspiels bewirken werde, was doch gewiß nicht in meinen Wünschen liegen könne. Dieser Brief langte bald nach meiner Ankunft in Hamburg an, ich zeigte ihn Maurice, der aber ebensowenig wie ich Notiz davon nehmen wollte, obgleich auch er anerkannte, daß derselbe in wohlmeinender Absicht geschrieben sein könne.

Der zweite anonyme Brief ließ mich aber den ersten Blick in das gegen mich thätige Parteitreiben auch hier in Hamburg werfen. Es war die ganze Roheit und Gemeinheit demokratischer Redeweise, die mich einschüchtern sollte. In klaren Worten sprach er aus, daß nicht der Direktions-Aspirant, sondern der reaktionäre und volksfeindliche Landwehr-Unteroffizier ausgepfiffen werden solle, und daß ich hier die Fortsetzung der Katzenmusiken zu erwarten hätte, die in Berlin leider unterbrochen worden seien. Hier in Hamburg hätte ich aber keinen Schutz von den dummen pommerschen Kommißbrot-Rittern zu hoffen, und ich würde schon lernen, was es heiße, das Volk beleidigt zu haben! Das gab der Angelegenheit freilich eine sehr viel andere Physiognomie, und hätte ich gleichlautende Drohungen oder Anzeigen früher erhalten, so würde ich wahrscheinlich den Plan des ganzen Gastspiels gerade jetzt aufgegeben haben. Doch war nun nichts

mehr zu ändern, obgleich mich eine unheimliche Ahnung überkam, daß der zu erwartende Theaterskandal sich kaum besiegen lassen werde, wenn wirklich politische Leidenschaften sich einmischten. Ein zufälliger Vorgang am Tage vorher trat mir wieder mit ganzer Kraft vor die Seele und ließ mich einen sehr trüben Nachmittag verleben. Ich hatte nämlich mit meiner Tochter bei Maurice gegessen und der dem Wirthe und dem Gaste gleich befreundete Friedrich Riese einen Toast auf die Schneidersche Familie in Köpenick ausgebracht. Das Wort Köpenick war ihm im Munde stecken geblieben, er versprach sich, und klar und deutlich lautete der Toast: „Auf die geköpfte Schneidersche Familie!" Was sonst lautes Lachen hervorgerufen haben würde, machte einen doppelt peinlichen Eindruck, da ich kurz vorher erst von den Berliner Verfolgungen hatte erzählen müssen. Das kam mir nach dem Durchlesen jenes anonymen Briefes wieder in den Sinn, und ein Blick auf meine Tochter, ein Gedanke an die Lieben in der Heimat waren eben nicht geeignet, mir frohen Muth und Zuversicht für den Abend zu geben, wo ich beides doch vollauf brauchen konnte.

So kam die Theaterzeit heran. Ein wunderschönes Sommerwetter hätte eher alles andere, nur kein volles Haus vermuthen lassen; doch fand ich schon lebhaftes Gedränge vor den Thüren des Schauspielhauses. Angekündigt war ein kleines Lustspiel, dann „Drei Frauen und keine" und zum Beschluß das musikalische Quodlibet „Der Kapellmeister von Venedig". — In dem zweiten Stücke sollte ich den Fritz Flott, in dem letzten den Peter spielen. Niemand wußte, daß ich mit Maurice verabredet hatte, vor dem Beginnen des zweiten Stückes vorzutreten, und als auf ein Zeichen des Direktors die Zwischenmusik plötzlich abbrach und ich vor den Vorhang heraustrat, im schwarzen Gesellschaftsanzuge meine drei Verbeugungen machte, tönte mir jenes eigenthümliche Geräusch entgegen, halb Erstaunen ausdrückend, halb Stille gebietend, das man so häufig bei unge-

wöhnlichen Vorgängen im Theater hört. Kaum hatte ich indessen meine Rede begonnen, als sich auch der Ruf: „Das ist er! das ist er ja!“ und ein gellendes Pfeifen aus der Mitte des Parterres erhob. Die Vollstimmigkeit und Vehemenz dieses Pfeifens, das sofort auch von der obersten Gallerie herab ein ganz unzweideutiges Echo fand, ließ keinen Zweifel, daß ich es mit einer wohlgeordneten Demonstration zu thun hatte. — Nachdem dieser Lärm einige Zeit gedauert und ich vergebens versucht hatte, zu Worte zu kommen, nahmen sich die Logen durch auffälliges Applaudiren meiner an, und ich sah im Parterre ein unruhiges Hin- und Herwogen, einen heftigen Faustkampf und bald eine ziemlich allgemeine Schlägerei entstehen. Da ich der Güte des Polizeipräsidenten von Berlin, Herrn v. Hinckeldey, die Durchsicht der im Jahre 1853 von der Hamburger Polizeibehörde requirirten Akten verdanke, so kann ich hier und im weiteren Verlaufe der Erzählung gleich einschalten, was sich bei dieser Gelegenheit im Zuschauerraum begab. Als Rädelsführer im Parterre zeichnete sich ein Tapezierer und auf der Gallerie ein Steindrucker besonders aus. Beide schienen den andern, meistentheils Mitgliedern des Handwerker-Bildungsvereins, die Vorschrift zu geben. Aber es befanden sich auch Anhänger des Thalia-Theaters in ihrer Nähe, die das Pfeifen übelnahmen und einen Wortwechsel begannen, der bald genug in Thätlichkeiten überging. Namentlich that sich der Restaurateur Wöhler hervor, der so leidenschaftlich Partei für Maurice und mich ergriff, daß er dem Tapezierer ein paar unglaublich vollwichtige Ohrfeigen verabreichte und allerdings auch einige dergleichen wieder einnehmen mußte.

Dieser gegenseitige Austausch der Ansichten ging bald von einzelnen in ganze Gruppen über, und unter dem immer stärker anwachsenden Applaudissement aus den Logen wurden die Ruhestörer einer nach dem andern hinausgeworfen, worauf sich draußen in den Gängen und in der Vorhalle die einzelnen Kämpfe fort-

setzten, nun aber von der Polizei auseinandergebracht wurden. Schon hier wurde ich als „Vaterlandsverräther" bezeichnet, wie aus den Untersuchungsakten hervorgeht, und es wird darin ausgesprochen, daß die Unzufriedenheit des Publikums ersichtlich nicht dem Schauspieler, sondern den politischen Ansichten desselben gegolten. Davon wußte ich aber, diesem heftigen Lärmen gegenüber, nichts; denn nur einzelne Schmerzenslaute der Geschlagenen, Flüche und Drohungen ließen sich aus dem wüthenden Lärm des Applaudirens, Pochens und Pfeifens heraushören. Ich stand während dieses ganzen tumultuarischen Vorganges in fester, aber ehrerbietiger Haltung, als erwartete ich mit Zuversicht, daß man mich endlich zu Worte kommen lassen werde, und wurde darin durch manchen freundlichen Zuruf aus den Prosceniumslogen und den zunächst gelegenen Logen des ersten Ranges ermuntert. Mitten unter dem Lärmen entspann sich zwischen einem Herrn in der Prosceniumsloge und mir eine Art von Zwiegespräch. Man sagte mir:

„Lassen Sie sich nicht irritiren, Herr Schneider — das sind Karrenführer!"

Ich antwortete: „Was soll ich aber thun, wenn man mich nicht zu Worte kommen läßt?"

Worauf erwidert wurde: „Sein Sie ganz unbesorgt, mit diesem Gesindel wollen wir schon fertig werden!"

Ich habe nie erfahren, wer der Herr war, der mir so zuversichtlich Muth zusprach.

Nachdem der größte Theil der Unruhestifter unsanft genug hinausbefördert worden war, und da die anderen sich hüteten, weiter zu lärmen, weil sie sahen, daß ihnen determinirte Gegner entgegenstanden, wurde das Applaudiren und, als ich mich dankend verneigte, das Ruhegebieten allgemein, so daß ich nun ungestört sprechen konnte. Leider besitze ich das Konzept meiner Rede nicht mehr, kann also nur im allgemeinen anführen, was ich gesprochen. Ich sagte ungefähr:

So schmerzlich es mir sei, zum ersten Male in meinem Leben, und gerade in Hamburg, wo ich früher so viele Beweise von Nachsicht und Zuneigung erhalten, Aeußerungen der Unzufriedenheit zu hören, so seien doch selbst diese ein neuer Beweis, daß man mich nicht ungern als Direktor des Stadt-Theaters gesehen hätte und nur deswegen zürne, weil ich von meiner Bewerbung nach geschehener Wahl zurückgetreten sei.

Dann hielt ich mich an das Konzept und fuhr fort:

„Die Bedingungen, welche mir von den Eigenthümern des Stadt-Theaters gestellt wurden, waren annehmbar und meinen sowie den Mitteln meines Freundes Maurice entsprechend. — Auf diese Bedingungen hin meldete ich mich und wurde auf die ehrenvollste Weise unter vielen Mitbewerbern gewählt. Als ich aber selbst auf einige Tage nach Hamburg kam, um mich von der Lage der Dinge zu überzeugen, wurde von der früheren Direktion nachträglich die Summe von 140 000 Mark Banko für neu angeschaffte Dekorationen, Garderobe, Bücher und Musikalien gefordert. Ging ich diese Forderung nicht ein, so ruinirte meine Bewerbung die früheren Direktoren, beide mir befreundet. Ging ich sie ein, so mußte ich mich gleich zu Anfang meiner Unternehmung in eine Schuldenlast stürzen, für deren Tilgung die wenigen tausend Thaler, die ich mir als Schauspieler durch Fleiß und Sparsamkeit erworben, nie ausgereicht haben würden. Sollte ich in dem reichen Hamburg mit Schulden anfangen, die ich bis jetzt nie gehabt? Das konnte ich nicht und wollte ich nicht. Ich war allerdings von den Eigenthümern des Stadt-Theaters nicht verpflichtet, die nachträglichen Forderungen der damaligen Direktoren einzugehen; sollte ich aber, indem ich von diesem Vorrechte Gebrauch machte, zwei Männer ruiniren und um die Früchte ihrer mühevollen Leitung bringen, die mir befreundet waren? — Das würde ein schlechter Anfang in Ihrer

Mitte gewesen sein, und schwerlich würde Segen auf einer Unternehmung geruht haben, die mit dem von mir veranlaßten Ruin meiner Vorgänger begonnen. Ich bin in dem sonderbaren, mir aber zur besondern Genugthuung gereichenden Fall, daß ich für meine Handlungsweise Gewährsmänner öffentlich anrufen kann, die sich sonst in Leben und Leistung als Gegner gegenüberstehen, den Direktor des Thalia-Theaters Maurice und die beiden Direktoren des Stadt-Theaters Mühling und Cornet. Zwischen ihnen und offen vor dem ganzen Hamburger Publikum erkläre ich, daß ich glaube und stolz darauf bin, wie ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben und auch jetzt noch die Achtung und die Theilnahme zu verdienen, mit welcher die ehrenvolle Wahl zum Direktor des Hamburger Stadt-Theaters mich ausgezeichnet. Den gegen mich ausgesprengten Verleumdungen, als hätte ich durch die Bewerbung um die hiesige Direktion nur meine bisherige Stellung in Berlin verbessern wollen, kann ich jederzeit den schriftlichen Beweis des Gegentheils entgegenhalten. Diese Verhältnisse gehören aber nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit, und muß ich mich begnügen, diese Gerüchte als Lügen oder, was mir wahrscheinlicher ist, als Verleumdungen zu bezeichnen, die ganz bestimmte Zwecke verfolgt zu haben scheinen, vor dem Lichte der Oeffentlichkeit sich aber scheu verkriechen. — Finden Sie nach dieser Erklärung noch Vorwurf an mir, so bitte ich Sie, wenigstens mich ungestört heute vor Ihnen auftreten und auch mir die altbewährte Gastfreundschaft Hamburgs angedeihen zu lassen. Wird von irgend einer Seite her widerlegt, was ich hier vor Ihnen erklärt, so würde ich mich auch der heftigsten Aeußerung Ihres dann gerechtfertigten Unwillens unterwerfen."

Dieser trockene Inhalt war natürlich mit allerlei Schmuck von der „Biederkeit der Bewohner des schönen Hamburgs", von

dem „unbestechlichen Urtheil und der Gerechtigkeitsliebe der Hamburger“, verbrämt und wirkte so vollkommen beruhigend, daß ich mit lebhaftem Applaus entlassen und nicht ein einziger Pfiff laut wurde. Ich überschätzte dies anscheinend glückliche Resultat, weil ich nicht wußte, daß die Rädelsführer der Opposition sämmtlich hinausgeworfen worden waren und eben nur deswegen ihr determinirtes Treiben nicht fortsetzen konnten. Auf den Gängen aber tobten sie desto ärger und errangen sich später wieder den Eingang in das Parterre, da die Polizeibeamten sie nun genugsam gewarnt glaubten.

Rasch umgezogen, trat ich nun in dem beginnenden Lustspiel „Drei Frauen und keine“ als Fritz Flott auf und benutzte gleich in der ersten Scene die Situation im Stück zu mancher humoristischen Anspielung auf die Lage, in der ich mich eben noch dem Publikum gegenüber befunden. Auch das Gewagteste in dieser Beziehung fand heiteren und fast vertraulichen Anklang, so daß eben alles vorüber und das Gefürchtete überstanden schien. — Freund Maurice drückte mir erfreut die Hand, und Gratulationen aus dem Publikum und von den Schauspielern ließen sich hören. Bei dem Herausrufe, der so vollständig und herzlich wie je früher stattfand, sollte ich indessen erfahren, daß die Widersacher ihren Plan noch keineswegs aufgegeben. Ein gellender Pfiff, offenbar auf einem eigens dazu mitgebrachten Instrumente, ließ sich hören. Ich gestehe, daß er mich mehr frappirte als der Höllenlärm bei meiner Anrede an das Publikum, weil ich eben alles schon vorüber und abgemacht glaubte. Während ich bestürzt zurücktrat, entwickelte sich abermals im Parterre die Prozedur des Hinauswerfens, von der der Zeuge Wöhler bei der polizeilichen Vernehmung am 14. Juni aussagte, daß er „den abermals pfeifenden Tapezierer auch abermals zur Thür hinausgeschoben“, wobei er demselben „eins an die Ohren gegeben, so daß er nach der Eingangsthür hintaumelte“. — Maurice erklärte diesen Pfiff für einen vereinzelten und wahrscheinlich

letzten Versuch der ganz dekontenanzirten Widersacher und deswegen nicht zu beachten.

Was man wünscht, glaubt man so gerne, und so spielte ich das musikalische Quodlibet mit ausgelassenster Laune. Selbst einzelne Zischer bei den fast absichtlich klingenden Applaudissements der Arien und Lieder machten mich nicht irre; dagegen sollte mir an diesem Abend noch klar werden, mit wem ich es eigentlich bei allen diesen Vorgängen zu thun hatte. — Nach der italienischen Buffo-Arie: „Amor, perche mi pizzichi, Amor, perche mi stozzichi?“ hörte ich deutlich im Parterre, nachdem der lärmende Applaus geendet hatte und einzelne Zischerversuche erstickt waren, die Frage in breitem Hamburgisch: „Warum haben Sie denn gezischt?“ — und die Antwort: „Weil mich dieser Mensch nicht gefällt!“ — Das ganze Haus lachte zwar über den unzweifelhaften Berliner, ich kann aber nicht sagen, daß ich mich über die Entdeckung gefreut hätte, hier Landsleute vor mir zu haben, deren Meinungsäußerungen mir noch von Berlin her in den Ohren gellten. Es war die erste Wahrnehmung, mit wem ich eigentlich zu thun hatte und noch zu thun haben sollte. Am Schlusse der ganzen Vorstellung fehlte nun zwar der Herausruf nicht, aber auch die Wiederholung jenes einzelnen gellenden Pfiffes blieb nicht aus, gewissermaßen ein Pfand, daß sich die Opposition noch keineswegs für besiegt halte, sondern die Frage nur zu vertagen gedenke.

So war denn der erste Abend glücklich vorübergegangen. Die Majorität des Publikums und ganz unzweifelhaft der verständige Theil desselben hatte mir bewiesen, daß es weder wegen der Direktionsangelegenheit, noch wegen der Ursache meiner Vertreibung aus Berlin etwas gegen mich habe. Da ich das Zeugniß der Direktoren des Stadt-Theaters angerufen und diese der Wahrheit gemäß nichts anderes sagen konnten, als was ich vor dem Publikum erklärt, so ließ sich erwarten, daß die nächsten Tage vollständige und versöhnende Aufklärung bringen würden,

und in der Thal ist auch von dieser Angelegenheit nicht weiter die Rede gewesen. Andere Einflüsse mischten sich aber nun in die Aufregung. Der Tapezierer war wiederholt, andere — in den Akten finden sich die Namen — ebenso vehement hinausgeworfen worden, und es hatte dabei an empfindlichen Denkzetteln nicht gefehlt. Allerdings waren diejenigen, welche geprügelt und hinausgeworfen hatten, Freunde und Anhänger des Thalia-Theaters und seines Direktors; es war also nicht zu verwundern, daß sofort am anderen Tage in den Bierhäusern und Klubs die Behauptung auftauchte, Maurice und ich hätten Hunderte von stämmigen Kerlen gemiethet, die jede freie Meinungsäußerung Hamburger Bürger mit brutaler Gewalt niederschlagen sollten, was denn auch geschehen sei. Von mir sei das um so leichter anzunehmen, da ja die Zeitungen aus Berlin berichteten, ich hätte die Landwehr mit 600 Thalern bestochen, um sich für die Rückkehr des Prinzen von Preußen auszusprechen. Es war natürlich, daß diese aus der Luft gegriffenen, aber geschickt erfundenen Anschuldigungen nicht allein unbedingt geglaubt wurden, — das verstand sich in jener Zeit von allem Abenteuerlichen ganz von selbst — sondern auch eine wirklich drohende Mißstimmung gegen mich hervorriefen; denn freie Hamburger Bürger prügeln und hinauswerfen zu lassen, das war doch zu stark für einen so prononzirten Reaktionär und Fürstenknecht, wie ich einer war. Der sogenannte Handwerker-Bildungsverein und in ihm ein Tischlergeselle C. B. aus Güstrow, der von Berlin nach Hamburg gekommen war, und von dessen politischer Gefährlichkeit der Polizeipräsident von Berlin, v. Minutoli, schon unterm 26. Januar 1848 die Hamburger Polizeibehörde in Kenntniß gesetzt hatte,*) scheint der Mittelpunkt von dem gewesen zu sein, was nun gegen mich vorbereitet wurde und bald

*) In dem nicht öffentlich bekannt gewordenen und nur in die Hände von Justiz- und Polizeibeamten gelangten Buche:

genug zur Ausführung kommen sollte. — Ich erinnere daran, daß Abgeordnete dieses Handwerker-Bildungsvereins gerade in Berlin anwesend waren, als sich in dem Berliner Handwerkerverein die Aufregung gegen mich entspann, und daß die beschlossene Verbindung zwischen den beiden Vereinen gerade in den gegen mich organisirten Verfolgungen einen sehr natürlichen Vereinigungspunkt fand, der wahrscheinlich ein sehr viel übleres Resultat für mich gehabt haben würde, wenn an dem zu meiner Züchtigung bestimmten Abende nicht andere Begebenheiten die wilde Zerstörungslust der demokratischen Partei in Anspruch genommen hätten.

Auf der andern Seite wurde auch in dem Woltereckschen Kaffeehause nach dem vollkommenen Fehlschlagen des ersten Angriffs auf andere Mittel gesonnen, einer etwa erneuten Bewerbung der Firma Maurice und Schneider die Möglichkeit des Gelingens abzuschneiden. Nach Auflösung der alten Direktion Mühling und Cornet hatten die Herren Mühling und Raison die Leitung des Stadt-Theaters übernommen. Ich bin weit entfernt, diesen beiden Männern das zuzuschreiben, was ihre eifrigen Freunde wohl geglaubt haben mögen ihnen zu Gefallen zu thun. Von Mühling bin ich es positiv überzeugt, denn er wußte ja, daß ich hauptsächlich seinetwegen von der Bewerbung zurückgetreten war, und kannte meinen Charakter. Die Möglichkeit aber, daß ich mich nun, wo mein künftiges Verbleiben in Berlin durch ganz äußerliche Veranlassungen in Frage gestellt war, doch wohl wieder, mit Maurice vereint, um die Direktion bewerben und nach der Rechtfertigung des gestrigen Abends auch

---

„Die Kommunisten-Verschwörung des neunzehnten Jahrhunderts, amtlich von Wermuth und Stieber. Berlin 1853, gedruckt bei Hayn"

ist der in dieser Darstellung wiederholt genannte Tischlergeselle Carl Johann B. als einer der Leiter der sogenannten „Mentelschen Verschwörung" in Berlin (Seite 36) erwähnt.

wohl damit durchdringen könne, war vielen Mitgliedern des Stadt-Theaters sowie den meisten der Personen, die mit diesem großartigen Institute in Verbindung stehen, unangenehm, weil aus der Vereinigung beider Theater zunächst eine Beschränkung der bisherigen Ausgaben beider entstehen mußte. — Die dann unvermeidliche Gemeinschaft und Mitwirkung der Schauspieler des Thalia-Theaters war den Mitgliedern des Stadt-Theaters eine so widerwärtige Aussicht, daß viele mittelbar, einige auch unmittelbar die Hand zu allem boten, was mir den Aufenthalt in Hamburg verleiden konnte. Ob mit Recht, weiß ich nicht, wurde der schon erwähnte Schauspieler Schrader als besonders thätig genannt, um meine Entfernung aus Hamburg zu bewirken. Thatsache ist, daß Maurice Herrn Schrader nach dem 10. Juni das Thalia-Theater nicht mehr betreten ließ und ihm lieber sein Gehalt fortbezahlte, als ihm gestattete, auf einem Theater aufzutreten, von dem er geholfen mich zu vertreiben. Maurice scheint demnach volle Ueberzeugung von der feindlichen Gesinnung und Thätigkeit des Herrn Schrader gegen mich gehabt zu haben. Andere Namen wurden mir später vielfach genannt; da ich es mir aber zum Gesetz gemacht habe, in diesen Blättern nur das mitzutheilen, was ich zu jeder Zeit mit Beweisen belegen kann, so will ich niemand beschuldigen, um so weniger, als hier wirkliche Interessen mit im Spiele waren, die allerdings von einer Vereinigung beider Bühnen schwer bedroht werden konnten. —

Das alles habe ich erst später erfahren. Damals wußte ich nichts anderes, als daß die Opposition gegen mich gescheitert und durch das offene Aussprechen der gebildeten Majorität des Publikums ein günstiger Verlauf meines Gastspiels in fast bestimmte Aussicht gestellt war. Voll herzlicher Freude schrieb ich an meine Frau in Köpenick, erzählte das Geschehene und sprach meine Zuversicht für die nächste Zukunft aus. Theilnehmende Freunde meinten, nun sei ja alles vorüber; nur Friedrich Riese,

allerdings am genauesten mit allen Bewegungen des Hamburger Lebens vertraut, schien dem Frieden nicht zu trauen, ohne indessen seinen eigentlichen Befürchtungen Worte zu geben.

Allerlei Proben und Vorbereitungen beschäftigten mich am 8. vollauf, denn ich hatte für Neues und Anziehendes während meines Gastspieles zu sorgen und stieß wegen meines um einen ganzen Monat verfrühten Eintreffens überall auf Schwierigkeiten. Da ich das Zimmer nicht verließ, mit Hast nur die Berliner Zeitungen las, mich aber sonst um nichts bekümmerte, so erfuhr ich auch nichts von dem, was in der Stadt vorging. Aus der Schweigsamkeit und dem sorgenvollen Blick meines Freundes Maurice hätte ich freilich entnehmen können, daß sehr viel ernstere Begebenheiten drohten; ich schrieb beides aber anderen Ursachen zu, und sie lagen bei dem auffallend spärlichen Theaterbesuch nahe genug.

So kam Freitag der 9. Juni und mit ihm mein letzter Abend auf der Bühne heran. — Da andere Stücke nicht zu ermöglichen waren, so sollte ich als Doktor Wespe in dem gleichnamigen Lustspiele und als Theaterdiener Heinsius in meinem Vaudeville „Versuche" auftreten. Beides war schon am Tage vorher probirt worden, und der Vormittag des 9. ging daher mit Proben für meine später zu gebenden Genrebilder und meine neue Bearbeitung des Kotzebueschen Lustspiels „Die Unglücklichen" vorüber. — Es herrschte auf diesen Proben eine ungemein gedrückte Stimmung. Die Schauspieler zogen sich bis auf wenige ersichtlich von mir zurück, als sei ich irgend einem unvermeidlichen Geschicke verfallen. Wenn auch einzelne Andeutungen nicht fehlten, daß sich abermals ein stürmischer Abend vorbereite, so hatte mich doch der Erfolg am 7. so zuversichtlich gemacht, daß ich kein besonderes Gewicht auf die Befürchtung einer Wiederholung legte und mich auf meine Geistesgegenwart verließ.

Am Nachmittage besuchte mich der Schauspieler, nachmalige Rhetor Schramm, der die Rolle des Bankiers v. Zündorf im

„Doktor Wespe" zu spielen hatte und mir später oft erzählte, daß er mich an jenem Nachmittage in auffallend guter Laune getroffen. Gleichzeitig mit Schramm trat eine sonderbare Gestalt in das Zimmer, wie man sie jetzt freilich kaum für möglich hält, wie sie aber damals, und zwar so nahe an Holstein, nur zu gewöhnlich waren. Eine grüne Blouse, durch einen Ledergürtel in malerischen Falten um den Leib gehalten, eine schwarz-roth-goldene Schärpe nach Ritterart über die Schulter gehängt, ein Kalabreserhut mit wehender Feder, Stulphandschuhe, ein ungeheurer Sarras, Pistolen im Gürtel, und in dem jungen Gesichte die entschiedensten Versuche, sich einen möglichst drohenden Bartwuchs zu verschaffen: so präsentirte sich ein Herr v. S....tz, den ich als Studenten in Berlin, und zwar als Gast in den literarischen Sonntags-Verein eingeführt, kennen gelernt hatte. Er war, der ernsten Studien überdrüssig, zu mir gekommen und hatte mir seine Absicht mitgetheilt, Schauspieler werden zu wollen, wofür er Anleitung und Unterricht von mir verlangte. Wie gewöhnlich hatte Abmahnung nichts geholfen, und da ich selbst keinen Unterricht geben wollte, so wies ich ihn an den königlichen Schauspieler Franz, jetzt in Wien am Burg-Theater. Trotz dieser Abweisung hatte Herr v. S....tz eine Art von Anhänglichkeit an mich behalten und wollte mir das jetzt durch seinen Besuch hier in Hamburg beweisen. Die Revolte des 18. März in Berlin hatte ihn, bei solcher Anlage sehr natürlich, in demokratische Verbindungen und durch diese als Freischärler nach Schleswig geführt, von wo er soeben — Gott weiß, weshalb — zurückkehrte. Möglich, daß mir diese pittoreske Erscheinung den Humor gegeben, den Herr Schramm bemerkt haben will. — Ich erwähne des sonderbaren Besuches auch nur, weil Herr v. S....tz im Laufe des Abends eine eigenthümliche Episode veranlaßte. Vorausgreifend bemerke ich noch, daß Herr v. S....tz später in Potsdam mir eines Abends in derselben Tracht, nur noch durch eine blutrothe Feder am Kalabreser ver-

stärkt, einen Besuch machte, mich glücklicherweise nicht zu Hause fand, dafür aber meine Dienstleute desto mehr in Schrecken setzte. Es war die verhängnißvolle, ereignißschwüle Novemberzeit, Herr v. S....tz auf der Flucht, aber natürlich voller Zuversicht auf den Sieg der Demokraten in dem bevorstehenden, von Jedermann als unvermeidlich vorausgefühlten Kampfe. Mit diesem Besuche zu später Abendstunde, in bedrohlich in der Zeit aufgegangenem Kostüm und mit dem ganzen Absud damals geltender Phrasen, endigt meine Kenntniß von dem weiteren Verbleib dieses Prachtstücks des jungen Deutschlands, denn bis jetzt (1854) habe ich nichts wieder von ihm gehört. Damals erschien er wie einer jener prädestinirten Kandidaten für Dresden, Baden, Brasilien oder die Türkei.

Als ich in das Theater ging, sagte ich meiner Tochter, sie möge so lange zu Hause bleiben, bis ich ihr jemanden aus dem Theater senden würde, der ihr sagen solle, daß alles gut abgelaufen und nichts mehr zu fürchten sei. — Sie hatte sich während des ersten Abends auf der sogenannten oberen Maschinerie der Bühne versteckt und war von dort aus ungesehen Zeuge des Lärmens gewesen; der Vorgang aber, trotz seines für mich siegreichen Verlaufes, hatte einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, daß ihre Scheu vor einer Wiederholung wohl verzeihlich war. Ich hatte überdies stets darauf gehalten, daß sie mich nie in rein possenhaften Rollen auf der Bühne sah; wie mir denn überhaupt die Anwesenheit eines Mitgliedes meiner Familie im Zuschauerraum stets unangenehm gewesen ist.

Das schönste Sommerwetter führte Tausende von Spaziergängern am Thalia-Theater vorbei nach dem Steinthore, vor welchem heute der sogenannte „Lämmerabend“, ein in Hamburg beliebtes und besonders von dem Handwerkerstande besuchtes Volksfest, gefeiert werden sollte, und dies war wohl die Ursache, weshalb kurz vor der Anfangszeit für die Vorstellung der Zuschauerraum auffallend spärlich besetzt war. Angelegentlich be-

trieb Maurice das frühe Anfangen des Lustspiels nach ganz kurzer Musik und mehrere Minuten vor der bestimmten Zeit, da er hoffte, durch dies Manöver den ersten Anlauf der Ruhestörer zu schwächen; denn beim Aufziehen des Vorhanges hatte ich als Doktor Wespe allein auf der Bühne zu stehen. Nach seiner späteren protokollarischen Vernehmung bei den Akten hatte Maurice in der Vorhalle des Theaters und dann im Parterre einige zwanzig mit Stöcken bewaffnete Leute bemerkt, die ihrer Kleidung nach dem Handwerkerstande angehörten und sonst wohl die Gallerie, aber nicht das Parterre zu besuchen pflegten. Unter ihnen waren B., D., M. wieder die Führer und gaben Verhaltungsbefehle; von anderen werden wir weiterhin noch hören. Die List gelang insoweit, als ich beim unvermutheten Aufziehen des Vorhanges mit Applaus empfangen wurde, der mir indessen weniger wie ein wirklich freundlicher Gruß des Publikums, als wie eine verabredete Demonstration von Seiten Befreundeter vorkam. Die von Maurice bemerkte Gruppe muß wohl noch nicht im Parterre gewesen sein, denn nur ein einzelner, aber freilich desto kräftigerer Pfiff ließ sich als obligate Begleitung hören, vor der Hand mit demselben Erfolg, wie am 7.; das heißt, der Pfeifende wurde mit überraschender Geschwindigkeit hinausgeworfen, was sich diesmal für alle Theile viel leichter und behaglicher als am ersten Abend gestaltete, da das Parterre noch leer war und der Bahn des Hinausbeförderten keine Hindernisse im Wege standen. Ich konnte nun ungestört die ersten Scenen spielen und soll sehr viele Impromptus auf den Vorgang angebracht haben, deren ich mich indessen nicht mehr erinnere. Schon während dieser ersten Scenen füllte sich das Parterre zusehens, und ich konnte deutlich ein unruhiges Hin- und Herwogen bemerken. Wahrscheinlich wäre der Lärm schon im ersten Akte ausgebrochen, wenn das Publikum bei meinem Abgang applaudirt hätte. Die gewitterschwüle Stimmung, das Hin- und Herlaufen, Austheilen der Parole und Zeichengeben von dem Parterre zur Gallerie und

umgekehrt schien aber auch die Klatscher eingeschüchtert zu haben, oder sie wollten den Gegnern keine Veranlassung zum Losbruche geben. — Ich hielt dieses vollkommen lautlose Entlassen nach meinen ersten Scenen für einen nun unzweifelhaften Sieg und sandte gleich einen Boten in das Hotel de Petersbourg, um meiner Tochter sagen zu lassen, daß nun alles vorüber sei und sie getrost zu mir kommen könne.

Während der folgenden Scenen des ersten Aktes erfuhr ich aber schon, daß in den Parterregängen heftiger Zank und Schlägerei stattgefunden, und zwar abermals zwischen dem Gastwirth Wöhler und dem Tapezierer M., wie ich später aus den Akten ersehen habe. Ich habe durch diese Akten die leider nicht persönliche Bekanntschaft mit einem Manne gemacht, der sich in der That meine Vertheidigung gegen die Demokraten ernstlich zu Herzen genommen, und das war dieser Gastwirth Wöhler. — Ich füge hier seine am 14. Juli 1848 vor dem Polizei-Amt gemachte Aussage ein, um den Charakter der weiteren Vorgänge dieses Abends gleich von vornherein zu bezeichnen. Sie lautet:

„Am nächsten Freitag ging ich wieder in das Thalia-Theater, ohne noch viel an den Unfall vom Mittwoch zu denken (weshalb Herr Wöhler es einen Unfall nennt, daß er den Tapezierer M. in der ersten Vorstellung und zwar wiederholt zur Thür *hinausgeschoben*, ist aus den Akten nicht ersichtlich), als ich in der Vorhalle des Theaters den nämlichen Mann erblickte, der sich neulich durch sein Pfeifen ausgezeichnet hatte. Ich bemerkte, daß er mich mit einem gewissen verachtenden Blicke von oben bis unten ansah, und als ich ihn fragte, was das bedeuten solle, erwiderte er, ich sei ein Flegel und ein Esel, weil ich ihn am Mittwoch zum Theater hinausgeworfen. Als ich diese Bemerkungen hörte, wurde ich ärgerlich, gab ihm wieder eins an die Ohren, und er taumelte davon zu Boden. Nachher als das Stück an-

gegangen war, bemerkte ich den nämlichen Menschen wieder, der noch immer sich durch Pfeifen und Lärmen auszeichnete. Ich habe ihn darauf zum zweiten Male hinausgeschoben, ebenso wie noch mehrere andere, wie es heißt Karrenführer, hinausdirigirt wurden, weil die Mehrzahl der Anwesenden mit ihrer fortwährenden lärmenden Opposition nicht zufrieden waren. Namentlich machte sich einer — Jochen D. soll er heißen — dadurch bemerkbar, daß er nicht etwa nur mit dem Munde, sondern auf einer eigens dazu bestimmten kleinen Pfeife pfiff und dadurch den ärgsten Skandal machte. Ein anderer der Opponenten wurde als ein gewisser M. bezeichnet. Wie es hieß, sollen unter den Schreiern auch Mitglieder des sogenannten Bildungsvereins gewesen sein, von denen ich übrigens keinen kenne und daher nicht näher bezeichnen kann. Uebrigens ging der Skandal der Unruhestifter nicht aus einem Mißfallen an den künstlerischen Leistungen des Herrn Schneider hervor, sondern aus Opposition gegen die von ihm in Berlin an den Tag gelegten politischen Ueberzeugungen, wie ich dies von einem Herrn hörte, den ich nach der Ursache des Pfeifens fragte."

Das waren Vorgänge, von denen ich damals keine Ahnung hatte, und die selbst von der Hamburger Polizei erst einen Monat später festgestellt worden sind, weil man dahinter kam, daß der Aufruhr am Steinthor und das Niederbrennen des Wachthauses an demselben mit der Demonstration im Thalia-Theater gegen mich in Verbindung stand. — Ich erfuhr nur von Parteiungen im Publikum für und gegen mich, und diesen glaubte ich durch Ruhe die Stirn bieten zu können.

So begann der zweite Akt. Der Bankier v. Zündorf (Schramm) hatte mich auf die Scene zu führen, mit den Worten: „Dieser Junge hier ist meine Tochter!" — Kaum war ich auf der Bühne erschienen und waren diese Worte gesprochen, so begann aus

dem Parterre und von der Gallerie ein so maßlos heftiges und intensives Pfeifen, daß ich die Damen im ersten Range sich ängstlich erheben und die Logen verlassen sah. — Ich hatte einen so gellenden Lärm weder im Theater, noch sonst wo je gehört; er übertraf selbst die zweite Katzenmusik in Berlin, wahrscheinlich weil der geschlossene Raum den Schall nach allen Seiten hin verstärkte.

Die Heftigkeit und namentlich die Massenhaftigkeit des Angriffs ließ fast keine Hoffnung zu, ihn zu überwältigen, und ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um nicht vor ihm zurück zu schrecken. Darüber war weder mit einem glücklichen Scherzworte, noch mit Worten überhaupt hinwegzukommen! Die auf der Bühne neben mir stehenden Darstellerinnen, Frau Gomansky und Fräulein Eisenmenger, erbleichten ersichtlich unter der Schminke und mußten sich zitternd an Möbel halten, um nicht umzusinken. Das Pfeifen und die eben wegen ihrer Menge unverständlichen Ausrufe, Schimpfworte und Drohungen waren so heftig, daß selbst der freundlich gesinnte Theil des Publikums es nicht wagte, dieselben durch Applaudiren zu übertönen. Völlig hülflos und — ich gestehe es — auch rathlos stand ich einige Sekunden diesem Ausbruche gegenüber. Da änderte sich aber die Scene. Wieder entstand ein heftiges Wogen und Drängen im Parterre, die Parteien geriethen thätlich aneinander, und das Hinauswerfen schien diesmal en gros betrieben zu werden. Schramm hat mir später erzählt, daß ich während des tollsten Lärmens fast krampfhaft seine Hand ergriffen und ihm leise gesagt hätte: „Wiederholt sich dies noch einmal, so stehe ich heute zum letzten Male auf der Bühne." — Obgleich ich mich dessen nicht erinnere, so spricht es doch vollständig die Gefühle aus, die mich in jenem Augenblick bewegten; denn nun erst erkannte ich, daß ich es nicht mit einem unzufriedenen Theile des Hamburger Publikums, sondern mit den Berliner Demokraten und allen ihren Gesinnungsgenossen in Deutschland zu thun hatte.

Kaum waren die ersten Pfeifer glücklich hinausspedirt, als das andere Publikum wieder Vertrauen auf seine Kraft gewann und nun ein eben so auffälliges Applaudiren begann, wie es kurz vorher das Pfeifen gewesen war. Ich war ganz erstaunt, den Sturm plötzlich noch einmal beschwichtigt zu sehen, machte eine dankende Verbeugung, und Schramms Stichwort: „Dieser Junge hier ist meine Tochter!" leitete das wieder beginnende Spiel ein. Wie es ausgefallen, das mag Gott wissen! — Ich erinnere mich nur, in einem fast bewußtlosen Zustande die Worte meiner Rolle eben hergesagt zu haben, weil ich an meine Tochter dachte, die, durch meine Botschaft veranlaßt, wahrscheinlich schon im Theater anwesend und vielleicht Zeuge dieser beschimpfenden Scene gewesen war. Als ich abtrat, diesmal mit Applaus und ohne einen einzigen Pfiff entlassen, war es meine erste Sorge, die sehr viel anders lautende Botschaft nach dem Hotel de Petersbourg zu senden, Inez möge alles Werthvolle zusammenpacken und sich in das nicht weit davon gelegene Streitsche Hotel begeben, dort aber meine Rückkehr oder im schlimmsten Falle weitere Nachricht von mir erwarten.

In der That hatte sich meine Tochter auf meine erste Botschaft in das Thalia-Theater begeben und ging eben durch die Vorhalle, als aus den gewaltsam geöffneten Parterrethüren unter heftigem Geschrei die Hinausgeworfenen ihr entgegenflogen und ein so starkes Drängen, Hin- und Herwogen und gegenseitiges Aufeinanderlosschlagen entstand, daß sie, aufs höchste erschrocken, nur hinter einer Säule und an diese angeklammert Schutz vor körperlicher Mißhandlung fand. — In so ängstlicher, gefahrdrohender Stellung fand sie der überall beobachtende und vermittelnde Friedrich Riese und führte sie aus dem Theater fort in die Wohnung meiner Kollegin Frau Birch-Pfeiffer, die im Hotel Streit wohnte, wo sie meine zweite Botschaft erreichte, und wohin sie in einer unbeschreiblichen Angst und Verwirrung das etwa Werthvolle unserer Sachen aus dem Hotel de Peters-

bourg fort brachte. Dort blieb sie unter dem Schutze der Frau Birch-Pfeiffer, die ich bis dahin fast nur geschäftlich und im Berufsleben gekannt, der ich aber seit jenem Tage eine dankbare Freundschaft bewahre; denn ich hatte ja in Berlin genug Erfahrungen gemacht, wie sich im Augenblick des Unglücks selbst aufrichtig geglaubte Freundschaft und Anhänglichkeit scheu zurückzieht und nichts mit dem von der öffentlichen Meinung Verfehmten zu thun haben will.

Die Hinausgeworfenen tobten und lärmten unterdessen in der Vorhalle und vor dem Theatergebäude, rekrutirten sich aus den zum Lämmerabende nach dem Steinthore eilenden Massen, deren gefährliche und gewaltsame Absichten bald nachher klar wurden. Das Geschrei: „Dieser fremde Kerl, dieser Schneider, läßt Hamburger Bürger mißhandeln!" fand bald ein bereitwilliges Echo unter den Vorüberziehenden. Es bildeten sich Haufen auf der Straße, in denen eine exemplarische Züchtigung des hergelaufenen Volksverräthers berathen wurde. Der Zug nach dem Steinthore stockte, und man hörte mit vollkommenster Ueberlegung getroffene Dispositionen zu meiner Ermordung, und wenn diese nicht zu erreichen sei, zur Demolirung und zum Niederbrennen des Thalia-Theaters. Da kaum zwei Stunden darauf dieses Niederbrennen und Zerstören an dem Wachthause beim Steinthore zur Ausführung kam, so darf ich den Männern schon glauben, die mir in den Tagen nach diesem Tumulte mittheilten, dergleichen Gespräche selbst gehört zu haben. Der nächste Schritt, den die Unruhestifter thaten, war, daß die Hinausgeworfenen wieder Einlaß in das Parterre erzwangen und rasch angeworbene Gesinnungsgenossen, größtentheils dem Handwerker-Bildungsverein angehörend, mit hinein nahmen, um die hier so bequem gebotene Gelegenheit zu einer Volksjustiz als Einleitung für die eigentlich beabsichtigten Gewaltthaten am Steinthore zu benutzen; denn das Theater ist — weil vollkommen wehrlos, wenn die Polizei nicht darauf vorbereitet ist — das bequemste

Objekt und der gefahrloseste Tummelplatz für lärmend gewaltsame That.

Von diesen Vorgängen erfuhr ich einstweilen noch nichts, als daß die Aufregung im allgemeinen wachse und die Gesichter um mich her immer angstvoller wurden. Da ich nicht wußte, was aus meiner Tochter geworden war, dagegen die Nachricht mich erreicht hatte, daß sie das Hotel de Petersbourg bereits verlassen, so beschäftigte mich die Sorge um mein Kind fast ausschließlich. Der zweite, so ungemein heftige Ausbruch hatte jedoch bewiesen, daß die Zahl derer, die mir wohlwollten, bedeutend und im Stande sei, die Widersacher nieder zu halten; es war also doch noch ein versöhnlicher Ausgang zu hoffen, und war er mit geduldigem Aushalten von meiner Seite zu erringen, so war ich bereit dazu, obgleich ich in sonst ruhiger Zeit und nicht selbst schon durch die Ereignisse der letzten Wochen in einer gesteigerten, trotzenden Stimmung, kaum die Kraft in mir gefunden haben würde, so pöbelhaften Angriffen zu widerstehen.

Bis zu meinem nächsten Auftreten hatte sich bereits die ganze Phalanx der Unruhestifter wieder im Zuschauerraume gesammelt, und als ich auf der Bühne erschien, brach abermals ein so wüthender und unwiderstehlicher Lärm los, daß ich einige Augenblicke erwartend stehen blieb, dann an die Lampen vortrat, reden wollte, als dies aber ganz unmöglich wurde, die Achseln zuckte und ohne weiteres die Bühne verließ. Damit wäre die Sache eigentlich zu Ende gewesen, denn ich erklärte ja stillschweigend dadurch, daß ich nicht gesonnen sei, diese Mißhandlung noch weiter zu ertragen, und daß ich nur dann weiter spielen würde, wenn mir vom Publikum selbst die Möglichkeit dazu gegeben werde. Maurice, der mich hinter der Scene in Empfang nahm, sah durch dieses brüske Abbrechen meinerseits nicht allein mein eigenes Gastspiel, sondern möglicherweise sein ganzes Unternehmen gefährdet. Auch die ihm und mir Wohlwollenden mußten unangenehm dadurch berührt werden. An dergleichen in Hamburg

überhaupt nicht seltene Vorgänge gewöhnt, meinte er, der Sturm müsse nun einmal ausgehalten werden. Er sei dem Publikum die angekündigte Vorstellung schuldig und könne das Ganze nicht unter derBöswilligkeit Einzelner leiden lassen. Bei der Heftigkeit des Angriffs sei er zwar auch in Zweifel, ob ich überhaupt mein Gastspiel fortsetze, heute aber müsse ich wenigstens bis zur erwiesenen Unmöglichkeit aushalten. Endlich würden auch die tollsten Schreier müde. — Das war alles so vernünftig und wahr, daß ich dem auch schwer bedrängten Freunde nichts erwidern konnte als das Gefühl persönlicher Marter, und nach einem solchen fragt bekanntlich das Publikum bei einem Schauspieler nicht. Da sich gleichzeitig der Lärm etwas gelegt hatte, offenbar in der Rathlosigkeit, was nun zu thnn sei, weil ich ja dem Willen der Gegner nachgegeben hatte und abgetreten war, so trat ich wieder hinaus, aber nur um sofort mit demselben Spektakel empfangen zu werden, diesmal freilich auch mit Applaus. Beides bekämpfte sich, zum Hinauswerfen kam es aber nicht mehr, da offenbar jetzt die Unruhestifter schon zu zahlreich und zu determinirt waren.

Plötzlich lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine sonderbare Erscheinung in einer Loge des ersten Ranges. Mein Freischärler aus Holstein, Herr v. S....tz, war aufgestanden und haranguirte von oben herab die im Parterre tobende Menge. Verstehen konnte ich nicht, was er sagte; andere haben mir in den folgenden Tagen mitgetheilt, daß er sich zu meinem Vertheidiger aufgeworfen, mich für einen Ehrenmann erklärt, den er als solchen in Berlin gekannt, daß er den Hamburgern vorgeworfen, sie würden in der Zeit der jung erblühenden deutschen Freiheit ihrer berühmten Gastfreundschaft untreu, und daß er verlangt habe, man solle sein Zeugniß ehren, da er sich bewaffnet, um für Deutschlands Freiheit gegen die Dänen zu kämpfen. — Erstaunt hörte man ihm einige Augenblicke zu, dann erwiderte ihm höhnendes Gelächter und beleidigende Schimpfworte im

plattesten Hamburger Dialekt. Der kühne Freischärler scheint so zorniger Natur gewesen zu sein, daß er nach seinem ungeheuren Säbel faßte, sich auf die Logenbrüstung schwang und in das Parterre hinab wollte, um einen der am lautesten Höhnenden zu züchtigen. Daß diese Stellung und diese Rodomontade nicht besonders dazu beitrug, die Lärmlust zu brechen, bedarf wohl keiner Versicherung. Ich sprach gerade in diesem Augenblicke mit dem in der ersten Kulisse stehenden Maurice, der nicht wußte, was der neue, plötzlich anders klingende Lärm bedeute. Daher weiß ich nicht, was aus Herrn v. S....tz geworden ist. — Einige wollten gesehen haben, daß er wirklich in das Parterre hinunter gesprungen, dort unsanft in Empfang genommen und mit großer Schnelligkeit hinausgeworfen worden sei; andere meinten, er habe sich aus der Loge zurückgezogen, als die Aufregung gegen seine Einmischung allgemein geworden sei. — Als ich mein Gespräch mit Maurice beendet, war wenigstens aus dem ersten Range das so überaus malerische Kostüm verschwunden.

Nach diesem Intermezzo hatte der Lärm volle Muße, sich wieder gegen mich zu wenden, und zögerte denn auch nicht, es zu thun. — Mein Auge auf Maurice geheftet, wann auch er es endlich für genug halten werde, stand ich ohne eine Miene zu verziehen, aber auch ohne den geringsten Versuch zum Reden oder Beschwichtigen zu machen, und hielt geduldig aus. Ich sah deutlich, daß Maurice ebensoviel litt, wie ich. Sein Wunsch hatte mich wieder hinausgetrieben, und der Lärm wuchs, statt abzunehmen; denn die Beifallklatschenden waren schon müde geworden, da sich das gellende Pfeifen auf keine Weise überdecken ließ und die Masse der zu weiterem Kampfe Entschlossenen offenbar zu kompakt geworden war. — Maurice mochte wohl fühlen, daß ich nun, nach seiner Auseinandersetzung, bis zum Aeußersten stehen würde, und dieses Aeußerste schien nicht mehr fern zu sein. Da stürzt er plötzlich, im Ueberrocke mit dem Hute in der

Hand, aus der ersten Kulisse auf die Bühne, nimmt mich bei der Hand, führt mich weiter vor an die Lampen und sagt in höchster Aufregung mit dem ihm eigenthümlichen französisch-deutschen Accent:

„Meine Herren, was wollen Sie von Herrn Schneider? — Ich bin Hamburger Bürger, so gut wie Sie. Sie stören aber mein Geschäft und meine Spekulation. Ich habe Herrn Schneider aus Berlin verschrieben, weil seine Darstellungen Ihnen vor zwei Jahren so sehr gefallen. Damit habe ich bewiesen, daß ich bestrebt bin, Ihren Wünschen zuvor zu kommen, und darum verdiene ich nicht, daß mein Theater durch solchen Lärmen in schlechten Ruf gebracht wird. — Was soll denn nun daraus werden? — Herr Schneider ist ein guter Schauspieler, er hat Ihnen früher gefallen, und es ist nicht meine Schuld, daß zwischen seinen beiden hiesigen Gastspielen in Berlin eine Revolution vorgefallen ist. Die meisten Herren applaudiren und wollen also Herrn Schneider spielen sehen. — Wem soll ich nun den Willen thun? — Es ist nicht erlaubt, daß man in Hamburg die Unternehmung eines Bürgers stört! Wenn Sie Herrn Schneider nicht spielen lassen, so stören Sie die meinige, und ich habe Verluste, die ich nicht ertragen kann, ohne vielen anderen Menschen ihren rechtlichen Erwerb zu schmälern. Was geht mich die politische Ansicht des Herrn Schneider an? Hier in Hamburg kann jeder eine politische Ansicht haben, welche er will, und darauf habe ich meine Spekulation mit ihm gegründet. Ich habe mich nicht gegen die Gesetze vergangen; im Gegentheil bin ich immer für Ihr Vergnügen besorgt gewesen, und nun stören Sie mein Geschäft. Dies habe ich Ihnen nur sagen wollen!" —

Das war so ungefähr der Inhalt seiner Anrede an das Publikum. Daß ich neben ihm wie auf Kohlen stand, läßt sich

denken; indessen aber wirkte sie wunderbar. — Maurice war wegen seiner strengen Rechtlichkeit, seines höchst achtungswerthen Strebens und seines liebenswürdigen Charakters längst ein Liebling des Publikums, und mit ganz richtigem Takte hatte er die Frage auf das jedem Hamburger geläufige Terrain des Geschäftes und der Störung seines bürgerlichen Gewerbebetriebes hingeführt. — Erst beifälliges Murmeln, dann lebhaftes und allgemeines Applaudiren und endlich Stillegebieten nach allen Seiten war die Folge, so daß ich wirklich den nun schon so oft abgebrochenen Faden meiner Rolle wieder aufnehmen und noch einmal weiter spielen konnte.

So ging auch der dritte Akt vorüber, und ich hatte Zeit, mich in meiner Garderobe zu sammeln. Nur Schramm suchte mich hier auf und wollte mich beruhigen, mir zureden, schien aber selbst unruhiger als ich. Mein Entschluß war schon während der Rede meines Freundes Maurice gefaßt. — Daß ein Schauspieler ohne seine Schuld in eine so erniedrigende und beschimpfende Lage kommen könne, hatte ich bisher in Wort und Schrift geleugnet und behauptet, daß es in der Hand jedes Schauspielers liege, sich zu einem geachteten Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft zu machen, und daß er bei sonst moralischem Lebenswandel nie die Erniedrigungen erfahren könne, denen die unteren Schichten des Standes immer noch ausgesetzt sind. Die letzten Wochen hatten mich eines Anderen belehrt. — Ich wurde beschimpft, weil ich mir in meinem Gewissen das Zeugniß geben konnte, recht gehandelt zu haben. — Mit dem Augenblick, wo ich meinen Irrthum erkannt, hatte ich auch im Geiste schon für alle Zukunft Abschied von meinem bisherigen Stande genommen. Ich fühlte mich frei und fest entschlossen, nun auch geradezu die Stimmung des Publikums herauszufordern. Als Schramm mich verlassen, lehnte ich mich an das Fenster und sah draußen in der Straße längs der Seitenfront des Thalia-Theaters dichte Haufen stehen und erregt sprechende Menschen von einem zum andern gehen.

Die Blicke richteten sich nach den Fenstern des Theaters, als würden sie der aufmerksamen Beobachtung empfohlen, damit ihnen das Schlachtopfer nicht entwische. Das sah ernstlich aus! Einige eilten lebhaft gestikulirend nach dem hinteren Theile des Gebäudes, wo sich ein leerer Bauplatz, nur von einem morschen Zaun geschlossen, befindet, auf den eine große Thür von dem hinteren Theile des Bühnenraumes mündete, um Dekorationsgegenstände dort hinaus zu transportiren. Ich folgte im Innern und sah auch diesen Platz mit Beobachtenden besetzen. Offenbar wollte man meine Flucht verhindern und den Entschluß dazu wahrscheinlich durch einen noch verstärkt erneuten Ausbruch bei mir veranlassen. Gleichzeitig kamen die beunruhigendsten Nachrichten aus dem Zuschauerraum auf die Bühne. Sie klangen indessen meinem nun nachgerade an dergleichen gewöhnten Ohr so übertrieben, daß sie mich wenigstens nicht unruhiger machten, als die offenbaren Anstalten, mein Entkommen zu verhindern, mich gemacht hatten, weil ich nun deutlich erkannte, daß es mit dem Skandal im Theater selbst nicht abgemacht war, sondern meine Verfolgung auch auf die Straße — das eigentliche Terrain der Demokratie — ausgedehnt werden sollte.

Unter diesen Eindrücken, deren rother Faden indessen immer noch die Besorgniß um das Schicksal meines Kindes blieb, begann der vierte Akt des an diesem Abend traurigen Lustspieles, und mit ihm kam die Entscheidung meiner auf die Länge unerträglichen Lage. Brach nach der Anrede Maurices an das Publikum der Lärm noch einmal aus, so war ich meiner Verpflichtung als Schauspieler gegen ihn entledigt, und ich leugne nicht, daß ich dies jetzt hoffte; denn nachgerade war meine Reizbarkeit und meine Verachtung gegen das Treiben meiner Widersacher auf einen Punkt gestiegen, daß ich mich fast nach einem Konflikt mit ihnen sehnte. Der Rückhalt, den die Unruhestifter im Parterre an den unruhig wogenden Massen auf der Straße hatten, ließ mich denn auch nicht lange darauf warten, und kaum erschien

ich zu der großen Scene des vierten Aktes auf der Bühne, so hatte ich das ganze Toben und den ganzen widrig gemeinen Lärm der beiden vorigen Akte vor mir. Mit den zu Schramm gesprochenen Worten: „Die Sache muß doch ein Ende nehmen!“ trat ich mit auffallend schnellen und entschiedenen Schritten bis dicht an die Lampen über den Bereich der eigentlichen Bühne hinaus, über welche ungewöhnliche Haltung die Pfeifer einen Augenblick stutzten, und ich benutzte das momentane Nachlassen des Lärms, um mit wenig höflicher Stimme zu fragen:

„Was wollen Sie eigentlich von mir, meine Herren? — Soll ich weiter spielen, oder wünschen Sie die Beendigung der Vorstellung? — Ich glaubte vorgestern mit meinen Erklärungen dem versammelten Publikum genügt zu haben. Von keiner Seite ist meinen Angaben widersprochen worden; ich muß daher heute, da der Lärm immer wieder und aufs neue ausbricht, fragen: Was wollen Sie eigentlich von mir? — Oder kann jemand die Gründe, die ich für meinen Rücktritt von der Bewerbung um die Direktion des Stadttheaters angegeben, widerlegen, so bin ich bereit, auch heute hier oder jeden Tag in meiner Wohnung darauf zu antworten!“

Eine Stentorstimme aus der Mitte des Parterres antwortete darauf:

„Davon ist hier gar nicht die Rede!“ —

„Darf ich den geehrten Herrn, der soeben die Güte hatte, mich zu belehren, daß davon gar nicht die Rede sei, bitten, mir auch zu sagen, was ich denn eigentlich soll? — Da ich aber weder den geehrten Sprecher kenne, noch ihn von hier aus genau erkennen kann, so wird es dem übrigen Publikum vielleicht angenehm sein, wenn ich ihn ersuche, *allein* zu sprechen, da ich sonst außer Stande bin, zu verstehen, um *was* es sich eigentlich handelt; denn das Pfeifen deckt einigermaßen die menschliche Stimme.“ —

Die Stentorstimme schien sich einige Augenblicke zu bedenken. Ich sah die Köpfe zusammenstecken. Da das übrige Publikum — die Damen hatten sämmtlich schon das Theater verlassen — den Vorschlag aber für ganz vernünftig zu halten schien und alle Augen sich auf den Sprecher in der Mitte des Parterres richteten, so erfolgte endlich die Antwort:

„Ihr Benehmen in Berlin gegen die Volksfreiheiten hat hier alle freisinnigen Männer empört. Darüber rechtfertigen Sie sich; von der Direktionsgeschichte ist hier gar nicht die Rede!“ —

„Ich bedauere, daß die Anklage mir zu allgemein gestellt ist, um sofort speziell darauf antworten zu können. Da ich selbst unzweifelhaft zum Volke gehöre, so ist mir nicht recht begreiflich, daß ich mich gegen meine eigene Freiheit irgendwie benommen haben soll. Ueberhaupt liegt aber auch eine solche Diskussion so weit aus dem Bereich des Theaters, daß sie nach meinem Gefühl und nach der Abhängigkeit, in der ich als zu einem Gastspiele verpflichteter Schauspieler vor Ihnen stehe, hier wohl nicht eher stattfinden kann, bis Sie erklären, mich dieser Verpflichtung als Schauspieler entlassen zu wollen und dadurch die Bühne zu einer politischen Tribüne zu machen. Ich wünsche es nicht, weil ich dann nie wieder als Schauspieler vor Ihnen erscheinen würde — der Erfolg mag sein, welcher er wolle — aber ich scheue mich auch nicht davor. Bestehen Sie also darauf, daß ich mich über meine politische Ueberzeugung und über mein jüngstes Verhalten in Berlin aussprechen soll, so bitte ich diejenigen Herren, welche Erklärungen wünschen, mir desfallsige Fragen vorzulegen, aber natürlich einzeln und einer nach dem andern, womit ich gewiß nur dem Wunsche aller Worte gebe.“ —

Wieder eine Pause; wieder gespannte Stille; wieder das Zusammenstecken der Köpfe; endlich aber von einer andern Stimme, als die erste war, der Ruf:

„Ist es wahr, daß Sie sich mit 3000 Mann Landwehr verschworen, den Prinzen von Preußen zurückzurufen und ihn bei seinem Einzuge gegen unsre Brüder, die edlen Berliner Demokraten, zu schützen?"

Mit einem langgezogenen „Ach so?" — Anwesende sagten mir nachher, es sei dies der letzte Laut von komischer Färbung gewesen, den sie auf der Bühne von mir gehört — legte ich den Hut, den Stock, die Handschuhe und das Lorgnon, die Requisiten meiner Rolle, auf einen Tisch im Hintergrunde, trat dann wieder dicht an die Lampen vor und sprach nun, ohne in diesem Augenblick zu wissen, was ich im nächsten sagen würde, ohne Plan und Ueberlegung, mit den Unterbrechungen nicht weniger als 35 Minuten lang ungefähr Folgendes. — Auch hier muß ich beim Niederschreiben nach sechs Jahren nur der Erinnerung an einige hervorragende Stellen, sowie dem folgen, was dabei Anwesende von mir gehört haben wollen. Obgleich ich zu meiner eigenen Ueberraschung innerlich immer ruhiger wurde, so muß mein Zustand doch ein fast bewußtloser gewesen sein; denn für manches, was mir später von anderen mitgetheilt wurde, habe ich keine Erinnerung mehr, kann es aber auch nicht in Abrede stellen, da es meiner Gesinnung und Denkungsart vollkommen entspricht.

„Da von keiner Seite ein Widerspruch gegen den soeben geäußerten Wunsch einer Erklärung meines politischen Verhaltens in Berlin laut geworden ist, so bin ich bereit, dieselbe zu geben. Wir müssen uns aber zunächst über die neue Lage verständigen, in die mich Ihr Wunsch versetzt. — Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich mich so lange wie möglich, und wie es mit der persönlichen Ehre eines Menschen verträglich war, geweigert, aus der Bühne eine Rednerbühne zu machen, und daß ich nur dem Wunsche der geehrten Versammlung nachgegeben, wenn ich nun nicht mehr als Schau=

spieler vor Ihnen stehe, über den Sie für so und so viel Mark und Schillinge, wie der Eintritt in das Theater kostet, das Recht eines mißbilligenden und lärmenden Urtheils haben, sondern als deutscher Bürger, so gut wie jeder einzelne, auch der ehrenwertheste der hier Versammelten. Somit verlange ich auch alle Rechte desselben, ungestörtes Gehör und Freiheit der Rede."

„So unterhaltend die bisherige Art der Kontroverse auch gewesen sein mag, so wenig gründlich wird durch Hinausbefördern doch eigentlich bewiesen, wer Recht oder Unrecht hat. Jede kurze Interpellation werde ich von hier aus beantworten. Glaubt indessen einer der geehrten Anwesenden irgend etwas von dem widerlegen zu können, was ich sagen werde, so muß ich bitten, hier auf diese improvisirte politische Tribüne zu treten, damit er in voller männlicher Freiheit dasselbe Recht genießt, das ich, durch Sie veranlaßt, in vollen Anspruch nehme; wobei ich zugleich bemerke, daß ich nur aus Achtung vor den Anwesenden um eine ruhige parlamentarische Verhandlung ersuche; denn auf mich selbst macht Pfeifen und sonstiges Geräusch nur sehr geringen Eindruck, da ich erst kürzlich in Berlin mehrere Katzenmusiken genossen, die ungleich vollstimmiger ausgeführt wurden, als alles, was heute Abend hier geleistet worden ist. Dieses Mittel, mich zum Schweigen zu bringen, würde also vergebens angewendet werden und nebenbei auch die Versammlung im ruhigen Hören und Urtheilen stören."

„Ehe ich nun zur Beantwortung der eben gehörten Frage schreite, muß ich mich nach einem Zeugniß über mein bisheriges bürgerliches Verhalten umsehen. Ich sehe dort in einer Loge zwei Offiziere des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments sitzen und weiß, daß Berliner Landsleute hier im Theater anwesend sind — auch Sie, meine Herren, werden aus der eigenthümlichen Redeweise, namentlich aus der Art, wie der Dativ und

Akkusativ vielleicht von einem Ihrer nächsten Nachbarn angewendet wird, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Berliner unter Ihnen sind. — Mit dem vollen Bewußtsein meiner bisherigen Unbescholtenheit und im Vertrauen auf manches Gute, was ich gethan oder wozu ich beigetragen, fordere ich jeden meiner hier anwesenden Landsleute auf, öffentlich zu erklären, ob ihm irgend eine Handlung meines Lebens bekannt oder durch andere bekannt geworden ist, welche die Glaubwürdigkeit meines Wortes im voraus in Zweifel stellen könnte; denn da ich Ihnen fremd, unbekannt und allein gegenüberstehe, so bedarf es eines solchen Zeugnisses ebensogut für Sie, wie für mich, um meine Stellung nicht zu ungleich gegen die Ihrige zu machen."

„Es meldet sich also niemand? — So kann ich denn zur Beantwortung der einzigen bis jetzt bestimmt formulirten Frage übergehen. Wenn ich nicht irre, war es jener Herr dort, der sie stellte, und bitte ich ihn, zu folgen, ob ich sie richtig verstanden. — Ich soll mich also mit 3000 Mann Landwehr verschworen haben, den Prinzen von Preußen zurück zu berufen und Höchstdenselben bei seinem Einzuge gegen die Demokraten Berlins zu schützen? — An dieser Anschuldigung — denn eine solche soll es doch wohl sein, obgleich ich sie nicht dafür anerkenne — ist zuvörderst auch nicht ein einziges Wort wahr. — Weder einer, noch 3000 Landwehrmänner haben in Berlin das Recht, Seine Königliche Hoheit zurück zu berufen. Das hat Seine Majestät der König gethan, und die sämmtlichen Minister, bekanntlich die freisinnigsten Männer in ganz Preußen, wie Sie ja noch vor wenigen Wochen in allen Zeitungen gelesen, haben Seine Majestät den König darum gebeten. Wenn also der erlauchte Bruder — —"
hier wurde das Parterre unruhig, und die Stentorstimme ließ sich wieder hören:

„Reden Sie nicht von erlauchtem Bruder und solchen Titulaturen. Wir wollen hier in Hamburg davon nichts wissen!" —

„Und doch muß ich auf die Gefahr hin, dem geehrten Herrn Vorredner zu mißfallen, bei dieser Ausdrucksweise verharren, da ich nun einmal die Ehre habe, ein Preuße zu sein. Wenn in meinem Vaterlande von dem Senate der freien Reichsstadt Hamburg gesprochen wird, so giebt jeder gebildete Mann ihm die Ehre, die ihm als Repräsentanten einer achtungswerthen bürgerlichen und staatlichen Gemeinschaft zukommt. Sie werden mir daher doch wohl gestatten müssen, hier in solchen Ausdrücken von meinem Könige und Herrn sowie von seinem Durchlauchtigen Hause zu sprechen, wie sie mir und Millionen von preußischen Männern nun einmal in Fleisch und Blut gewachsen sind, und ich glaube nebenbei, daß Seine Majestät der König sich damals, als das schöne Hamburg so schwer von jener entsetzlichen Feuersbrunst heimgesucht wurde, als ein so guter Nachbar bewiesen hat, daß man einem seiner Diener wohl gestatten kann, gerade hier in Hamburg mit Ehrfurcht und Dankbarkeit von ihm zu reden."

„Nach dieser Interpellation wiederhole ich, daß an jenem Vorwurfe auch nicht ein Wort wahr ist! — Mit der einfachen Abweisung ist aber nichts gethan, ich werde der Angabe Thatsachen gegenüber stellen. Bis zum 21. Mai habe ich in Berlin weder einer Volksversammlung, einem Klub, noch irgend einer Begebenheit persönlich beigewohnt, weil es sich für einen Schauspieler nicht schickt, sich an politischen Vorgängen zu betheiligen. Sie haben sich ja selbst bemüht, mir während des heutigen Abends die unbestreitbare Wahrheit dieses Satzes an das Herz zu legen, und Sie werden sich in der nächsten Zukunft überzeugen, daß ich mir Ihre Andeutungen zu Herzen genommen und so nie wieder vor Ihnen erscheinen werde. — An dem genannten Tage wurden diejenigen Land-

wehrmänner von einem mir durchaus unbekannten Komitee zusammenberufen, welche gesonnen seien, ihre Gestellung zu den Fahnen von keinerlei Bedingung abhängig zu machen. Dergleichen waren nämlich von einigen Landwehrmännern von aufgegangener Ansicht kurz vorher aufgestellt worden. Sie lauteten: Wahl der Führer, Versorgung der zurückbleibenden Familien u. s. w. u. s. w. Als Unteroffizier und Besitzer der Landwehr-Dienstauszeichnung fühlte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, in dieser Versammlung zu erscheinen und zu hören, was dort verhandelt werden würde. — Inwiefern nun eine, in musterhafter Ruhe und Ordnung abgelaufene Versammlung — diese Musterhaftigkeit der Haltung erkannten selbst die Berliner Zeitungen an — eine Verschwörung genannt werden kann, will mir nicht recht einleuchten. Sie fand unter freiem Himmel und in vollkommen parlamentarischer Form statt. — Eine Rede, die ich zur Empfehlung jener Bedingungen mit angehört, rief meine Gegenrede hervor, wie Sie das auch heute von mir bemerken werden, und ich versuchte zu beweisen, daß ein geordnetes Militärwesen nicht bestehen könne, wenn der Gehorchende seinem Vorgesetzten Bedingungen für seinen Gehorsam stellen will." —

„Ja! Sie haben aber auf die Barrikadenkämpfer geschimpft und haben sich unterstanden, den glorreichen 18. März zu schmähen",

so lautete eine zweite und mit sehr heftiger, gereizter Stimme herausgestoßene Interpellation. —

„Ich bedauere, den geehrten Herrn Interpellanten nicht heraus erkennen zu können, muß also salvo pleno titulo im allgemeinen antworten, daß er vollständig falsch unterrichtet ist. — Wenn er selbst dabei gewesen wäre, so müßte ich annehmen, daß er ein absichtlicher Lügner sei; denn was ich nicht gesagt habe, kann er auch nicht wohl von mir gehört haben.

Da ich nun aber von niemand in dieser ehrenwerthen Versammlung annehmen kann, daß er absichtlich eine Unwahrheit sagt, so ist unzweifelhaft, daß der geschätzte Interpellant seine Kenntniß vom Hörensagen hat. Oder hätte er es persönlich gehört? — Da ich durch keine Antwort erfreut werde, so genügt wohl meine Erklärung, daß auch dies nicht wahr. — Schimpfen wäre überhaupt eine schlechte Form für die öffentliche Rede, und nebenbei pflege ich nicht zu schimpfen. — Jene Ansichten über die Barrikadenkämpfer sind in dem Plakat des schon erwähnten, mir unbekannten Komitees ausgesprochen und zwar mehrere Tage vorher, ehe ich in der Versammlung das Wort nahm. — Was ich persönlich von den Barrikadenkämpfern denke, danach hat niemand ein Recht zu fragen; was ich aber von ihnen gesagt haben soll, ist erlogen!" —

„Da es keinem der Herren Interpellanten angenehm sein kann, die Quellen seiner Kenntniß von den Vorgängen in Berlin hier öffentlich und mit dem Anerbieten des Beweises, wie und wo es beliebt, als lügenhaft bezeichnen zu hören, so bitte ich, im Interesse der parlamentarischen Form, alle späteren Interpellationen nur auf die positive Kenntniß des wirklich Geschehenen basiren zu wollen, da sonst die Verhandlung über das billige Maß eines Theaterabends hinaus ausgedehnt werden dürfte." —

„Ich fahre in Erzählung der Thatsachen fort."

„Meine Rede zu Gunsten des bedingungslosen Eintretens bei Einberufung der Landwehr fand Beifall, und die Anwesenden — es mögen allerdings 3000 gewesen sein — erklärten, sich jederzeit ohne alle Bedingungen stellen zu wollen, sobald Seine Majestät der König es befehlen werde. Wahr ist, daß man mich infolge meiner Rede zum Führer wählen wollte, um den gefaßten Beschlüssen, Andersdenkenden gegenüber, den gehörigen Nachdruck zu geben. — Eine solche Führerschaft wäre aber recht eigentlich noch unmilitärischer gewesen

als Bedingungen, und ich lehnte jeden Antrag, der dahin zielte, auf das entschiedenste ab. — Als ich von dieser Versammlung nach Hause zurückgekehrt, wurde ein schon vorhandenes Unwohlsein zur Krankheit, so daß ich vier Tage mein Zimmer nicht verlassen konnte und sowohl den verschiedenen Katzenmusiken still halten mußte, als durch festliche Ehrenbezeigungen der Garde- und Provinzial-Landwehr geehrt wurde. Dieselben falschen Gerüchte, die ich heute hier gehört, hatten sich auch in Berlin verbreitet und mich zu dem Anstifter und dem Haupte einer Bewegung gemacht, deren Tragweite allerdings noch nicht abzusehen ist, wenn die Regierung es für zweckmäßig halten sollte, den sich darbietenden guten Willen zu benutzen."

„Dies ist der einfache Hergang und das Sachverhältniß, soweit es meine Person angeht. Sie sehen, daß darin auch nicht der entfernteste Grund liegt, mich in Hamburg als Schauspieler auszupfeifen, weil ich in Berlin als Landwehrmann meine Pflicht und Schuldigkeit gethan. Beide Fälle schienen mir so weit auseinander zu liegen, daß ich sorglos und im festen Vertrauen auf die von Hamburg gerühmte politische Reife und Unparteilichkeit hier sofort mein Gastspiel früher begann, als es ursprünglich verabredet war."

„Fragen Sie mich freilich nach meiner Gesinnung und Ueberzeugung, so muß ich Ihnen sagen, daß ich durch und durch Royalist und demgemäß Konservativer bin. Ich sage Ihnen das ungefragt, weil niemand glauben soll, ich hätte mich nur auf geschickte Art entschuldigen wollen, um den gegen mich erhobenen Lärmen zu beschwichtigen. Jene Anschuldigungen sind nicht wahr, darum habe ich sie abgewiesen. Soll es bei Ihnen aber eine Anschuldigung sein, daß ein Diener des Königs von Preußen und ein preußischer Soldat Royalist ist, so bitte ich, Ihren Zorn weiter über mich ergehen zu lassen, da ich ihn dann verdiene."

„Ich schließe mit einer Erklärung und einer Bitte. — Die Erklärung besteht darin, daß ich überhaupt heute zum letzten Male die Bühne betreten habe und mit dem heutigen Abende aufhöre, Schauspieler zu sein, weil ich keine Lust habe, noch einmal in meinem Leben Aehnliches zu ertragen. — Ich habe kein Recht, sofort von der Bühne abzutreten; denn ich bin dem Publikum für den heutigen Abend noch meinen Dienst schuldig und werde dies Stück daher zu Ende spielen, wenn man mich zu Worte kommen läßt; und hieran knüpft sich meine schließliche und jedenfalls letzte Bitte an Sie. Sie richtet sich an denjenigen Theil des geehrten Publikums, welcher mich sowohl am ersten Abende meines Auftretens, als auch heute mit Applaus aufgemuntert, mein Spiel mit Beifall begleitet und mich gegen das Pfeifen zu schützen oder dafür zu entschädigen versucht hat. Applaudiren Sie nicht mehr! lassen Sie mich ruhig zu Ende spielen! denn, wie es scheint, fordert Ihr freundlicher Beifall jene Beweise des Mißfallens heraus. Treten diese dann doch ein, so kann ich mir die Personen merken und morgen — wahrlich nicht mehr als Schauspieler — Rechenschaft dafür fordern; denn ich weiß ja nun, wogegen sich der Zorn dieser Herren richtet, und denke, ihm an jedem anderen Orte zu stehen. Sollte jemand persönlich etwas von mir wünschen, so bemerke ich, daß ich noch acht Tage in Hamburg bleiben und meine Wohnung im Hotel de Petersbourg behalten werde. Um ja keinen etwa zugedachten Besuch zu versäumen, werde ich in den nächsten Tagen mein Zimmer nicht verlassen. Mehr vermag ich weder zu geben, noch zu thun und muß nun abwarten, was weiter geschehen wird. Demgemäß will ich versuchen, weiter zu spielen, so lange es mir möglich gemacht wird, und dazu scheint mir das beste Mittel, daß diejenigen Herren, welche dem Thalia-Theater und mir wohlwollen, nicht mehr applaudiren." —

Damit machte ich meine Verbeugung, nahm Hut, Stock, Handschuhe und Lorgnon wieder, sah einige Momente aufmerksam und erwartend in das Parterre, und als dort alles merkwürdig still blieb, spielte ich die unterbrochene Scene weiter. Ueber alle Erwartung blieb es während der folgenden Scenen und selbst bei meinem Abgange vollkommen still. Niemand applaudirte. Kein Laut des Mißfallens ließ sich hören. Ich sah viele Personen das Parterre verlassen und niemand dafür wieder hereinkommen. Kurz der Abend schien nun ohne weiteren auffälligen Skandal verlaufen zu sollen. Hatte ich doch keine Ahnung, was während dessen draußen vorging. —

Kaum abgegangen, sollte ich es aber desto vollwichtiger erfahren. — Maurice war von seinen Theaterbeamten und durch Freunde von allem unterrichtet worden, was auf der Straße verabredet und gesprochen wurde. Schon hatten die Unordnungen und Gewaltsamkeiten am Steinthor begonnen, und die Kunde davon war schnell rückwärts in die Stadt geeilt. — Meine Rede an das Publikum wurde entstellt draußen mitgetheilt, dazu gelogen, daß ich die Hamburger Bürger geschimpft und beleidigt, und ganz besonders hervorgehoben, ich hätte mich unterstanden, mich vor aller Welt einen Royalisten zu nennen. Mißgünstige Elemente gegen Maurice und das Thalia-Theater mögen dazu gekommen sein, kurz es sollte zu Gewaltsamkeiten geschritten werden, und die entschlossensten unter den Rädelsführern riefen ganz rückhaltlos, das Theater müsse gestürmt und ich dem Volke überantwortet werden. Von jetzt an drängte alles auf mich ein, um mich von einem nochmaligen Erscheinen auf der Bühne abzuhalten, da meine Rede die Demokraten aufs äußerste gereizt habe und mich niemand schützen könne, wenn mir eine persönliche Mißhandlung zugedacht sei. Ein Theaterarbeiter sagte mir, sie hätten bereits alle Ausgänge und Fenster des Hauses besetzt, was ich um so eher glauben konnte, als ich selber die Vorbereitungen dazu gesehen. Die Schauspieler be-

fürchteten auch für sich das Schlimmste, und der Theatermeister Lucas, den ich bis dahin kaum bemerkt hatte, zeigte mir von diesem Augenblicke an die thätigste Theilnahme. Er hatte das Treiben vor dem Theater und in den äußeren Räumen selbst mit angesehen und sprach auf das dringendste die Ueberzeugung aus, daß es sehr ernst gegen mich gemeint sei, und daß er fürchte, das ganze Theater werde demolirt werden. Polizei oder irgend eine geordnete Gewalt, die dem Andrange hätte widerstehen können, war so gut wie gar nicht vorhanden; sagt doch der Polizeibeamte Herr in seinem Rapport vom 14. Juni selbst aus: „Wegen des Tumultes ließen sich Nachforschungen an Ort und Stelle nicht anstellen, und es konnte nicht mehr geschehen, als einzelne Personen ins Auge zu fassen, denen annoch nachgespürt wird."

Ich wies die Zumuthungen, die mir von allen Seiten gemacht wurden, sehr bestimmt zurück und suchte damals sogar etwas darin, dem Sturm zu trotzen; als aber Maurice kam und auch er das Schlimmste zu fürchten schien, wenn ich nun noch einmal vor der wüthenden Menge erscheinen wolle, gab ich nach; denn obgleich er kein Wort sagte, daß durch mich sein ganzes Eigenthum in Gefahr sei, sondern nur von der mir drohenden Gefahr sprach, so waren alle anderen doch darüber einig, daß der Sturm nicht mehr mich allein treffen würde.

Daß dies keine leere Befürchtung und übertriebene Aengstlichkeit war, bewies die Brandstiftung und Demolirung des Wachtgebäudes am Steinthore durch dieselben Menschen — hier sprechen wieder die Untersuchungsakten —, welche den Lärm im Theater gemacht hatten. Im fünften Akte des Lustspiels hatte ich als Doktor Wespe nur einmal, kurz vor dem Schlusse, zu erscheinen und dann nur wenige Worte zu sagen, die zur Entwickelung des Stückes selbst nichts beitragen. Es lag also nahe und konnte ganz unbemerkt durch einige Worte der dann auf der Scene befindlichen Darsteller vermittelt werden, daß ich nicht

mehr erschien, und in der darauf folgenden musikalischen Posse konnte der beliebte Komiker Wilke ohne alle Störung meine Rolle übernehmen. Hatte er sie doch oft genug vor mir mit Beifall gespielt.

Ich zögerte indessen immer noch und konnte mich mit dem Gedanken nicht befreunden, einer solchen Gesellschaft aus dem Wege zu gehen, obgleich ich ihr als Einzelner nicht wohl mehr thun konnte, als ich ihr schon gethan. Da brach plötzlich vom Zuschauerraume her ein wilder Lärm an unser Ohr. Die Thüren zum Parterre waren von einer hereinstürmenden Rotte erbrochen worden, die, ohne den Eintritt zu bezahlen, eindrang. „Bassermannsche Gestalten" stürzten durch die Kommunikationen auf die Bühne, Publikum flüchtete vor ihnen her, und alles drängte wild durch einander. Mein Name wurde mit Verwünschungen und Drohungen überall gerufen. Ich war eben in meine Garderobe gegangen, um mich auszuziehen und dann das Theater zu verlassen. Da stürzte mit dem Ausdruck der höchsten Besorgniß der Theatermeister Lucas herein, ergriff mich fast gewaltsam beim Arme und zog mich mit dem Rufe: „Um Gottes Willen, retten Sie sich, man will Sie ermorden!" aus der Garderobe, eine dunkle Treppe hinauf, durch die Ober-Maschinerie, einen Malersaal und eine Menge dunkler, mir unbekannter Räume auf dem Boden über dem Zuschauerraum bis in die Nähe der Lüstre-Kammer. Der tobende Lärm unten im Theater folgte uns bis hier hinauf. Der Gedanke, daß ich mich in dieser Lage noch immer im Theaterkostüm befand, war mir unerträglich, und ich erinnere mich von allen Eindrücken dieses Abends am bestimmtesten, daß ich viel darum gegeben hätte, wenn ich das Kostüm hätte los werden können. Ich riß mir die Perrücke und den Schnurrbart ab und fragte den theilnehmenden Lucas, ob er nicht ein Tuch habe, an dem ich mir die widerwärtige Schminke vom Gesicht wischen könne. — Er gab mir ein solches. — Ich erwähne dieses unbedeutenden Vor-

ganges, weil mir später der Schauspieler Hendrichs erzählte, daß der Theatermeister Lucas dieses Tuch als eine Erinnerung an jenen furchtbaren Abend aufgehoben und es ihm für einen ganz unverhältnißmäßigen Preis nicht habe verkaufen wollen, als er einige Jahre nachher dort Gastrollen gespielt und gehört, was mir begegnet war.

Lucas ließ mich übrigens bald allein, um zu sehen, ob der Weg, auf dem er mich jener Rotte entzogen, nicht etwa verrathen worden sei, und um die Suchenden wo möglich auf eine falsche Fährte zu leiten. Es wurde verbreitet, ich sei von der Alteration krank geworden und hätte das Theater verlassen, man wisse nicht, wohin. — Ob jemand nun meinen Aufenthalt wußte und den Weg dahin kannte, weiß ich nicht. Jedenfalls wurde er nicht verrathen, und die tobende Horde zog schimpfend ab, verließ, auf der Straße die Marseillaise brüllend, das Theater, um nach dem Steinthore zu ziehen, wo bald nachher die Brandlohe in die Höhe schlug, und ließ nur das ruhige, freilich sehr wenig zahlreiche Publikum im Theater zurück. Diesem wurde im Zwischenakte angekündigt, daß ich wegen Unwohlseins im zweiten Stücke durch Herrn Wilke ersetzt werden würde, eine Nachricht, die man ganz natürlich fand, um derentwillen wenigstens kein neuer Lärm entstand.

Ich hörte diese Ankündigung durch die Oeffnung des Kronleuchters und konnte ebenso von oben mein Stück und meine Rolle spielen sehen. Die Zeit, welche ich hier oben und unter diesen Umständen verbracht, wird mir wahrlich bis an mein Lebensende unvergeßlich sein! — Durch eine große Fensterrosette im Frontispice des Theaters konnte ich die auflodernde Feuersbrunst am Steinthore sehen, und jenes bekannte heulende Geräusch, der Begleiter jedes Aufruhrs und jeder Volksleidenschaft, zog über die Dächer bis an mein Ohr. Dazu rasselte der Generalmarsch für die Bürgergarde durch die Straßen, und im Kontraste dazu tönte von der Bühne das scherzhafte Singen

in meinem musikalischen Quodlibet zu mir herauf. Auf der Straße hörte ich meinen Namen unter den wüthendsten Verwünschungen schreien, und von der Bühne hörte ich Späße, die ich so oft selbst gemacht, die mir aber jetzt unbeschreiblich ekelhaft vorkamen, mit Beifall aufnehmen.

Meine ganze Vergangenheit, meine ganze Zukunft lag trostlos vor mir. Nach fast dreißigjähriger Wirksamkeit war das Gebäude des bisher Errungenen mit einem Schlage unter mir zusammengebrochen, und die Zukunft gewährte auch nicht eine Hoffnung, sondern drohte nur gesteigerte Hülflosigkeit. Am quälendsten war mir der Gedanke an Weib und Kind. Mit dem Entschlusse, die Bühne zu verlassen, hörte auch der behagliche und reiche Erwerb, den ich sowohl als Schauspieler, wie als Theaterdichter hatte, auf, und welche Aussicht hatte ich in jener Zeit, mich als Schriftsteller zu ernähren? Für das, was ich schreiben wollte und konnte, hätte mir damals nicht allein kein Buchhändler auch nur einen Groschen gegeben, sondern es hätte mich aller Wahrscheinlichkeit nach nur zum Opfer fortgesetzter Verfolgungen gemacht. Des Erwerbes willen aber das zu schreiben, was man damals einzig und allein verlangte, dazu hätte mich nichts vermocht! — Nach treuer Schilderung des bis jetzt Geschehenen habe ich nicht nöthig, die tausend widersprechenden Gefühle und Gedanken zurückzurufen, die mich in dieser seltsamen Lage erfüllten.

Als das Vaudeville zu Ende war, leerte sich das Theater augenblicklich; denn die Nachrichten von den verbrecherischen Vorgängen am Steinthore ließen jeden wünschen, der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Einige wildaussehende Kerle hatten zwar bis zu Ende der Vorstellung und einige Zeit nach derselben an den Ausgängen des Theaters beobachtet, ob ich nicht noch herauskommen würde; auch im Hotel de Petersbourg war nachgefragt worden, ob ich schon nach Hause gekommen sei, und dabei angekündigt, man möge sich nur gefaßt machen, Katzenmusiken

vor dem Hotel zu hören, so lange ich dort wohnen würde; endlich aber wurde es rings um das Theater stille. Der Theatermeister Lucas, der wiederholt gekommen und sich nach mir umgesehen, wagte es doch nicht, mich auf demselben Wege wieder von dem Boden herunter zu bringen, auf dem er mich hierher geführt, und hatte mit Maurice verabredet, ich solle durch ein Fenster, welches in den Flur zur Wohnung des Direktors führt, steigen und einstweilen mich dort verborgen halten, bis die Menge sich vollständig verlaufen. Das hatte seine Schwierigkeiten, denn das Fenster war hoch oben an der Decke der Flurs und fest vernagelt. Maurice und Lucas entfernten alle, die etwas verrathen konnten, und halfen mir durch diese mühsame Passage. Nun erfuhr ich auch, wo meine Tochter eine Zuflucht gefunden, und bat den so aufopfernd theilnehmenden Lucas, sie bei Frau Birch-Pfeiffer abzuholen und in das Hotel de Petersbourg zurückzubringen, wohin ich mich sofort auf den Weg machen wollte, was aber nicht zugegeben wurde, bis man die Straßen rekognoszirt hatte. So blieb ich noch einige Zeit allein in der Wohnung des Freundes, und als Lucas mit der Nachricht zurückkam, daß meine Tochter geborgen, die Straßen aber theils leer, theils von Bürgergarde besetzt seien, verließ ich gegen Mitternacht, von Maurice, Lucas und noch einigen Männern begleitet, das Thalia-Theater und fand meine arme Tochter in einem fast bewußtlosen Zustande. Weinend stürzte sie mir in die Arme, und ich, der Trostbedürftige, suchte sie zu trösten.

Bis jetzt hatte mein Trotz und das Bewußtsein, in einem Kampfe zu stehen, ausgehalten; nun, da mich die Friedlichkeit meiner Wohnung umgab, brach meine Festigkeit zusammen. Seit Wochen hatte die Aufregung gedauert, heute schien sie ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben, obgleich ich nicht wußte, was in den nächsten Tagen noch geschehen konnte. Inez drang in mich, sofort Hamburg zu verlassen; ich sagte ihr aber, daß ich versprochen habe, noch acht Tage hier zu verweilen, um jeder per-

sönlichen Anforderung, die etwa gemacht werden könne, zu genügen. — Wir wollten gleich nach Köpenick schreiben, damit das Gerücht die Mutter nicht früher erreiche, als bestimmte Nachricht von uns selbst; aber der Versuch zu schreiben war vergeblich. Die Buchstaben flimmerten vor den Augen, die Feder zitterte in der Hand, der Gedanke versagte den Dienst. Wir sanken beide unfähig zurück und Inez weinend an meine Brust. Rasch war mein Entschluß gefaßt; morgen mit dem ersten Zuge sollte Inez auf der Eisenbahn zu ihrer Mutter nach Köpenick eilen und mich einstweilen allein in Hamburg lassen. Da ich nicht wußte, was in so ernster Zeit — der Feuerschein vom Steinthor zuckte noch am Himmel — die nächsten Tage mir noch bringen konnten, so hielt ich dies für das beste Mittel, wenigstens meine Tochter in Sicherheit zu bringen.

Noch in der Nacht wurde das Nöthige gepackt und dann, wiewohl vergebens, die Ruhe gesucht. — Ich merkte bald, daß mein ganzer Körper fieberte, hütete mich aber wohl, meiner Tochter am andern Morgen etwas zu sagen, da sie mich sonst schwerlich verlassen haben würde. Die Trennung wurde mir schwer; denn wer konnte, nachdem so unerwartete und ungewöhnliche Begebenheiten in mein friedliches Leben eingegriffen, wissen, wann und ob wir uns überhaupt wiedersehen würden? War es doch schon in gewöhnlicher Zeit nicht anzunehmen, daß ich ein vierzehnjähriges Mädchen ganz allein und unbeschützt eine solche Reise in das wildbewegte Berlin zurück thun lassen würde. Sie erzählte mir später, daß sowohl auf dem Bahnhofe, als während der Rückreise, viel von dem Vorgange des gestrigen Abends im Theater gesprochen und mein Name dabei natürlich stets mit vollster Mißbilligung und Schadenfreude genannt worden sei. — Offenbar kehrten Berliner, die sich daran betheiligt, nachdem sie ihren Zweck erreicht, nach Berlin zurück; denn wie ich nachher gehört, war der Hamburger Skandal und meine sogenannte Züchtigung schon am 10. Abends in den demokratischen Klubs

und den verschiedenen Handwerkervereinen Berlins bekannt, wo die Nachricht mit Jubel aufgenommen wurde. Auch Unterbeamte der Berlin-Hamburger Eisenbahn sollen sich lebhaft an dem Lärmen betheiligt haben. Darüber enthalten indessen die Akten nichts, ich habe also keine Gewißheit für diese Angaben, erinnere mich auch nicht mehr, wer mir dieselben gemacht. —

Kaum war meine Tochter fort, so stellten sich die Vorboten eines ernstlichen Fiebers ein, und die Befürchtung, daß es ein Nervenfieber werden würde, lag leider sehr nahe; denn ich fühlte, daß meine Gedanken sich verwirrten, und hörte mich — ein sonderbarer Zustand! — phantasiren. Außer dem unter allen Verhältnissen treuen Maurice, seinem Bruder, Schramm und Friedrich Riese besuchte mich an diesem Tage nur noch Emilie Faller, saß tröstend und hülfreich an meinem Lager und that, was in ihren Kräften stand, um mich aus meiner sehr niedergedrückten Stimmung aufzurichten. Während ihrer Anwesenheit kam ein Brief meiner Frau aus Köpenick an, und zwar die Antwort auf meinen freudigen Brief über den anscheinend glücklichen Erfolg des ersten Abends. Wie schneidend klang die Freude meiner Frau über jenen glücklichen Erfolg in meinen jetzigen Zustand hinein! — Wie so ganz anders war alles geworden! —

Vergebens wartete ich heute und während der folgenden Tage bis zum 14. Juni auf irgend einen der lärmenden Burschen, die so tapfer gewesen waren, als ich ihnen vertheidigungslos still halten mußte. Es kam niemand, und auffallenderweise erwähnten fast sämmtliche Hamburger Zeitungen den Vorgang im Theater nur ganz obenhin. Allerdings hatten die Gewaltthätigkeiten am Steinthore den bloß einleitenden Skandal im Theater in den Hintergrund gedrängt, und nach dem, was ich von den wenigen Personen hörte, die auch den Mißhandelten nicht verließen, schämte man sich in Hamburg, daß so etwas überhaupt hatte vorfallen können.

Am Tage darauf schrieb ich einen ausführlichen Brief an

meine Freundin Luise Neumann nach Wien, dem ich jetzt, da sie den Brief aufbewahrt und mir wiedergesandt hat, meist die Daten zu meiner Erinnerung entnehme.

Mit Maurice kam ich überein, daß unter diesen Verhältnissen von einer Fortsetzung meines Gastspieles nicht die Rede sein könne. Er sandte mir das Honorar für die beiden ersten und letzten Rollen. Natürlich sandte ich es ihm sofort zurück. — Hatte er doch den größten und nachhaltigsten Schaden von meiner sogenannten Betheiligung an politischem Treiben! —

Aerztliche Hülfe bewahrte mich vor dem Ausbruche einer wirklichen Krankheit; doch sollte ich sobald als möglich Hamburg verlassen, um den hier unvermeidlichen, täglich frischen Eindrücken zu entgehen. Als daher in fünf Tagen niemand erschienen war, der meiner öffentlichen Aufforderung folgte, reiste ich am 15. Juni nach Berlin zurück, kam aber nur bis Spandau, da infolge des Zeughaussturmes die Schienen der Eisenbahn aufgenommen worden waren. Hier traf ich Frau und Kinder, aber auch eine Menge aus Berlin geflüchteter Freunde, die auf heute eine blutige Wiederholung der Exzesse des vorigen Abends voraussagten und fürchteten. Von Spandau begab ich mich mit Frau und Kindern nach Potsdam, wo ich seit diesem Tage meinen festen Wohnsitz nahm und der Gnade Seiner Majestät des Königs für einige Monate eine Freiwohnung im Logir-Gebäude des königlichen Schauspielhauses verdankte.

Aus den Akten füge ich nur noch hinzu, daß die Verabredung zu dem Lärmen des zweiten Abends unzweifelhaft im Hamburger Handwerker-Bildungsverein stattgefunden, und zwar durch Sendboten von Berlin. Außer dem schon bezeichneten Tischlergesellen B., der immer wiederkehrend sowohl von der Berliner als der Hamburger Polizei ein sehr gefährlicher Mensch genannt wird, und außer dem Tapezierer M. sind dort jener Karrenführer D., der Steindrucker Semmi H., der Lithograph M., der Tischler B., Turnwart des Bildungsvereins Heinrich H., der im Vereine ein

sehr aufregendes Gedicht: „Steine und Barrikaden als Volks-waffen" vorgetragen, ein gewisser nicht näher bezeichneter Behrens, ein Handlungsdiener H., dann aber ein gewisser S. und ein M. als die Rädelsführer, sowohl im Theater, als später am Stein-thore, von den Polizeibeamten und den Zeugen bezeichnet. Bei den Verhören waren sie natürlich sämmtlich unschuldig, gaben zwar zu, gepfiffen zu haben, aber nur, weil ich als Schauspieler ihnen nicht gefallen, wozu sie doch vollkommen berechtigt gewesen seien, da andere unverschämt und absichtlich applaudirt hätten. Die Akten schließen mit dem Dekret des untersuchenden Polizei-richters: „Bleibt ruhen" — auch wohl das Beste, was sich im Sommer des Jahres 1848 über dergleichen dekretiren ließ.

Der Feldzug in Schleswig.

1848.

Als ich am 15. Juni 1848 aus Hamburg nach Potsdam zu meiner unterdessen aus Köpenick übergesiedelten Familie zurückgekommen, lag die Frage: Was nun? leider so nahe und drängte sich in allem, was uns umgab, noch mehr aber in dem, was nach dem Zeughaussturm täglich in Berlin vorging, so heran, daß ein Entschluß gefaßt werden mußte. In Hamburg hatte ich nach den dort erlittenen Mißhandlungen öffentlich meinen Entschluß ausgesprochen, die Bühne nicht wieder zu betreten — damit war mein Engagement in Berlin, wie überhaupt bei irgend einer deutschen Bühne, unmöglich. Eine Laufbahn als Schriftsteller oder Sprachlehrer blieb die nächste Aussicht; aber das erstere verbot sich einfach dadurch, daß damals niemand etwas für eine schriftstellerische Arbeit bezahlte, im Gegentheil man mich nur um so heftiger verfolgt haben würde, wenn ich geschrieben, was ich denke und meine, und anders wollte ich nicht schreiben; zu einem nur einigermaßen einträglichen Sprachunterricht würde aber immer eine andere Zeit gehört haben, als die Flitterwochen des „Völkerfrühlings" und das beliebte „Schaumspritzen auf den Wogen der jungen Freiheit". Da kam der Gedanke, ob sich nicht vielleicht der „Soldatenfreund", der

bisher ein so stilles, fast unbemerktes Leben geführt, lebendiger, eingreifender in die Interessen des Tages gestalten ließe. Dazu war denn allerdings unumgänglich nöthig, daß die Zeitschrift auch mehr in der Zeit und mit der Zeit lebte, für welche sie erschien. Ein gutes Mittel dafür schienen Berichte aus dem Felde zu sein, die mit militärischem Verständniß und Geschick geschrieben waren. Dazu gehörte aber vor allen Dingen eigene Anschauung des mir selbst bis dahin Unbekannten, und so faßte ich denn den Entschluß, nach Schleswig zu gehen, wo unsere Truppen gegen die Dänen im Felde standen; nebenbei konnte ich dort vielleicht auch nach irgend einer Richtung nutzen, vielleicht selbst in die Armee eintreten; jedenfalls waren dort noch Leute, die Sinn und Liebe für mein altes Preußen hatten, wie es ja damals täglich mehr verdorben und heruntergezogen wurde. Ich mußte freilich auf dem Wege dorthin wieder Hamburg passiren, wo ich eben erst so bittere Erfahrungen gemacht, konnte dort erkannt, vielleicht aufs neue mißhandelt werden; aber ich konnte auch nur so für meine Ueberzeugung etwas thun und fühlte immer deutlicher, daß es doch eigentlich nur noch darauf ankomme, in jeder Beziehung die Armee zu halten und zu stärken, weil sie allein noch retten konnte. Sollte da der „Soldatenfreund" mit gutem Worte nicht helfen können?

Am 23. Juni reiste ich, nur mit dem Nöthigsten versehen, von Potsdam nach Spandau, um dort den Eisenbahnzug nach Hamburg zu besteigen, da ich mich in Berlin noch nicht sehen lassen durfte. Unterwegs empfing ich die peinlichsten Eindrücke durch die Gespräche der Reisenden und kam halb betäubt nach Hamburg, wo ich sofort zu meinem bewährten Freunde Maurice ging. Da er in seinem Thalia-Theater wohnte, so sah ich beim Eintreten in das Haus den Theaterzettel und auf demselben für den heutigen Abend „Künstlers Erdenwallen, neu bearbeitet von L. Schneider" angekündigt, ein Stück, das ich erst wenige Monate vorher nach dem Originale von Julius v. Voß mit

einem neuen ersten und fünften Akte versehen und der veränderten Zeit angepaßt hatte; ich hatte es in Scene gesetzt und selbst die Hauptrolle darin gespielt, Veranlassung genug für mich, um auf die hiesige Darstellung und Aufnahme des Stückes neugierig zu sein. — Wie hatten aber schon die wenigen Wochen, seit ich die furchtbaren Abende in diesem Theater verlebt, mein ganzes Interesse an der Bühne ertödtet! das sollte ich schon heute deutlich erfahren.

Herzlich von dem erstaunten Freunde empfangen, saß ich mit ihm zu Tische und wir klagten uns gegenseitig unsere Noth, als plötzlich Musik zu uns heraufschallte. „Was ist das?" fragte ich. — „Die Ouvertüre zu Deinem Stück", lautete die Antwort, und es kam mir auch nicht der leiseste Gedanke, daß ich dem Spiel wohl zusehen könne. Wir plauderten weiter. Auch die Zwischenmusik zwischen dem ersten und zweiten Akte wurde hörbar, und mit ihr trat der Magister Lämmermeier, jene von mir gespielte Hauptrolle, auf; aber es fiel mir nicht ein, die Wirkung der Rolle auf ein fremdes Publikum kennen zu lernen. Erst spät trennten wir uns. Ich ging durch den Kassenflur, hörte laut im Theater lachen, aber ich dachte nicht an den Eintritt, obgleich ich Zeit genug dazu hatte. Erst als ich am 24. früh nach Rendsburg fuhr, erinnerte mich das Gespräch Mitreisender, die der Vorstellung beigewohnt hatten und Vergleiche zwischen der Berliner und der Hamburger Aufführung machten, daran, daß ich doch eigentlich hätte ins Theater gehen können. Hätte ich nicht hineingehen *wollen*, mich bezwungen, weil ich eben jenen Verhältnissen nicht mehr angehören wollte, so wäre das in meiner damaligen Stimmung wohl ganz natürlich gewesen. Aber nein, das war es nicht! Ich hatte wirklich nicht daran gedacht. — So rasch hatte sich bei mir das Interesse an der sonst so gepflegten Sache verloren!

Je näher wir dem Kriegsschauplatze kamen, desto ausschließlicher richtete sich das Gespräch auf den Kampf selbst,

weil eben die ganze Umgebung darauf hinwies. Es fuhren von Altona theils Rekonvaleszenten aus den dortigen trefflichen Spitälern, theils Reservemannschaften, abkommandirte Offiziere, namentlich Mecklenburger und Hannoveraner, auch einige theatralisch mit Schärpen und allerlei Tand geputzte Freischärler mit, die theils schon vor dem Feinde gewesen waren, theils ihren vorausmarschirten Truppen nacheilten. Ueberall auf den Häusern der Flecken und Dörfer wehten deutsche und sogenannte schleswigholsteinsche Fahnen, überall hörte man das Lied: „Schleswig-Holstein stammverwandt". Die auf den Bahnhöfen in Elmshorn, Neumünster rc. versammelten Zuschauer empfingen die Soldaten mit Jubel, und Mädchen warfen den Offizieren Blumensträuße als Gruß in den Wagen. Das alles sah wohl wie Aufschwung und freudige Begeisterung aus, galt aber nur der heranziehenden Hülfe, nicht dem selbständigen Kampfe, in welchem die Bevölkerung Holsteins und Schleswigs Befreiung von dem dänischen Drucke erringen sollte, eine Bemerkung, die sich während meines ganzen Aufenthalts dort nur zu deutlich wiederholte.

Der Bahnhof bei Rendsburg lag damals auf Kanonenschußweite vor den Außenwerken der Festung, und man mußte noch Feldwege über das Glacis einschlagen, um in die Stadt zu gelangen, da das Wasser der Eider und der umliegenden kleinen Seen zu einer Ueberschwemmung aufgestaut war, die einen vortrefflichen Schutz für die Festung bildete, auch die eigentliche Landstraße überflutet hatte.

Kaum hatte ich mein geringes Gepäck in einem überfüllten Gasthofe nicht weit von der Hauptwache abgegeben, als ich mir auch das rege und fast ausschließlich militärische Leben ansah, welches in der Festung herrschte, die übrigens mit ihren zwölf Bastions damals so groß war, daß es aussah, als ob neben vielen anderen Dingen sich auch eine Stadt in dieser Festung befinde. Ein Platz wie der in der Mitte von Neuwerk — so heißt die eine Hälfte der Stadt — möchte wohl in keiner anderen

Festung gefunden werden, so ausgedehnt erschien er. Hier hatte ein hannoversches Bataillon Appell — dort wurden in einem Schuppen schleswig=holsteinsche Rekruten oder Freiwillige eingekleidet — hier fuhren Proviant und Fourage in langen Wagenreihen auf — dort wurde an einem Tische im Freien der Sold oder das Handgeld für die Einberufenen ausgezahlt. Da sich damals das Hauptdepot für die ganze Kriegführung in Rendsburg befand, so sah man eine unglaubliche Musterkarte von Uniformen. Dänische Gefangene, Preußen, Hannoveraner, Hanseaten, Oldenburger, Braunschweiger, Mecklenburger, Schleswig=Holsteiner, die verschiedenen Freikorps, Matrosen, Schiffer, Freiwillige, Einberufene und Verwaltungs=Uniformen aller Grade drehten und wirbelten durcheinander, so daß ich in wenigen Stunden ein reiches Material zu Berichten für den Soldatenfreund sammeln konnte. Vor der von den Hannoveranern besetzten Hauptwache wehten an Mastbäumen drei kolossale deutsche Fahnen und standen abgeprotzte schußfertige Geschütze. Ueberall Leben, Gesang, unruhiges Durcheinanderdrängen; es war, als ob ein Festtag gefeiert würde, und so sollte es täglich seit dem ersten Eintreffen der Preußen im April gewesen sein. Eine Ueberrumpelung, wie sie im März dem Prinzen Friedrich mit nur 300 Jägern, Studenten und rasch bewaffneten Kieler Bürgern gelungen war, wäre damals nicht möglich gewesen, denn alles war alert, wachsam und zahlreich.

Von den Zuständen im allgemeinen bekam ich gleich durch die ausschließliche Unterhaltung aller Rendsburger über den Einmarsch der 6. Kompagnie des von der Tannschen Freikorps, welche bisher von dem Hauptmann Cornely kommandirt worden war, einen vollständigen, aber leider wenig erfreulichen Begriff. Nach dem Tode dieses Offiziers hatte seine Kompagnie nicht allein die eigene Wahl der Führer verlangt — die verstand sich nach den damaligen Begriffen von selbst — sondern auch, daß die Gewählten nicht mehr Sold, auch keine Auszeichnung in der

Kleidung haben, sondern wie jeder andere Mann der Kompagnie gekleidet und behandelt werden sollten. Das wurde dem Führer des Korps, jetzt königlich bayerischen Generallieutenant von der Tann, denn doch zu viel, und als die anderen Kompagnien erklärten, diese Forderungen unmittelbar vor dem Feinde seien Unsinn, so daß der Führer die Kraft der Mehrzahl hinter sich hatte, fand es die 6. Kompagnie für gut, ganz aus Schleswig abzumarschiren, und war eben, ungefähr 150 Mann stark, in Rendsburg angekommen, hatte aber schon unterwegs die dreifarbige deutsche Kokarde abgelegt und dafür rothe Bänder mit der Inschrift „Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft" an Brust und Arm befestigt. Nach dem, was ich hörte, waren sie in Rendsburg sehr unwillkommene Gäste, und man war froh, sie bald wieder los zu werden. Unter anderem erklärten einige ihrer bärtigsten Mitglieder, daß sie auf dem nächsten Wege nach Baden ziehen, sich bei Herrn Hecker melden und dann noch ganz anders auftreten wollten, als in dem „verrotteten" Schleswig. Die hannoversche Wache und ihre Schildwachen sahen dieser Gesellschaft sehr genau auf die Finger, und die städtische Polizei genirte sich durchaus nicht, die ärgsten Schreier aus den Wirthshäusern und Kneipen herauszuholen, wenn sie erfuhr, daß sie aufwiegelnde Reden hielten. Ich sah am Abende in der Altstadt mehrere solche Scenen in den engen Straßen und erfuhr am andern Morgen auf dem Wege nach Schleswig von einem der Freischärler, dem die Sache leid geworden war, und der zum Korps zurückkehren wollte, noch allerlei Details über diese Kompagnie, als er mich bat, auf meinem Wagen mitfahren zu dürfen. Auch später in Apenrade und Hadersleben war man erfreut, daß sich so böse Elemente vom Tannschen Freikorps getrennt.

Beim Mittagessen sowohl als abends im Hotel gab es eine höchst interessante Unterhaltung und ein reiches Feld für Beobachtungen, da sich Bekanntschaften unter solchen Verhältnissen leicht machen und jeder Moment eine andere Nachricht oder eine

neue Erscheinung bringt. Wer jene Zeit nicht mit durchlebt hat, wird sich kaum einen Begriff davon machen können, welche fast fieberhafte Steigerung alle Aeußerungen, Anschauungen und Meinungen beherrschte. Zum ersten Male hörte ich im Auslande so laut und rücksichtslos auf Preußen, seinen König und die Armee schimpfen, wie ich es bis dahin nicht für möglich gehalten, und wurde einfach ausgelacht, als ich meine Vorliebe — sogenannten Thatsachen gegenüber — vertheidigen wollte. Geliebt, gelobt oder anerkannt wurde damals eigentlich gar nichts. Ueber alles und alle hörte man nur Bitteres, Leidenschaftliches und Verletzendes. Es waren neue Verhältnisse und Zustände, die alles überwuchert hatten. Man konnte sich nicht hineinfinden.

Ich hatte abends die Bekanntschaft eines mecklenburgischen Offiziers gemacht, der seinem Bataillon nach Schleswig nachfolgen wollte. Wir studirten zusammen die Landkarte bis Jütland hinauf und verabredeten, am andern Morgen zusammen nach Schleswig zu fahren, fanden am Thore jenen reuigen Freischärler und nahmen auch diesen mit. So schön die Ostküste des ganzen Landes ist, so öde, wüst und unfreundlich erscheint es auf dem Höhenrücken, der die südliche Halbinsel durchzieht. Fast wie in der Lüneburger Haide wechseln Torfstiche, Marschboden, wüstes Haideland und steiniges Geröll ab. Um so schöner erscheint dann jedesmal die Gegend, wenn das Terrain sich zur Ostküste und zu den tief in das Land einschneidenden Buchten herabsenkt und man plötzlich reich bebautes Ackerland, prachtvolle Buchen- und Eichenwälder — denn Nadelholz kommt nur selten vor — die breiten Wasserflächen und eine reizende Abwechselung von Berg und Thal vor sich erblickt. So Schleswig, so Flensburg, Apenrade und Hadersleben, die sämmtlich am Ende bedeutender Meerbuchten, Fjords genannt, und zwar dicht am Ufer meist nur in einer langen Straße gebaut sind, die der Form des Ufers entspricht. Ohne diese Gegenden zu ahnen, kommt man gewöhnlich auf der Höhe eines Berges an und sieht plötzlich

unter sich das reizendste Panorama ausgebreitet. Bis zu dem damals und auch neuerdings (1864) wieder so viel besprochenen Dänenwerke (Danevirke) ist die Gegend flach und öde, senkt sich aber urplötzlich zum Meerbusen Schley hinab, an welchem die Stadt Schleswig in drei erkennbaren Theilen — Busdorf, das Schloß und die eigentliche Stadt — liegt. Von dem Dänenwerke war damals jedenfalls mehr Wesens gemacht worden, als es verdiente. Es waren alte, allerdings theilweise sehr hohe Wälle, aber ohne davor liegenden Graben, ohne irgend eine Vorrichtung zur Vertheidigung und gerade an der Chaussee so verfallen oder abgetragen, daß 30 bis 40 Schritt breite Lücken die noch stehen gebliebenen Wälle durchbrachen. Wir bestiegen sie und verfolgten ihre Ausdehnung auf der Karte. Damals wenigstens verdienten sie ihren Ruf nicht.

Das Terrain bei Schleswig war mir sehr viel interessanter, als meine Reisegefährten ahnen konnten. Als nämlich die Nachricht von dem ersten Siege der preußischen Truppen bei Schleswig am 23. April nach Berlin gekommen war, hatte ich eines Morgens ein Geschäft bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht von Preußen, den die Bürgerwehr damals — das heißt, der gutgesinnte Theil, der die Verbindung mit der königlichen Familie aufrecht erhalten wollte — zum Oberbefehlshaber wünschte, und eben war dort ein Brief des Obersten v. Schlegell, militärischen Begleiters des Prinzen Friedrich Karl, aus Schleswig angekommen, welcher eine Relation über den Gang des Gefechtes und eine Schilderung des unerschrockenen, eines preußischen Prinzen würdigen Benehmens des Prinzen enthielt. Der Brief zirkulirte unter den Mitgliedern der königlichen Familie, und Prinz Albrecht gab ihn mir, voller Freude über die erste Kriegserfahrung seines Neffen, zu lesen, erlaubte mir auch, Auszüge daraus für den „Soldatenfreund" zu machen. — Da ich sofort erkannte, welche gute Wirkung das Bekanntwerden der näheren Umstände des Gefechtes in jener gefährlichen Zeit haben

mußte, und da ich, weil der „Soldatenfreund" nur wöchentlich erschien, acht Tage damit hätte warten müssen, so bat ich um Erlaubniß, den Inhalt in die Spenersche Zeitung einrücken zu dürfen. Aber in welcher Form? da der vertrauliche, gewissermaßen Familien-Bericht doch nicht veröffentlicht, ja der Ursprung der Nachrichten nicht kenntlich gemacht werden durfte. Ueberdies wollte mir der Prinz den Brief nicht anvertrauen, um die Arbeit in meinem Hause zu machen, da derselbe noch weiter in der königlichen Familie zirkuliren sollte. So erhielt ich denn die Erlaubniß, mich in das Tafelzimmer zu setzen, um sofort die Form für die öffentliche Mittheilung zu finden. So entstand der am 28. April in der Spenerschen Zeitung und später im „Soldatenfreund" 16. Jahrgang, 1. Heft, Seite 30 abgedruckte Bericht eines preußischen Soldaten über das Gefecht, vom 23. abends datirt. Als ich das noch nasse Manuskript dem Prinzen zur Genehmigung vorlas, war dieser so erfreut über den gut getroffenen Soldatenton und die Unmöglichkeit, aus dieser Darstellung auf die Quelle zu schließen, daß er die Genehmigung ertheilte und dabei bemerkte: „Wissen Sie wohl, Schneider, daß Sie in diesem Aufsatze dem General Wrangel einen Beinamen gegeben haben, den er, wie Blücher das Vorwärts, bis an sein Lebensende, ja vielleicht auf seinem Grabstein führen wird?" — Ich hatte nämlich erzählt, daß der General alle Schwierigkeiten mit dem Worte „Drauf!" besiegt hätte, obgleich in jenem Briefe kein Wort davon stand und die späteren Schlachtberichte beweisen, daß General v. Wrangel am 23. noch gar kein Gefecht beabsichtigt, sondern nur eine Rekognoszirung befohlen hatte. In der That bildete sich, als dieser Artikel der Spenerschen Zeitung nach Schleswig gelangte, der Beiname „Drauf!" für den General und hat auch im November 1848 in Berlin seine heilsame Wirkung gehabt.

Mit der Erinnerung an diesen Bericht, die durch später Erfahrenes noch lebhafter geworden war, sahen wir den Kampf-

platz um Busdorf und den Damm an, der zum Schlosse Gottorp führt. Das schöne, großartige Gebäude war zu einem Lazarethe eingerichtet worden, in welches die weiter vor liegenden Lazarethe von Flensburg und Apenrade ihre Kranken zurückschickten, je nachdem von den dem Feinde gegenüberstehenden Truppen Verwundete oder Kranke zu schneller Pflege eintrafen. Da sonst in der Stadt fast kein Militär zu sehen war, so benutzten wir die Zeit, während der Fuhrmann fütterte, zu einem Besuch im Schlosse, wo der Eintritt auch gar keine Schwierigkeiten hatte und wir sogar ungehindert in die großen Krankensäle eintreten konnten. Das war denn nun freilich die Schattenseite der Begeisterung, der Revers der Medaille, der Gegensatz und das Beschwichtigungsmittel für alle hochmuthigen Gefühle. Das erste Kriegslazareth, das ich gesehen, und zwar ein musterhaft eingerichtetes, reichlich ausgestattetes und gewissenhaft verwaltetes, machte doch einen ungemein niederschlagenden Eindruck auf mich. Wir durften uns der gerade stattfindenden Umgangsvisite der Aerzte anschließen und sahen, als die Bettdecken von den Amputirten und Schwerblessirten abgenommen wurden, soviel menschliches Elend, daß wir zu unserm Wagen zurückeilten, obgleich die Pferde noch lange nicht abgefüttert sein konnten. Doch sammelte ich sowohl bei den Leichtblessirten in den Krankensälen, als unter den Rekonvaleszenten im Garten des Schlosses mancherlei interessante soldatische Charakterzüge, die ich später durch den „Soldatenfreund" veröffentlichte.

Der Freischärler schien während des kurzen Aufenthalts in der Stadt Schleswig anderen Sinnes geworden zu sein, denn er fand sich bei der Abfahrt nicht ein, und so fuhr ich denn mit dem mecklenburgischen Offizier allein weiter. Wieder ging es auf den schon beschriebenen Höhenrücken, und das öde Marschland begann sofort wieder, als die Meeresbucht mit ihrer schönen Landschaft hinter uns in dem Thalkessel verschwunden war. Die Straße war ungemein belebt durch Fuhrwerk, welches entweder

Kranke zurück oder Rekonvaleszenten, Proviant und Fourage aus Holstein zu den Truppen vorwärts brachte, oder durch leer zurückgehende Wagen, deren Führern man ansah, daß sie froh waren, nun den lästigen Vorspanndienst hinter sich zu haben. Natürlich wurde jeder uns Entgegenkommende gefragt: „Was giebts vorm Feinde?“ Die Antwort lautete aber jedesmal: „Nichts Neues passirt!“ — Danach schien also ein vollkommener Stillstand eingetreten zu sein, so daß wir unwillkürlich unsern Lohnkutscher nicht mehr, wie bisher, zu besonderer Eile antrieben, umsoweniger, als sich auf dem ganzen Wege nicht das Geringste sehen ließ, was an Krieg oder Ausnahmszustände erinnert hätte, und doch hatte gerade auf diesem Terrain hier am Tage nach dem Gefecht bei Schleswig mancher Zusammenstoß mit den retirirenden Dänen stattgefunden. Nur kurz vor Flensburg gab es etwas Militärisches, denn wir begegneten erst einem starken Kommando von Train-Soldaten des 3. Husaren-Regiments (jetzt Zietensche Husaren), ein trübseliger Anblick! dann aber dem mecklenburg-schwerinschen Grenadier-Garde-Bataillon und dem leichten Infanterie-Bataillon. Von den vaterländischen Train-Soldaten sollte ich später noch mehr erfahren; beim Anblick der mecklenburgischen Truppen sprang aber mein Reisegefährte vom Wagen, ging zu seinen Kameraden, um mit ihnen in die Stadt einzumarschiren, während ich allein hinterher fuhr; als das Bataillon aber dicht vor der Stadt einen kurzen Halt machte, um den Anzug für den Einmarsch in Ordnung zu bringen, fuhr ich an ihnen vorbei in die Stadt, so daß ich den Einmarsch mit ansehen konnte. Wer die schwerinschen Truppen und namentlich die beiden genannten Bataillone kennt, wird meine Freude an dem Marsch derselben begreifen. Keine Maroden, keine Fußkranken, alles frisch, proper und lebendig, ein prächtiger Anblick!

Flensburg liegt, wie Schleswig, Apenrade und Hadersleben, an einem Meerbusen, ist landschaftlich eben so schön umgeben und besteht ebenfalls eigentlich nur aus einer langen

Straße. Zur Zeit meiner Anwesenheit war es Hauptquartier der deutschen Bundestruppen, also des General (späteren Feldmarschall) v. Wrangel, gedrängt voller Truppen und in einer Weise durch Fuhrwerk überfüllt, wie ich dergleichen noch nie gesehen hatte. Auf dem Markte war eine so dichte Wagenburg mit Fourage aufgefahren, daß es nicht möglich war, zwischen den Rädern sich durchzudrängen. Für die Passage war nur eine so enge Gasse gelassen, daß gerade ein Wagen sich mühsam hindurch winden konnte. Aehnlich war es in allen Straßen, und es gab Augenblicke, wo eben jede Bewegung, auch das Zufußgehen, vollständig aufhörte. Mein Lohnkutscher erklärte mir, bis Flensburg habe er die Fahrt überhaupt nur angenommen; da er aber aus meiner Unterhaltung unterwegs wohl gemerkt, daß ich eigentlich „in den Krieg" wolle, so möge ich mir nur einen anderen Wagen suchen; er habe nicht die geringste Lust, sich Arme und Beine entzwei schießen zu lassen oder vielleicht gar unterwegs zu Vorspanndiensten gezwungen zu werden. So mußte ich denn meine Siebensachen wenigstens rasch in das Wirthszimmer eines Hotels an der Ecke des Marktes bringen — wenn ich nicht irre, hieß es Hotel zur Stadt Hamburg —, ohne ein Zimmer zu finden; denn der Wirth maß mich auf meine Anfrage von Kopf bis zu Fuß und muß mich als Civilisten in Kriegszeiten wohl für eine verdächtige Person gehalten haben; denn er log mir mit größter Unbefangenheit vor, daß er kein Zimmer mehr habe, meinen Reisesack könne ich aber einstweilen im Gastzimmer lassen, bis ich ein Quartier gefunden; aber garantiren könne er in Kriegszeiten auch nicht dafür. Als ich nun meinen Wagen ablohnte, meinte der Lohnkutscher: „Ja, ein Quartier werden Sie hier nicht bekommen, das hätte ich Ihnen schon in Rendsburg sagen können, und einen Wagen nach weiter vor, wo geschossen wird, bekommen Sie auch nicht; darum rathe ich Ihnen, lieber gleich wieder mit mir zurückzufahren."

Die Musik der nun einmarschirenden Bataillone machte dieser

Unterhaltung ein Ende, und ich sah vor allen Dingen erst den Einmarsch mit an, der durch die enge Passage des Marktes und der Straßen nichts weniger als brillant war. Es war mir vollständig unmöglich, bis zu dem Hause des General v. Wrangel vorzudringen, wo der Vorbeimarsch vor der Generalität stattfand. Auf dem Rückwege zum Hotel sah ich an allen Läden Bilder ausgehängt, welche den etwas übereilten Rückzug der Dänen aus Schleswig und Flensburg darstellten, wie ja der, welcher den Schaden hat, leider nie für Spott zu sorgen hat. Natürlich alles Karikatur. Ich erwähne das auch nur, weil ich an einem Laden, der zugleich eine Leihbibliothek enthielt, einen Band meines Romans „Der böse Blick“ am Schaufenster ausgestellt sah, eine Entdeckung, die mir am nächsten Tage aus einer großen Verlegenheit helfen sollte.

Im Hotel war es an der Gasttafel noch sehr lebendig. Das ganze Offizierkorps des 3. Husaren-Regiments hatte hier gespeist, und der Kommandeur, Major Alexander Prinz von S.-B., saß noch mit mehreren seiner Offiziere beim Wein, außerdem Militär-Aerzte, Rechnungsführer, Intendantur-Beamte; ich war der einzige Bürgerliche und wurde natürlich von allen angesehen, als ich Platz nahm und für mich serviren ließ. Einige zischelten untereinander, fragten den Wirth, der die Achseln zuckte, und schienen mich entweder zu erkennen oder doch wenigstens wissen zu wollen, wer ich sei. Sonderbar, ich hatte in dieser Gesellschaft kein anderes Gefühl und keinen andern Gedanken, als daß ich ein vor kurzem erst „ausgepochter Schauspieler“ sei, und daß mir eigentlich jeder Mensch die öffentlich erlittene Schmach ansehen müsse; darum vermochte ich auch nicht vom Teller aufzusehen. Endlich hörte ich einen der Husaren-Offiziere sagen: „Wahrhaftig! es muß Schneider sein, die Aehnlichkeit wäre zu merkwürdig! Ich habe ihn ja oft genug in Berlin gesehen.“ — Ich dachte vor Scham in den Boden zu sinken; aber wie wendete sich sofort das Blatt, als die Erkennung nun geschehen war und

alle Anwesenden nur den Soldatenfreund in mir zu kennen schienen, vom Schauspieler aber gar nicht die Rede war, noch weniger von meiner Hamburger Schmach und meinen Berliner Erlebnissen, von denen hier bei der Armee niemand etwas wußte. Nur einige kannten mich persönlich, alle aber kannten meinen „Soldatenfreund“, und so war ich denn plötzlich „en pays de connaissance“. Als ich meine Noth wegen eines Unterkommens klagte, wurde der Wirth zitirt und sofort ins Gebet genommen, der denn auch, als er mich so wohl bei seinen einträglichen Gästen akkreditirt sah, nicht allein ein Zimmer, sondern sogar ein sehr vorzügliches, für mich übrig hatte.

Als man noch im Unterhandeln begriffen, meldete eine Husaren-Ordonnanz, daß die Trainsoldaten für das Regiment aus Preußen angelangt seien und draußen auf dem Markte aufmarschirt ständen. Major Prinz S. war in einer so liebenswürdigen Weinlaune, daß er erwiderte: „Sollen wieder nach Berlin marschiren, ich brauche die Kerls nicht!“ In der That war in Holstein und Schleswig so reichlich für Fuhrwerk und überhaupt jeden Militärtransport gesorgt, es wurde alles so bereitwillig vom Lande gestellt, daß vollständig ungeübte Trainsoldaten eine wahre Last für jeden Truppentheil waren. So angenehm und erregt die Stimmung auch war und der Entlassungsbefehl des Kommandeurs von Herzen belacht wurde, so bemerkte ein schon älterer Rittmeister doch, daß man die Kerls doch wenigstens ansehen müsse. So wurde denn vor das Hotel gegangen, wo der allerdings eben so harmlos wie abgehärmt aussehende Trupp aufmarschirt stand. In Train-Uniform, mit lederbesetzten Reithosen, in denen sich die meisten einen Wolf gelaufen hatten, mit großen Sporen, einen ungeheuren Schleppsäbel an der Seite, der noch aus 1814 eroberten französischen Beständen herrührte, eine eingedrückte Wachstuchmütze mit großem Sturmriemen auf dem Kopfe und einen Kavallerie-Mantelsack unter dem Arm, so waren sie von Rendsburg nach Flensburg marschirt und

sahen in der That höchst trübselig aus. Nach damaliger Organisation waren sie nicht im geringsten als Trainsoldaten ausgebildet worden; die Webergesellen, Schneider, Kellner u. s. w., welche, überhaupt zu schwächlich, für den Traindienst zurückgestellt waren, hatten nie in ihrem Leben mit einem Pferde etwas zu thun gehabt, und man sah ihnen die Verzweiflung an, jetzt sehr viel mit dergleichen Ungethümen zu thun haben zu sollen.

Prinz S. rief nach dieser Musterung nur noch determinirter: „Ich will die Kerls nicht! Das wäre noch hübscher, mein schönes Regiment mit so einer Gesellschaft! Sollen nach Hause marschiren!" Der Rechnungsführer, unter dessen Kommando diese „Gesellschaft" zunächst zu stehen kam, meinte indessen doch, daß sie nach dem Reglement jedenfalls in Verpflegung genommen werden müßten; seien sie nicht brauchbar, so könne man sie ja später zurücklassen. Vor dem Reglement verstummt im preußischen Dienst bekanntlich auch die liebenswürdigste Weinlaune; so wurden die Stiefkinder denn in die Quartiere entlassen, und wir kehrten in das Gastzimmer zurück, wo ich zunächst die Bekanntschaft des Regimentsarztes Dr. Kuhn machte, der in einem Zimmer neben dem meinigen wohnte, und mit dem ich den Abend in vertraulichem Gespräch zubrachte, so daß ich für die nächsten Tage wohlorientirt über die Verhältnisse des Hauptquartiers war. Als endlich Dienst und Geschäfte die Gesellschaft auflösten, nahmen mich einige der Offiziere mit in ein Kaffeehaus am Hafen, eine Art von Konditorei und Schifferherberge, wo ein ganz außerordentliches Leben herrschte; denn dort fand sich alles zusammen, um Neues zu hören, und die Zahl der Bekannten, die ich dort antraf, war groß. Es lag nämlich die ganze Brigade v. Bonin in Flensburg, das ganze 20. Infanterie-Regiment, zwei Bataillone des 2. (Königs-) Regiments, das 1. Bataillon des 12. und das Füsilier-Bataillon des 31. Infanterie-Regiments, das 3. Husaren-Regiment und Artillerie von der 2. und 3. Brigade; auch holsteinische Truppen, namentlich

eine schwere eiserne Batterie unter dem Kommando des Lieutenant Dewitz, auch eines Berliner Bekannten.

Das Kaffeehaus lag unmittelbar am Hafen und gewährte eine köstliche Aussicht auf die hohen Ufer ringsum, sowie auf das belebte Treiben auf dem Quai, wo freilich von einer Handels- oder Ladungsbewegung nichts zu sehen war, dagegen Appell abgehalten, exerzirt, Sold ausgezahlt und Brot vertheilt wurde. Besonders voll war die Konditorei von Flüchtlingen aus dem Norden Schleswigs, wo die Dänen noch standen; sie wollten hier von den Offizieren erfahren, was und wann es geschehen werde. Plötzlich fiel ein Schuß aus einer Strandbatterie, und man bemerkte nun erst, daß ein englisches Schiff mit vollen Segeln den Hafen anlief. Kundige sagten gleich, es sei ein englisches Schiff, und auf die dem Laien sehr nahe liegende Frage, ob es ein Kriegsschiff sei, lautete die Antwort: „Nein, ein Kauffahrer, wahrscheinlich aus Westindien, der keine Ahnung hat, daß hier Krieg ist, und gerade darauf los fährt.“ — Es dauerte denn auch nicht lange, so fiel ein zweiter Signalschuß, und als das Schiff auch diesen nicht beachtete, ein scharfer Schuß, der Verdeck und Kajüte beschädigte und, wie ich nachher hörte, einen Schiffsjungen, glücklicherweise nicht gefährlich, verwundete. Nun legte das Schiff bei, die Segel wurden eingerefft, und ein Boot fuhr aus dem Hafen zu demselben hinaus. Am andern Tage hörte ich von dem Kommandanten von Flensburg, Major von St. Paul vom Kaiser Alexander-Grenadier-Regiment, den ich als Mitarbeiter der Militär-Literatur-Zeitung aus den Redaktionskonferenzen sehr gut kannte, daß der Kapitän des englischen Schiffes bei ihm gewesen sei, sich beschwert, Schadenersatz verlangt und mit einer Klage beim englischen Parlamente gedroht habe. Der Major verwies ihn einfach auf den Kriegszustand, der Engländer meinte aber, das gehe ihn nichts an; einem englischen Schiffe dürfe überhaupt so etwas nicht passiren. Es war ihm indessen doch passirt, und er durfte nicht eher in den Hafen, ehe das

Schiff nicht genau nach Kriegskontrebande durchsucht war. Einige Tage vorher hatte auch ein französisches Schiff einen scharfen Schuß bekommen, und als man den Kapitän auf seine Beschwerde gefragt, ob er denn die beiden Signalschüsse nicht gehört, hatte er ganz im Nationalcharakter geantwortet, er habe die beiden Schüsse für einen Ausdruck der Freude beim Erblicken der französischen Flagge gehalten.

In diesem Kaffeehause wurde ich übrigens rasch und vollkommen über die Lage der Dinge, sowohl politisch als militärisch, unterrichtet. Sie lagen doch sehr viel anders, als die Zeitungen sie verkündet hatten, und es war wirklich ein Kampf zwischen einem Fische und einem Bullenbeißer, wie Graf Oriola ihn ganz richtig charakterisirt hatte. Es ließe sich viel darüber erzählen; aber ich habe das anderweitig hinreichend gethan, und hier gehört es wohl nicht her. Die Unterhaltung am Hafen drehte sich auch weniger um den Krieg, als um einen am Tage vorher abgehaltenen Wasser-Korso, den die preußischen Offiziere nach Potsdamer Muster arrangirt hatten, der aber durch die Zahl der Boote sein Vorbild bei weitem übertroffen hatte. Preußische Militärmusik, geschmückte Boote, geputzte Damen, Werfen mit Blumen hatten alle Welt so entzückt, daß auch heute noch fast ausschließlich davon gesprochen wurde und ich nur mit Mühe meine Fragen immer wieder auf das mir sehr viel wichtigere Thema des Krieges zurückführen konnte.

Auf dem Wege zum Hotel zurück, wo ich das heut Erfahrene gleich zu Papier bringen wollte, führte man mich an einem Hause vorbei, das bei der Einnahme von Flensburg von den preußischen Soldaten arg mitgenommen worden war. Es war eine große Fabrik oder ein speicherähnliches Waarenlager, dessen Eigenthümer, wenn ich nicht irre, Christensen oder Michelsen — die Endung sen war jedenfalls dabei — ein enragirter Däne oder Dänischgesinnter, bei der deutschen Einwohnerschaft Flensburgs verhaßt und des Verraths beschuldigt

worden war. Ich glaube, er sollte durch das Anstecken einer Mühle den Dänen irgend ein Zeichen gegeben haben. Niemand wußte mir etwas Gewisses darüber zu erzählen; desto gewisser war aber der Ruin seines Eigenthums, wobei indessen der Flensburger Pöbel die Hauptrolle gespielt haben soll. Hier sah ich den Krieg und das Gewaltrecht zum ersten Male in seiner Wirkung auf das Eigenthum und verlange wahrlich seitdem nicht nach der eigenen Erfahrung.

Nachdem ich meine Notizen niedergeschrieben, brachte ich den Abend in der Gesellschaft des Dr. Kuhn zu und hörte, längst im Bette liegend, aus der gegenüberliegenden Häuserreihe, wo viele Soldaten einquartiert waren oder in Kneipen verkehrten, fortwährend: „Schleswig-Holstein stammverwandt" oder „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" singen. Das wäre mir gewiß nicht aufgefallen, und ich hätte es wohl kaum der Mühe werth gehalten, es besonders zu bezeichnen, wenn ich am Morgen nach dem spätern Abmarsch der preußischen Truppen nicht aus denselben Häusern und in denselben Kneipen das dänische Nationallied „König Christian steht am hohen Mast im Pulverdampf" hätte singen hören, und das konnten nur die Einwohner sein. Aehnliche Bemerkungen machte ich nur zu viele während meines kurzen Aufenthalts in Flensburg. In dieser Stadt wenigstens war es mit dem so gerühmten deutschen Enthusiasmus nicht weit her.

Am andern Morgen hatte ich nur den einen Gedanken, zu den unmittelbar vor dem Feinde stehenden Truppen zu kommen. Ich hatte mich über ihre Postirung orientirt und wußte, daß sie in Bau, Weibek, Baistrupp, Bommellund und Collund standen. Ein nach Bau gehender Proviantwagen mit Vorräthen für die Offiziere nahm mich mit, und nach kurzer Fahrt sah ich das in Bau kantonnirende Garde-Schützen-Bataillon, bei dem ich mein Jahr als Freiwilliger abgedient hatte. Von den Offizieren mit wahrem Jubel aufgenommen, weil ich ihnen ja aus

Berlin, namentlich von dem schmachvollen Zeughaussturm erzählen konnte, brachten sie mich auch zum General v. Möllendorff, Kommandeur der Garde-Infanterie-Brigade, der mir schon als Kommandeur des 2. Garde-Regiments zu Fuß immer sehr freundlich zugethan gewesen war und hier in Bau an der Gicht krank lag. Mit seiner bekannten herzgewinnenden Freundlichkeit empfangen, die bei dem sonst so streng soldatischen Wesen des Generals doppelt wohl that, mußte ich ihm lange und umständlich über die Zustände in der Heimat berichten, und man kann sich denken, was ein General dabei fühlte und dachte, der hier an der Spitze zweier Garde-Regimenter stand, die eben erst vor einem wirklichen Feinde bewiesen, daß sie nicht nöthig gehabt hätten, vor dem Berliner Pöbel die Stadt zu verlassen, und der sich vollkommen fähig fühlte, mit seinen Bataillonen allein dem ganzen Unwesen ein Ende zu machen; denn das mußte er fühlen, seit er seine Truppen auch im Felde ihres alten Ruhmes würdig gesehen. Von der Gicht geplagt, hatte der ehrwürdige alte General — das wahre Muster eines preußischen Generals — nur eine Art von ehrendem Groll gegen seinen Waffengefährten, den General v. Bonin, welcher mit seiner Linien-Brigade ihm seit Schleswig jedesmal das Fett von der Suppe abschöpfe, immer voran sei und Umgehungen mache, während er mit seiner Garde-Brigade nicht mehr zum Anbeißen komme.

Von Bau aus ging ich mit einigen Garde-Schützen-Offizieren noch bis zu einem weiter vorliegenden Dorfe — ich glaube Weibek — wo diese ihre auf Vorposten stehenden Kameraden besuchten. Es herrschte dort in einem Bauernhause eine besonders festliche Stimmung; denn für das heutige Diner war ein ganzer Hammel gebraten worden, bei welchem Prozeß einer der Offiziere eine besondere Geschicklichkeit an den Tag gelegt hatte. Man konnte nicht früh genug an diese Festmahlzeit kommen, und so wurde denn schon um ½ 12 Uhr der ganze

Hammel auf einem großen Brette servirt und nach allen Seiten davon heruntergeschnitten. Für das herablaufende Fett wurden Teller untergestellt, weil in solcher Größe eine Schüssel nicht aufzutreiben war. Das ganze Festmahl bestand denn auch aus weiter nichts als Hammelbraten, schmeckte aber vortrefflich.

Als ich gegen 1 Uhr nach Flensburg zurückgekehrt, überraschte mich im Hotel eine Einladung zur Tafel beim kommandirenden General v. Wrangel, der wahrscheinlich von Offizieren meine Ankunft erfahren. Da ich noch Zeit hatte, so besuchte ich zuerst den Lieutenant Petzel I. von der 3. Artillerie-Brigade, von dessen Bravour in dem Gefecht bei Husby ich überall erzählen hörte, und dessen Name in kurzer Zeit einen vortrefflichen Klang bei allen Truppentheilen erlangt hatte. Er mußte mir erzählen, was ich später im „Soldatenfreunde“ (16. Jahrgang, 1. Heft) von ihm veröffentlicht, und füllte auch sonst mein Notizbuch mit allerlei später Benutztem. Von dort besuchte ich den Major v. Saint Paul, dem nicht lange nachher der Kopf von einer dänischen Kanonenkugel weggerissen wurde, und auf unsere alte Bekanntschaft als Mitarbeiter bei der Militär-Literatur-Zeitung fußend, fragte ich an, ob ich nicht durch seine Verwendung ein Fuhrwerk für weiteres Vorgehen erhalten könne; denn mein Rendsburger Vetturino hatte nur zu Recht gehabt, niemand wollte sein Fuhrwerk nach Norden hin, also den Dänen gerade in den Rachen, auf unbestimmte Zeit vermiethen. Das ging indessen nicht so leicht, da mir jede offizielle Eigenschaft fehlte, unter deren Rubrik mir allenfalls ein Vorspannfuhrwerk gestellt werden konnte. Der Major hatte zwar stets Hunderte von requirirten Fuhrwerken bei Flensburg in einem großen Reserve-Trainpark versammelt und konnte als Kommandant darüber disponiren; aber irgend etwas mußte ich doch sein, was eine solche Fuhrwerksstellung allenfalls rechtfertigte, denn auf Redakteure, wie später im Krim- und im italienischen Kriege, war man damals in Schleswig noch nicht eingerichtet.

So ging ich denn schon mit dem Entschlusse um, mich bei der Intendantur engagiren zu lassen, — aber dann hätte ich ja wieder hinten bleiben müssen. Kurz es sah ziemlich trostlos mit meinen Wünschen und Hoffnungen aus, als ich mich in dem Quartier des kommandirenden Generals einfand und in Mitte einer zahlreichen militärischen Gesellschaft auf das freundlichste von General v. Wrangel bewillkommt wurde. Zum „Soldatenfreunde" hatten alle, die mich anredeten das Vertrauen, daß ich meine Anwesenheit im Feldlager nicht mißbrauchen würde, und waren daher rücksichtslos offen gegen mich. Vom Theater- und Schauspielerwesen wurde kein Wort gesprochen, und von meinen letzten Erlebnissen wußte man nichts; dagegen war mein Auftreten in Berlin gegen die Demokratisirung der Landwehr und die darauf erfolgten Katzenmusiken wohl bekannt und hier bei der Armee eine Empfehlung.

Bei Tafel erhielt ich meinen Platz zwischen dem Prinzen Adalbert von Preußen (später Admiral) und dem General v. Wrangel angewiesen und mußte erzählen, was ich von den neuesten Vorgängen in Berlin wußte. Während der Tafel wurde gemeldet, daß, wie gestern die beiden mecklenburgischen Bataillone, soeben ein hanseatisches Bataillon in Flensburg eingerückt sei und demnächst am Hause des kommandirenden Generals vorüber marschiren werde. Sofort stand General v. Wrangel auf und begab sich, begleitet von der ganzen Tischgesellschaft, welche rasch Degen und Säbel wieder angelegt hatte, auf die Straße, um dieses Bataillon vorbei marschiren zu lassen, welches sich durch einen riesenhaft großen Flügelmann, leider aber auch durch viele Fußkranke auszeichnete. Die Leute hatten neues Schuhwerk von der Kammer erhalten, es war aber durch langes Liegen so hart geworden, daß Druck und Wundgehen die Folge davon war.

Nachdem wir wieder zur Tafel zurückgekommen, löste mich ein Lieutenant Rolla du Rosey vom 20. Infanterie-Regiment in der Verlegenheit ab, die Aufmerksamkeit der ganzen Tisch-

gesellschaft auf sich zu ziehen; denn er war kurz vor Tische erst aus dänischer Gefangenschaft zurückgekommen, hatte sich gemeldet und war ebenfalls zur Tafel befohlen worden. Seine Auswechselung hatte gegen einen dänischen Lieutenant v. Wedell stattgefunden, der bei Husby in preußische Gefangenschaft gefallen war. Auch andere Gefangene waren mit dem Lieutenant Rolla du Rosey zusammen aus der dänischen Gefangenschaft zurückgekommen, unter ihnen ein Unteroffizier, der bei Swinemünde in einem offenen Boote mit zwei dortigen Fischern von den Dänen gefangen worden war. In hohem Grade interessant war die Schilderung der Erlebnisse des Lieutenant du Rosey. Er war so gut behandelt worden, daß er sich über die Dänen nicht beklagen konnte. Der König von Dänemark hatte ihn sogar zur Tafel gezogen und manches gewichtige Wort über den Krieg des deutschen Bundes gegen Dänemark geäußert. Es war überhaupt eine ungemein belebte Unterhaltung an dieser Tafel. Nur bei meinen Erzählungen aus Berlin und der Heimat überhaupt und bei denen des Lieutenants du Rosey fesselte sich die Aufmerksamkeit auf eine Person, sonst war sie so laut und ungenirt, als ob weder ein königlicher Prinz, noch der Höchstkommandirende gegenwärtig gewesen wäre. Ebenso lebendig war die Unterhaltung nach Tische beim Kaffee. Von allem aber, was ich gern hören wollte, Stellung und Aussichten der Truppen, den zunächst bevorstehenden Operationen, kein Wort! Eben wollte ich das Haus verlassen, als ich eine Einladung zum Thee um 8 Uhr beim General Fürsten Radziwill erhielt.

So war ich denn mit einem Schlage eine im Hauptquartier gern gesehene Persönlichkeit geworden. Es wurde mir zwar nicht gesagt, daß man auf Unterhaltung von meiner Seite rechne — das war aber so natürlich, daß ich mich in großer Verlegenheit befand. Hier wußte man nichts davon, daß ich erst vor kurzem in Hamburg von der Bühne herab mein Wort

gegeben, das Theater nie wieder zu betreten, und kannte mich dagegen als den beliebten Komiker aus Berlin, der für jedes Festessen eine humoristische Festrede, für jedes Konzert ein komisches Lied, für jede Soiree Unterhaltendes in der Tasche hatte. Es war also sehr natürlich, daß man Aehnliches auch für diesen Abend erwartete. Ich wollte aber nicht mehr den Schauspieler affichiren, sondern gerade in dieser Umgebung nur der militärische Schriftsteller oder auch nur der Schriftsteller sein. Was sollte ich sagen, wenn ich aufgefordert wurde, etwas Unterhaltendes vorzutragen. Lustiges hatte ich genug im Kopfe, aber nichts mitgebracht, was sonst irgend nach einer andern Richtung hin interessiren konnte. In diesem Dilemma fiel mir jene Leihbibliothek ein, an deren Schaufenster ich einen Band meines Romans „Der böse Blick“ ausgestellt gesehen hatte, und damit war der Ausweg gefunden; denn als Schriftsteller konnte ich interessant Erscheinendes aus meinem Werke vorlesen, ohne an den Schauspieler zu erinnern, obgleich ich eben es nur gut vorlesen konnte, weil ich Schauspieler gewesen war.

So fand ich mich, für jeden Fall gewaffnet, beim Thee des Fürsten Radziwill ein und hatte Ursache, mit meiner Vorsicht zufrieden zu sein. Es ging sehr förmlich bei demselben zu. Alles saß und sprach nach Rang und Anciennetät von allem Möglichen, nur nicht von dem, was mich interessirte, und richtig kam nach dem Thee die Frage, ob ich nicht etwas vortragen wolle. Mich entschuldigend, nichts auswendig zu wissen, holte ich meinen Leihbibliotheksband heraus — es war der zweite meines Romans — und las die ersten Kapitel, in denen die soldatisch-humoristische Figur des alten Schwichow, Konstablers der „Artolorey“, gute Wirkung machte. Der Zweck war erreicht, ich hatte etwas vorgetragen, und vom Theater und meinen komischen Rollen war nicht die Rede gewesen. Nach dem Souper ging ich mit mehreren Offizieren an den Hafen, weil eine wunderschöne, mondhelle Nacht noch nicht an Ruhe denken ließ. — Vor

jenem Kaffeehause, in dem es noch außerordentlich belebt war, nahmen wir an einem einsamen Tischchen Platz, und hier hörte ich zum ersten Male wirkliche Hauptquartier-Gespräche; denn Politik, Operationen, Unzufriedenheit mit der Kriegführung, scharfe Kritik der Leitenden brachen wie aus einer lange aufgestauten Schleuse hervor. Ich kann aber nicht sagen, daß diese Art der sich unbeachtet wissenden Meinungsäußerung mir besonders gefallen hätte, wenigstens war sie ganz geeignet, den mitgebrachten Enthusiasmus sehr abzukühlen.

Am nächsten Tage durchstreifte ich die am Hafen auf den mit schönen Buchenwaldungen bedeckten Höhen etablirten Strandbatterien, besonders die, welche gestern den Schuß auf den englischen Kauffahrer gethan, besuchte dann den Kommandanten Saint Paul, den Lieutenant Petzel, einige andere Offiziere, deren Bekanntschaft ich gestern gemacht, überall Stoff für den „Soldatenfreund" sammelnd.

Auch heute sollte mich eine Einladung erfreuen, und zwar vom General v. Bonin, Kommandeur der Linien-Infanterie-Brigade, ebenfalls einem Mitarbeiter der Militär-Literatur-Zeitung und fleißigen Besucher der Konferenzen derselben. Hier hörte ich Genaueres und vor allen Dingen durchaus Wahres über die bisher stattgefundenen Gefechte, so daß das Notizbuch am Abende reichlich gefüllt werden konnte. Es war ein ausgesuchtes, fast raffinirt elegantes Diner, welches der reiche Hauswirth dem General und seinen Gästen bereitet, und ließ wenigstens keinen Gedanken an Feld- und Lagerleben aufkommen. Da General v. Bonin meinen lebhaften Wunsch kannte, wirklichen Kriegsereignissen beizuwohnen, so nahm er mich beim Kaffee auf die Seite und sagte mir: „Ihr Wunsch geht in Erfüllung. Morgen marschirt die ganze Armee nach Jütland, und Sie können mit. Aber noch weiß das niemand bei den Truppen, weil wir hier in Flensburg überall von Spionen und dänisch Gesinnten umgeben sind. Schweigen Sie daher gegen Jedermann.

Die Sache ist bis jetzt noch Geheimniß des Stabes. Auch die hier anwesenden Offiziere wissen noch nichts davon!" — Voller Freude eilte ich fort, um nun ernstliche Vorkehrungen für ein Fuhrwerk zu treffen, und trat eben aus dem Quartier des Generals auf die Straße, als ein auf der anderen Seite der Straße vorübereilender Offizier, dessen Bekanntschaft ich auf dem Hafen-Kaffeehause gemacht, mir über den Straßendamm herüber zurief: „Wissen Sie schon, Schneider? morgen marschiren wir nach Jütland!" Ich nickte verdutzt und sah mich überall um, denn das mußte von allen Vorübergehenden gehört worden sein. Sofort kehrte ich zum General v. Bonin zurück und theilte ihm das eben Gehörte mit, da ich wenigstens nicht in den Verdacht kommen wollte, sein Vertrauen gemißbraucht zu haben. Er war erstaunt, nicht allein über die Unvorsichtigkeit des lauten Ausrufens, als auch, daß die Sache überhaupt schon bei den Truppen bekannt sei, und schüttelte bedenklich den Kopf. Da ich aber doch einmal zurückgekommen war, so sollte ich nun den General auf seinem Spaziergange begleiten, wobei er auch die Lazarethe besuchen wollte, in welchen Blessirte und Kranke seiner Brigade lagen.

Wir verließen die lange und eigentlich einzige Straße der Stadt, um die Höhen zu besteigen, welche sie landeinwärts umgeben, kamen an mehreren Windmühlen vorbei, von denen man wissen wollte, daß sie eine verrätherische telegraphische Korrespondenz mit den dänischen Schiffen unterhielten, und traten dann in mehrere Häuser ein, welche zu Lazarethen eingerichtet waren. Ist mir das schwere menschliche Leiden, was ich dort gesehen, lebhaft und betrübend im Gedächtniß, so werde ich auch die herzgewinnende Sorgfalt und Freundlichkeit nicht vergessen, mit welcher der General v. Bonin den Soldaten seiner Brigade Muth zusprach, sie tröstete und sich freute, sie bald wieder bei seinen Bataillonen zu sehen. Schon sein Erscheinen im Krankensaale brachte bei den Leidenden eine elektrische Wirkung hervor.

An diesen Stätten lernte ich die außerordentliche Beliebtheit des General v. Bonin bei den Soldaten seiner Brigade begreifen, obgleich gerade er bei Märschen und im Gefecht rücksichtslos die äußerste Anstrengung von ihnen verlangte und auf dem Schlachtfelde gar kein Mitleid zu kennen schien. Dasselbe soll auch später bei der von ihm gebildeten schleswig-holsteinschen Armee der Fall gewesen sein.

Nach der Rückkehr gab ich mir die größte Mühe, ein Fuhrwerk für die nächstfolgenden Tage zu erhalten, aber vergebens. Zurück nach Holstein, so viele ich wollte; aber auf das ungewisse „Wohin?" war kein Fuhrmann zu bewegen. In meiner Noth ging ich nun noch einmal zu dem Kommandanten Major v. Saint Paul, der mich mit seiner entgegenkommenden Bewilligung überraschte, mir einen requirirten Wagen, natürlich offen, eigentlich Leiterwagen, zu stellen und zwar umsonst und auf so lange ich wollte. Der von mir aufbewahrte schriftliche Befehl mit dem Kommandantursiegel ermächtigte mich, mir einen Wagen von dem Fuhrwerksdepot stellen zu lassen, und es war darin mein Stand und meine militärische Charge mit geschickter kalligraphischer Unleserlichkeit umgangen. Major v. Saint Paul mochte wohl aus den Einladungen bei den Generalen und aus der Aufnahme, die ich allgemein bei den Offizieren gefunden, entnommen haben, daß keine Verantwortung für eine solche besondere Vergünstigung zu fürchten war. Kurz, die Sache war in wenigen Minuten abgemacht und ich mit einer Ordonnanz stolz auf dem Wege zum Haupt-Fuhrwerksdepot, welches eine Viertelmeile von der Stadt auf dem Felde neben der Straße nach Apenrade aufgefahren war und aus einer unglaublichen Menge von Wagen aller Art bestand, welche weiterer Bestimmung harrten. Ich war so bescheiden wie möglich in meinen Ansprüchen und wählte mir einen ganz leichten Wagen mit nur einer Sitzbank, gewann mir auch sofort das Wohlwollen des ziemlich betrübt dastehenden Fuhrmanns durch ein gutes Trinkgeld, sowie durch die Aussicht

auf mehr dergleichen, wenn ich zufrieden sein würde, nahm ihn aber der Vorsicht halber gleich mit in die Stadt, wo die Pferde wenigstens während der Nacht ein besseres Unterkommen als im Freien haben sollten; denn in meinem Hotel war noch Platz im Stall, und vor allen Dingen wollte ich den Wagen nicht wieder aus den Händen lassen. So konnte ich denn den Abend ruhig am Schreibtische zubringen, mein Fortkommen am andern Tage war ja gesichert.

In der Nacht um 4 Uhr, kurz vor dem Ausmarsch der Brigade v. Bonin aus Flensburg, weckte mich Feuerruf, und richtig brannte wieder eine der Mühlen auf den umliegenden Höhen, so daß der Feuerschein weit in die See hinausstrahlte. War das Zufall? oder bewährte sich dadurch abermals der Verdacht eines Einverständnisses der Flensburger, wenigstens eines Theils derselben, mit den Dänen? Da gleichzeitig mit dem Ausmarsch der Preußen auch der Rückzug der zwischen Apenrade und Hadersleben stehenden dänischen Truppen begann, so mag die letztere Annahme wohl gegründet sein.

Ich wollte nicht mit den Truppen marschiren, die ich ja doch im Wagen bald erreichen konnte, und fuhr erst gegen 8 Uhr am Mittwoch den 28. Juni aus Flensburg, nicht ohne noch eine gute, aber freilich nicht angenehme Erfahrung mit auf den Weg zu nehmen. Als ich am offnen Fenster frühstückte, hörte ich nämlich aus denselben Häusern und Kneipen, wo am Tage meiner Ankunft nur „Schleswig-Holstein stammverwandt!“ gesungen worden war, das „Kong Kristian stod ved höien Mast“ herausklingen. Das war noch deutlicher, als die abgebrannte Mühle. War es doch fast, als wollten die Leute sich schadlos halten für den Zwang, den sie sich während der Anwesenheit der preußischen Einquartierung hatten anthun müssen; denn was hätte sie sonst veranlaßt, so früh am Morgen und in mehreren Häusern dasselbe zu singen? Nachdenklich über diese jedenfalls auffallende Demonstration verließ ich Flensburg auf der Chaussee

nach Apenrade, während die Truppen sich bei Bau versammelt hatten und nun im Korps links von der Chaussee bis Ries und Arslef marschirten, was ungefähr auf gleicher Höhe mit Apenrade nach der Mitte des Landes zu liegt. Doch kam ich nur sehr langsam vorwärts, da endloses Fuhrwerk die Chaussee bedeckte, welches erst kurz vor Apenrade links abbog, um zu den Biwaks der Truppen zu gelangen, mein Kutscher aber auch eine ausgebreitete Bekanntschaft auf dieser Route zu haben schien. An jedem, aber wirklich an jedem Hause hielt er an, hatte irgend etwas mit dem Wirthe zu sprechen, bestellte wohl zehn Mal, die Leute möchten es seinen Herrn, einen reichen Bauer bei Rendsburg, wissen lassen, daß er noch lange nicht nach Hause kommen werde, weil er „einen vornehmen Herrn aus Berlin" nach Jütland fahren müsse; die Pferde werde er aber schon in Acht nehmen, wenn nur das Futter nicht so theuer wäre. — Kurz ich brauchte zu den wenigen Meilen eine so lange Zeit, daß ich spät nachmittags in Apenrade (offene Rhede) anlangte.

Das Städtchen liegt ebenso, wie Schleswig und Flensburg, an einer Bucht, von schön bewaldeten Höhen umgeben, und war von der Avantgarde oder vielmehr einem Seiten-Detachement des vormarschirenden Korps, einem schleswig-holsteinschen Bataillon und dem von der Tannschen Freikorps, besetzt. Kurz vor der Stadt wurden wir von einem dort stehenden Posten von der Chaussee, welche am Ufer der Bucht entlang führt, herunter und in einen hinter Hügeln entlang gehenden, erst kürzlich durch den Wald gehauenen Kolonnenweg gewiesen, weil in der Bucht dänische Kanonenboote lagen, welche auf alle Truppen, Fuhrwerk u. s. w. schossen, die auf der Chaussee erschienen. Die Stadt selbst bewarfen sie nicht, wahrscheinlich um die durchaus dänisch gesinnten Einwohner zu schonen. In See und gerade vor der Bucht lag ein dänisches Kriegsschiff, dessen Dimensionen mir kolossaler erschienen, als ich je ein Schiff in See gesehen. Wahrscheinlich täuschte mich die Beleuchtung, denn auf meine

Erkundigung in Apenrade erfuhr ich, daß es durchaus nicht größer, als jedes andere Kriegsschiff sei.

In dem Städtchen selbst sah es wild aus. Die Tannschen Freischärler hatten sowohl die Zugänge zur Stadt, als die Hauptstraßen an den Knotenpunkten dermaßen verbarrikadirt, daß diese damals so beliebten Baulichkeiten wie Stockwerke von Häusern ohne Dächer aussahen. Die Freischärler schienen auch so stolz auf ihr Werk und so zuversichtlich auf dessen Widerstandsfähigkeit, daß sie wahrscheinlich sehr unsanft aus ihren Träumen geweckt worden wären, wenn die Dänen ernstlich und mit Artillerie angegriffen hätten; denn Barrikaden sind nur dann von Bedeutung, wenn die Bewohner der dahinter liegenden Häuser mit den Vertheidigern gemeinschaftliche Sache machen, und das war bei den durchaus dänisch gesinnten Einwohnern von Apenrade nicht zu erwarten. Gleich beim Einfahren in die Stadt oder vielmehr beim Betreten derselben — denn mein Wagen mußte draußen bleiben, weil seinetwegen die formidable Barrikade doch nicht weggeräumt werden konnte — hatte ich den Anblick eines Freischaren-Appells der allerungezwungensten und freiheitlichsten Art. Für ein an soldatische Ordnung gewöhntes Auge ein tolles Bild! — Es war eine Art von Klub im Freien, etwa wie der berüchtigte an der Kranzlerschen Ecke in Berlin. Kostüme à la Rinaldo Rinaldini, Hahnenfedern, struppige Bärte, Dolche und Pistolen in malerisch umgewundenen Gürteln, Kalabreserhüte, Schärpen von den vielsagendsten Farben; kurz: eine ausgeräumte Theater-Garderobe vor einer Aufführung von Schillers „Räubern". — Was eigentlich bei diesem Appell geschah, weiß ich nicht; möglich, daß schon etwas geschehen war, als ich gerade vorüber ging; im Augenblicke meiner Zuschauerschaft war es jedenfalls eine Art von bewaffneter Konversation, ein Parlament von Peripatetikern, ein Kriegsrath mit Vesperbrot. Die Pröbchen, die ich schon in Rendsburg gesehen, und der Reuige, der mich in Schleswig verlassen, entsprachen voll-

ständig dem, was ich hier im Original und in der Zusammengehörigkeit sah. — Ich sah mich überall nach dem Herrn v. S....tz um, der in Hamburg vom ersten Range aus so tapfer meine Partie genommen, fragte nach ihm; aber keiner der Herren wollte etwas von ihm wissen oder gehört haben. Man fragte mich, ob ich gekommen sei, um mich ebenfalls der Freischar anzuschließen, was ich mit gutem Gewissen verneinen konnte. Wäre das selbst meine Absicht gewesen, hier wäre mir gewiß die Lust dazu vergangen.

Ich machte nun einen Gang durch die Stadt, wo mit der von der Tannschen Freischar auch das 1. Bataillon der schleswig-holsteinschen Infanterie einquartiert war, und war nicht wenig überrascht, dem Hauptmann v. Pannewitz vom 2. Garde-Regiment zu Fuß aus Berlin als Kommandeur auf der Straße zu begegnen. Ueberraschung und, wie es schien, auch Freude waren gegenseitig, und er erzählte mir viel von seinem neuen Verhältniß. Auf sein Bataillon hatte er ein festes Vertrauen, aber von der Gemeinschaft mit der Freischar wäre er gern so bald als möglich befreit gewesen, weil das Beispiel derselben demoralisirend auf seine Leute wirke. Er hoffte, morgen an den Feind zu kommen, da seine Patrouillen die Dänen nicht weit hinter Apenrade nach Hadersleben bereits gefühlt hatten. Ich hatte also Hoffnung, wirklich kriegerischer Thätigkeit beizuwohnen, und wollte daher in Apenrade die Nacht bleiben, um morgen früh mich von hier aus dem Vormarsche gleich anschließen zu können.

Um meiner Sache indessen sicher zu sein, mußte ich vor allen Dingen mich meines Fuhrwerks vergewissern, denn es konnte mir draußen vor der Stadt abhanden kommen. Ich eilte daher wieder hinaus und fand denn auch richtig meinen Fuhrmann noch auf derselben Stelle; er hatte den Pferden Futter gegeben und erwartet, daß ich ihm Nachricht bringen würde, wo er zur Nacht mit seinem Fuhrwerk unterkommen könne, kratzte sich aber gewaltig den Kopf, als er hörte, daß jeder Zugang zur Stadt

barrikadirt sei, daher kein Wagen durch könne, er also sehen müsse, wie er sich zur Nacht im Freien einrichte. Ich für meine Person hoffte wohl, in der Stadt ein Unterkommen zu finden, würde aber jedenfalls schon mit Tagesanbruch kommen, um weiter zu fahren, hätte auch die Posten vor der Stadt und in dem nahen Walde instruirt, daß sie ein scharfes Auge auf das Fuhrwerk haben sollten. Er möge sich also nur um Gottes=willen nicht von der Stelle rühren, weil die Freischaren auf alles schössen, was sich in der Nacht rühre. In den Augen des Erschreckten las ich, daß ich mit dieser Zauberformel ihn fest an seine Stelle gebannt und gewiß sein konnte, ihn wieder zu finden. Nun ging ich in die Stadt zurück, um für mich selbst ein Unter=kommen zu suchen, und trat zuerst in ein Wirthshaus, vor dem sich eine halbbetrunkene Menge tummelte. Es war eine Schiffer=schenke, welche auch Nachtherberge gab, und ein wüstes Treiben in dem dichtbesetzten Schankzimmer. Dem Wirthe, der ein Glas Branntwein nach dem andern einschenkte, war gar nicht bei=zukommen, ihm schien jede Antwort ein Zeitverlust. Die hinter ihm in der Schenke verkehrende Wirthin sprach nur gebrochen deutsch und zwar mit dem Accent einer Russin. Ich fragte einen als quasi Kellner Herumhantirenden, was für eine Lands=männin die Wirthin sei, und richtig, es war eine Russin. So redete ich sie russisch an, um sie zu gewinnen; aber so erfreut sie war, ihre Sprache zu hören, so konnte sie mir auch nicht das kleinste Plätzchen zur Nacht einräumen, wenn ich nicht auf einer Bank in der Schenkstube vorlieb nehmen wolle; aber von Schlaf könne dann doch keine Rede sein, da der Lärm wohl die ganze Nacht dauern werde. Gesprächig klagte sie mir ihre Noth über den Krieg, der sie noch alle zu Grunde richten werde, wies mich aber nach einem Hause — ich glaube Tivoli oder einer Art Schützen= oder Gesellschaftshaus — wo ich vielleicht ein Unterkommen, wenigstens Dach und Fach finden würde.

Als ich die Schenke verließ, achtete ich erst nicht darauf,

daß mir ein außerordentlich malerisch kostümirter Freischärler folgte und sich auch dazu fand, als ich in das mir bezeichnete Haus trat, nach einem Nachtlager fragte und den Bescheid erhielt, von einem Bette könne keine Rede sein; wenn ich aber mit einer Streu in dem großen Tanzsaale zufrieden sein wolle, so könne ich da schlafen; es würden auch wohl noch mehr Leute kommen; das thue aber nichts, der Saal sei groß genug; und das war er bei der Besichtigung in der That. Auf dem Orchester ruhte eine ungeheure Baßgeige melancholisch von den Anstrengungen früherer Tanzbelustigungen anderer aus, und auch ein Paar Pauken zeigten, daß es hier sonst wohl hoch hergegangen.

So war denn der Kontrakt geschlossen, und ich wollte nun den Hauptmann v. Pannewitz aufsuchen, um wo möglich Näheres über die Disposition zum weiteren Vormarsch zu erfahren. Nun aber fiel es mir erst auf, daß jener Freischärler, der meiner Verhandlung im Tanzsaale schweigend zugehört hatte, mir auch zum Quartier des Bataillonskommandeurs folgte. Ich blieb vor dem Hause stehen, als ich hörte, daß der Hauptmann ausgegangen sei, aber bald wiederkommen werde. Der Freischärler blieb auch stehen, maß mich mit seinen Blicken, sprach mit vorübergehenden Kameraden, zeigte auf mich, so daß ich wohl aufmerksam werden mußte, mir aber vergeblich den Kopf darüber zerbrach, was die Herren an mir so sehr interessire. Ich sollte aber nicht lange in Zweifel darüber bleiben; denn als ich endlich in den Hausflur trat, um diesen aufdringlichen Blicken und Fingerzeigen zu entgehen, kamen jene über den Damm ebenfalls vor das Haus, tuschelten unter einander, aber doch nicht so leise, daß ich nicht die Worte „Russischer Spion!" verstanden hätte. Nun fiel mir allerdings die Unvorsichtigkeit ein, in jener Schenke mit der Wirthin russisch gesprochen zu haben, und ich übersah leicht, daß mir dies für die folgenden Tage manche Unannehmlichkeit bereiten könne, da ich keine andere Legitimation als jenen Fuhrwerks-Requisitionsschein des Kommandanten von

Flensburg aufzuweisen hatte. Jedenfalls hätte es bis zur Aufklärung große Weitläufigkeiten gegeben, dadurch aber mein zunächst lebhaftester Wunsch vereitelt werden können. Im Flur standen mehrere Soldaten des Bataillons v. Pannewitz, welche gesehen hatten, daß ich mit ihrem Kommandeur gesprochen, also ihm bekannt sein mußte. Schnell war mein Entschluß gefaßt, vor allen Dingen nicht in Apenrade zu bleiben, sondern mich zu den preußischen Truppen zu begeben. Da jene Herren aber mir bis hierher gefolgt waren, so ließ sich erwarten, daß sie mich auch weiter nicht aus den Augen lassen würden. Ich sagte also einem der holsteinschen Soldaten, daß mein Wagen draußen vor der Stadt stehe, ich seinem Bataillonskommandeur etwas aus meinem Gepäck schicken wolle, uud daß er daher mit mir gehen möge; ein gutes Trinkgeld solle ihm dann auch nicht fehlen. Da es nicht weit war und die Soldaten wohl annehmen konnten, daß sie ihrem Kommandeur dadurch einen Dienst erwiesen, so erklärte sich gleich einer dazu bereit und begleitete mich vor den Nasen der Männer des „Völkerfrühlings" vorüber, über die Barrikaden hinweg, bis vor das Thor, wo ich denn auch glücklich mein Fuhrwerk noch an der verabredeten Stelle fand. Natürlich suchte ich vergebens in meinem Gepäck nach dem, was ich dem Hauptmann v. Pannewitz schicken wollte, versüßte meiner Sauvegarde den Gang durch ein Trinkgeld und fuhr auf dem Kolonnenwege an der Stadt vorbei in der Richtung nach Ries und Arslef.

In dem Abschnitt: „Zwei Nächte" habe ich erzählt, was mir in der nun folgenden Nacht passirt, ich übergehe es daher hier, wo es eigentlich hergehört hätte.

Am andern Morgen orientirte ich mich erst, welchen Weg ich wohl am besten einzuschlagen hätte. Die Dänen waren abermals bis Hadersleben zurückgegangen. Dort aber, hieß es, würden sie in günstiger Position das Gefecht annehmen. Es kam also darauf an, so schnell wie möglich Hadersleben zu erreichen und dort das Terrain kennen zu lernen. Die schleswig-

holsteinschen Truppen und Freischaren, welche ich in Apenrade gesehen, sollten gerade auf Hadersleben losgehen und dort die Dänen angreifen, das Gefecht hinhalten, bis das preußische Gros links von der Landstraße dorthin, mehr nach der Mitte des Landes, in der Höhe von Hadersleben eingetroffen sei, wo die Dänen, diesmal 20 000 Mann stark, stehen sollten. Da war denn die meiste Aussicht vorwärts zu kommen, wenn ich nicht hinter den Truppen herfuhr, sondern nach rechts abbog und die Straße von Apenrade nach Hadersleben zu gewinnen suchte. Das ging aber erst, nachdem ich einige Zeit hinter den marschirenden Truppen der Garde-Brigade hergefahren war, und zwar inmitten einer großen Menge von leeren Stuhlwagen, die zur Aufnahme der zu erwartenden Verwundeten bestimmt waren. Wie gestern, gab es auch heute bei trübem Himmel einzelne Regenschauer, die aber doch den Gesang bei den marschirenden Truppen nicht zum Verstummen brachten. Endlich kam ein Weg, der nach rechts zur großen Straße führte, und nun ging es im Trabe vorwärts, denn ich kam damit aus dem endlosen Trosse heraus. Auf den Wegen, namentlich in Nähe der Dörfer, fand ich Verhaue, umgestürzte Wagen, Eggen mit den Spitzen nach oben u. s. w., welche wahrscheinlich während der Nacht die Bewegung der Kavallerie hatten hindern sollen und entweder umfahren oder weggeräumt werden mußten. Die Bewohner der Dörfer und Gehöfte waren hier schon durchweg Dänen, und kein Wort Deutsch war mehr zu hören. Hatten sich die Bauern einen Scherz mit meinem Fuhrmann gemacht, oder wollte dieser sich mit Pferdefutter versehen? kurz, wir waren plötzlich wieder vor Apenrade, allerdings auf einer andern Seite als der gestrigen. Ich mußte also gute Miene zum bösen Spiele machen und fuhr in die Stadt ein, wo die Hauptbarrikaden bereits von den Einwohnern bei Seite gebracht waren; denn die Truppen waren schon früh morgens gegen Hadersleben vorgegangen. Wie anders sah die Stadt schon

gegen gestern aus. Keine Spur mehr von einer sogenannten deutschen oder schleswig-holsteinschen Fahne; überall hörte man nur dänisch sprechen und sah finstere Gesichter, während gestern bei Anwesenheit der Truppen die Leute sich bemüht hatten, freundlich auszusehen.

Mein Fuhrmann kaufte Hafer und Heu, und ich machte zufällig die Bekanntschaft eines Herrn oder Barons v. Liliencron, der als Verpflegungskommissar von Seiten der schleswig-holsteinschen Regierung den Truppen nachgesendet worden war. Sonderbare Gerüchte waren in Apenrade verbreitet, 10 000 Mann Schweden sollten hinter Hadersleben gelandet sein, um den Dänen beizustehen; — nein, keine Schweden, aber 20 000 Mann Russen; denn gestern habe man hier schon russische Beamte gesehen, die hätten Quartier machen oder spioniren wollen. Ueber diese letztere Version konnte ich Herrn v. Liliencron aufklären, indem ich ihm meine Unterhaltung mit jener Schankwirthin erzählte. Die Bekanntschaft war dadurch bald gemacht, und wir fuhren nun zusammen auf dem Wege nach Hadersleben. Herr v. Liliencron glaubte mit Bestimmtheit, daß es heute oder spätestens morgen zu einem entscheidenden Gefechte kommen müsse, und hatte dafür am Sitze der damaligen Regierung des Landes so viele politische Gründe und Nothwendigkeiten gehört, daß es in der That ganz wahrscheinlich klang, meine Erwartung sich also nur noch um so höher spannte.

Von Apenrade an hörte übrigens die Chaussee auf, und die dort überall vortrefflichen Landwege waren mit häuserhohen Knicks (Hecken) eingefaßt, so daß man stundenlang wie in einem grünen Hohlwege fuhr und nicht das Geringste von den Feldern links und rechts neben sich sehen konnte. Wieder stießen wir auf eine jeden Augenblick stockende, endlose Proviantkolonne, die den Befehl hatte, sofort anzuhalten, sobald sie vor sich schießen hören werde. Der erste Wagen scheint von sehr leise hörenden Mannschaften eskortirt gewesen zu sein; denn alle Augenblicke ruckte es in der

ganzen unabsehbaren Wagenkolonne, und da der Weg so eng war, daß man an den breit aufgethürmten Stroh- und Heuwagen gar nicht vorüber konnte, so gab es eine ungemein peinliche Fahrt. Endlich fiel wirklich ein Kanonenschuß, allerdings noch in bedeutender Entfernung, und sogleich mußten alle Wagen halten, auf die eine Seite des Weges so dicht wie möglich heranfahren, damit wenigstens ein Theil desselben für etwa vorbeimarschirende Truppen frei blieb, und nun konnte ich endlich rasch vorwärts, verabschiedete mich bei Herrn v. Liliencron, dessen Unterhaltung ich bis dahin sehr interessante Aufschlüsse über die inneren Verhältnisse der schleswig-holsteinschen Bewegung verdankte — freilich nicht sehr vertrauenerweckender Natur — und kam nach einer Viertelstunde eiligen Fahrens auf die Höhe, von welcher herab sich plötzlich, eben so wie Schleswig, Flensburg und Apenrade, das Städtchen Hadersleben zeigt. Mit dem Blick auf die Stadt hatte ich aber auch zugleich eine vollständige Uebersicht des noch im vollen Gange befindlichen Gefechtes, dessen aufwirbelnde Dampfwolken weit über das Feld hinzogen.

Hadersleben liegt amphitheatralisch an einem sanft aufsteigenden Hügel, an dessen Fuße ein kleiner See liegt und ein Fluß dem kleinen Belt zuströmt. Der Wasserlauf mit einem darüber hinführenden Damm und einer daran liegenden Mühle war der Gegenstand des Kampfes. Jenseits, in der Stadt und den Fluß entlang, die Dänen; diesseits ein Bataillon schleswig-holsteinischer Jäger im Schützengefecht; unmittelbar an der Höhe, auf welcher ich erschien, als Gros eine Brigade schleswig-holsteinscher Infanterie und Geschütze, jeden Augenblick bereit, in das Gefecht einzugreifen. Es waren dieselben Truppen, welche am Abende vorher in und bei Apenrade gelegen, und sie hatten denselben Weg gemacht, den ich eben zurückgelegt. Auf der Höhe, wo jetzt mein Wagen hielt und mich erwarten sollte, da ich nun zu Fuß weiter vor wollte, hatten die Dänen am Morgen gestanden und waren durch einen kräftigen Angriff der Deutschen

bis in die Stadt zurückgeworfen, von wo sie aber, gut gedeckt, das Gefecht fortsetzten. Den ersten Angriff hatten die schleswig-holsteinschen Jäger, und zwar mit der 1. Kompagnie unter dem Lieutenant v. Schöning und mit der 3. Kompagnie unter dem Lieutenant v. Sandrart — beides preußische Offiziere — gemacht, sich mit großer Bravour schon beim Debouchiren aus Mastrupp und Grodebull auf gegenüberstehende dänische Jäger gestürzt und diese in zwei Anläufen über das Feld weg, den Berg hinunter und bis in die diesseits des Wassers liegenden Häuser getrieben, welche noch von den Dänen besetzt waren, als ich eintraf. Diese Häuser bildeten eine kleine Vorstadt, welche jener Damm aber mit der eigentlichen, jenseits des Wassers liegenden Stadt verbindet. Von meiner Höhe den Weg herabeilend, konnte ich deutlich sehen, wie die Schleswig-Holsteiner eifrig beschäftigt waren, die Wände der Häuser von hinten zu durchschlagen, dann sich im Innern vertheilten, Schießlöcher schlugen, Dachziegel abhoben, um die Büchsen hindurchstecken zu können, so daß von beiden Seiten des Wassers das Feuer sehr lebhaft war.

Endlich verließen die Dänen auch das letzte Haus der Vorstadt, liefen über den Damm zurück und steckten einige der jenseits liegenden Häuser an, um den Deutschen das Nachdringen über den Damm zu verwehren. Ich ging so nahe heran, bis ich die erste Kugel aus der Stadt in der Luft neben mir pfeifen hörte; dann legte ich mich in den Graben am Wege nieder und sah über den erhöhten Rand desselben dem Gefechte zu. Verwundete wurden vorbeigefahren, unter ihnen Lieutenant v. Sandrart, der einen Schuß durch beide Beine bekommen hatte und scheinbar besinnungslos unter einem Mantel lang ausgestreckt im Wagen lag, während vorn beim Fuhrmann ein Jäger saß, dessen zerschmetterte Hand über den Wagen herabhing und den ganzen Weg mit Blutspuren färbte. Auch einige dänische Gefangene wurden den Weg von Hadersleben her transportirt, und da einer von ihnen plötzlich zusammenfiel und nicht weiter konnte, obgleich

keine Blutspuren eine Verwundung andeuteten — wahrscheinlich war er nur durch eine Kontusion betäubt — so hielt der Gefangenentransport in meiner Nähe an, und ich hatte Muße genug, mir die Dänen anzusehen, die übrigens noch ihre Patronen in der Patrontasche hatten und sie hier erst von sich werfen mußten. Ich hob eine derselben auf. Sie war eigenthümlich abgewürgt und hatte statt einer Kugel zwei starke Rehposten, deren Wirksamkeit ich gleich näher kennen lernen sollte; denn da ich sah, daß kein Däne mehr diesseits war und die Schleswig-Holsteiner sich hinter den Häusern sammelten, als wollten sie im Sturm über den Damm in die Stadt dringen, ging ich noch weiter vor und deckte mich wieder hinter einem Graben des Weges. Gleich darauf machte auch die Infanterie von der Höhe eine Bewegung vorwärts, als wollte sie den Sturm unterstützen. Da schlugen — klatsch! klatsch! — Kugeln in die Bäume, welche neben mir den Weg einfaßten, und dicht vor meinem Kopfe fuhr plötzlich Staub und Erde in die Höhe, und derselbe Klatsch! aber dumpfer, tönte kaum einen Fuß von mir aus dem Erdaufwurfe, hinter dem ich lag. Offenbar galten diese Kugeln der hinten sich nähernden Infanterie.

Da war ich denn in eine eigenthümliche Situation gerathen, und sie hätte sich noch verschlimmert, wenn nun auch jene Infanterie ihr Feuer über mich hinweg nach der Stadt eröffnet hätte. Wäre ich aufgestanden und hinter die anmarschirenden Truppen zurückgegangen, so hätte ich meine Promenade gerade in bequemster Zielhöhe für beide Theile gemacht; — ich legte mich also der Länge nach in den Graben und wartete der Dinge, die da kommen würden. Sie kamen auch, aber in Gestalt des Prinzen von Noer, der mit seinem Adjutanten, dem Lieutenant v. Schimmelmann vom preußischen 1. Garde-Regiment zu Fuß, den Weg langsam herauf ritt und das Gefecht überhaupt abbrechen ließ, da er, wie ich später hörte, nur den Befehl hatte, die Dänen in Hadersleben zu beschäftigen, sie aber nicht aus

ihrer Stellung zu vertreiben. Jenes Sammeln der Scharfschützen hinter den Häusern war nur geschehen, um sie aus den Häusern heraus zu bringen, von wo sie fortwährend auf die Dänen drüben schossen, und so ging denn auch die heranmarschirte Infanterie wieder den Weg zurück hinter eine deckende Erhöhung.

Von dem Lieutenant v. Schimmelmann, später Flügeladjutanten des Prinzen Regenten und Königs Wilhelm (1863 Kommandeur des Niederrheinischen Füsilier-Regiments Nr. 39), erfuhr ich, daß hier und für heute das Gefecht jedenfalls vorüber sei, daß dagegen morgen vorwärts Aurithlund und Jerstall in der Richtung nach Christiansfelde mit Gewißheit ein bedeutendes Gefecht zu erwarten sei, weil die Dänen in diesem Augenblick mit ihrer Hauptmacht noch bei Skrydstrupp ständen. So war denn mein Drängen, etwas Entscheidendem beizuwohnen, wieder vergeblich gewesen und mein Entschluß rasch gefaßt, zu den preußischen Truppen hinüber zu eilen, die jetzt auf gleicher Höhe von Hadersleben ein bis zwei Meilen landeinwärts angekommen sein mußten. Auch die Dänen drüben schienen zu merken, daß es mit dem Angriff auf Hadersleben nicht besonders ernsthaft gemeint sei; denn ihre Artillerie feuerte gar nicht mehr, und ein dänisches Bataillon, welches in rascher Bewegung auf den jenseits liegenden Höhen sich zeigte und, wie es schien, der Stadt zu Hülfe eilen wollte, machte plötzlich Halt, kehrte um und verschwand hinter den Höhen.

Meinen Platz wollte ich aber doch nicht ohne ein Andenken verlassen; so wühlte ich denn an der Stelle in der Erde des Grabenrandes, wo ich jenen verdächtigen Klatsch dicht vor meinen Augen gehört, und siehe da, — ich fand zwei eben solche Rehposten, wie ich sie in den Patronen der dänischen Gefangenen gesehen. Ein paar Zoll höher, und ich wäre alles Memoirenschreibens überhoben gewesen! — Jetzt ließen sich die kleinen Dinger so friedlich einstecken! Natürlich nahm ich sie mit und habe sie lange als Andenken bei mir getragen, bis eheliche Be-

sorgniß sie beseitigt, weil — sie doch vielleicht noch einmal losgehen könnten.

Mit Erstaunen hatte ich übrigens während des Gefechts die Bewohner einiger, die Höhe hinauf gelegenen Häuser ganz gleichgültig, und als ob sie das gar nichts anginge, die Frauen selbst mit Kindern auf den Armen, bemerkt, wie sie dem Gefechte zusahen; ja hinter einem Heuschober, in Flintenschuß-Entfernung von den Häusern der Vorstadt, war ein Mann beschäftigt, eine auf dem Felde weidende Kuh zu melken! Daß im Kriege und fast unmittelbar hinter dem Soutien einer Tirailleurlinie überhaupt Kühe noch auf dem Felde sind, ist erfahrungsmäßig eine Seltenheit; daß eine solche aber gemelkt wird, während man sich vorn sehr ernstlich herumschießt, das war denn doch mehr als naiv, bestätigte aber aufs neue die unglaubliche Theilnahmlosigkeit, mit welcher die Bevölkerung, namentlich in Nord-Schleswig, diesem Kriegsspuk zusah.

Meinen Fuhrmann fand ich in sehr vorsichtiger Entfernung zurückgefahren und froh, daß ich nun wieder da sei. Als er die Verwundeten gesehen, war er rasch mit seinem Fuhrwerk hinter einen Busch gefahren, um nicht nach Feldgebrauch sofort für das Fahren der Blessirten bis ins Lazareth requirirt zu werden. Er selbst aber hatte sich mitten auf den Weg gestellt, um mir zu winken, wenn ich zurückkommen würde. Wieder gab es ein Trinkgeld, und wieder vermehrte sich sein guter Wille. Noch ein Blick von der Höhe auf das reizend liegende Hadersleben, wo jetzt alles ruhig geworden war, und rasch ging es rechts vom Wege ab in das Land hinein, über Mastrupp, Ustrupp und Wittstedt, von einem Ort und Weiler zum andern mit Fragen nach dem Wege, nach Aurithlund und Ober- und Nieder-Jerstall, wo die Truppen des Gros zur Nacht biwakiren sollten.

Hinter einem der genannten Orte begegnete ich den absuchenden Patrouillen eines oldenburgischen Bataillons, welches

den äußersten rechten Flügel des vormarschirenden Gros bildete und den Auftrag hatte, Fühlung mit den gegen Hadersleben vorgegangenen Truppen zu suchen. Je ernster und sorgfältiger diese Patrouillen ihren Rekognoszirungsdienst verrichteten, vorsichtig von einem Baum zum andern sprangen, gebückt in den Gräben vorkrochen und nicht eher weiter gingen, ehe nicht links und rechts neben ihnen jedes Gebüsch abgesucht war, desto komischer wirkte diese Voraussetzung einer Gefahr auf mich, da ich ja wußte, daß wenigstens auf anderthalb Meilen Weges hin kein Feind zu sehen war. Die äußersten Spitzen der Schleichpatrouillen und sogar eine ganze Schützenkette, die ihnen mit denselben Sicherheitsmaßregeln, kriechend, springend, sich deckend folgte, ließen mich ungehindert und ungefragt durch. Ein Offizier aber, der mit dem Soutien folgte, erkundigte sich bei mir, ob der Feind noch weit entfernt stehe. Ich erzählte, was ich gesehen, die Aeußerung des Lieutenant v. Schimmelmann und konnte mit gutem Gewissen berichten, daß bis Hadersleben keine Spur von Dänen zu entdecken sei. Anfangs wollte der Offizier mir keinen Glauben schenken, weil am Vormittage jedenfalls noch Dänen in dieser Gegend gewesen waren, das bewiesen die Biwaksplätze für Feldwachen, denen auch ich begegnet war, und die ja so leicht zu erkennen sind. Als ich aber nach und nach alles auskramte, was ich gesehen, auch die Karte hervorholte und so strategisch wie möglich demonstrirte, faßte der Offizier Vertrauen und dirigirte mich nun auch seinerseits auf Jerstall, wo General v. Bonin mit der Linien-Brigade im Biwak liegen sollte. Gegen Abend kam ich an, nachdem ich noch weiter an Oldenburgern, dann an Mecklenburgern und Hannoveranern vorüber gekommen war.

Der Weg von Hadersleben bis Jerstall sollte noch eine besondere Bedeutung für mich gewinnen, ja für meine nächste Lebenszeit gewissermaßen entscheidend werden; denn hier war es, wo ich den festen Entschluß faßte, sofort nach meiner Rückkehr

in die Heimat, neben meinem „Soldatenfreunde" für den Unteroffizier und den gemeinen Mann, auch eine Zeitschrift für die Offiziere zu gründen. Es ist eine peinliche Erinnerung, diese Veranlassung zu dem Entschlusse, dessen Ausführung ich sechs Jahre meines Lebens unter Arbeit und Opfern aller Art widmete; aber in diesen Aufzeichnungen darf ich auch das Peinliche nicht abweisen. Auf dem Wege war ich nämlich bald hinter Hadersleben mehreren Offizieren begegnet, von denen ich einige kannte, alle aber mich, wenn auch bis dahin nicht von Person, kannten. Die Armee, welcher diese Offiziere angehörten, will ich nicht nennen, noch weniger die Namen derer, die ich kannte. Was mich schon in Flensburg am Hafen im Gespräch mit Offizieren so unangenehm berührt, jene Hauptquartier-Kritik, von deren einschneidender Schärfe ich bis dahin keine Ahnung gehabt, das hörte ich diesmal auf dem Felde der Politik und in einem Tone, als hätten die Armeen nicht mehr die Aufgabe, dem allgemeinen Revolutionsschwindel entgegen zu treten, sondern sich wo möglich an die Spitze des beliebten Fortschritts zu stellen. Ich wußte nicht mehr, ob ich träumte oder wachte; aber das fühlte ich mit furchtbarer Schwere, diesem Geiste mußte entgegengetreten werden, wenn nicht alles, auch die letzte Stütze zusammenbrechen sollte. Also war doch der Geist der Zeit und noch mehr die Ereignisse der letzten Zeit nicht ohne Eindruck auch an dem Offizierstande vorübergegangen! Allerdings habe ich mich später überzeugt, daß auf dergleichen Meinungsäußerungen nichts zu geben ist, daß die That doch eine ganz andere ist, als das Wort sie vermuthen läßt; nichtsdestoweniger war der Eindruck, den ich damals und auf diesem Wege zwischen Hadersleben und Jerstall empfing, so niederbeugender Art, daß er mir während meines ganzen noch übrigen Lebens im Gedächtniß bleiben wird. In dem Abschnitt „Die Wehrzeitung" denke ich mehr von diesem Augenblicke — jedenfalls ihrer geistigen Geburtsstunde — zu sprechen, und habe ich auf dem Gedenkblatte, welches alle Mit-

arbeiter bei dem Aufhören jener Zeitung empfingen, diese Geburtsstunde mit ihrer Staffage abbilden lassen.*)

Als ich an die Häuser von Jerstall kam, ritt eben der General v. Wrangel mit dem Prinzen Adalbert von Preußen nordwärts gegen Torninger Mühle aus dem Biwak in das Feld, um das Terrain zu rekognosziren, da man fest glaubte, den Feind nahe vor sich zu haben, und daher für den nächsten Tag auf ein ernstes Zusammentreffen mit demselben zählte. Hatte doch am Nachmittage ein Scharmützel zwischen einem Detachement Husaren vom damaligen 3. Regiment, jetzt Zietenschen Husaren, und dänischen Dragonern bei Skrydstrupp stattgefunden, dessen Hergang und Details ich dann gleich in der ersten Nummer der Zeitschrift erzählte, welche kaum vierzehn Tage später in Potsdam zu erscheinen begann. — Ich kam hier zum ersten Male in ein wirkliches Kriegsbiwak und hatte mein Fuhrwerk bald bei den Truppen des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments untergebracht, ein vortreffliches Mittel, meinen wenig kriegslustigen Fuhrmann auch am andern Morgen wiederzufinden; denn seitdem er unfreiwillig dem Gefechte bei Hadersleben zugesehen und sogar Verwundete bei ihm vorbeigefahren worden waren, hatte er mich wiederholt gefragt, ob wir denn noch nicht bald wieder nach Flensburg zurückfahren würden. Nachdem ich mich so meines Wagens für den morgenden Tag versichert, ging ich durch alle Biwaks, so weit ich reichen konnte, und kam erst mit dem Dunkelwerden nach Jerstall zurück, keinem Dorfe, sondern nur

*) Mehrfach wird von dem Verfasser in diesem Memoirenwerk auf Abschnitte verwiesen, die in demselben fehlen; und dennoch hat er alles, was er zur Herausgabe nach seinem Tode bestimmte, in die hier erscheinenden drei Bände selbst zusammengestellt. Bei der umfangreichen literarischen Thätigkeit des Verfassers ist es leicht erklärlich, daß er manche Aufsätze bereits zu Lebzeiten in Zeitschriften veröffentlicht, manche in einen andern Zusammenhang eingearbeitet und manche ausgeschieden hat, ohne dann auch die entsprechende Hinweisung auf dieselben in seinen Memoiren zu tilgen.



einem Weiler, der aus wenigen Häusern besteht. An einem derselben traf ich mit dem General v. Bonin zusammen, der sich freute, mich pünktlich auf dem Rendezvous zu sehen, und mir bei sich ein Unterkommen für die Nacht anbot. Besser hätte es sich gar nicht treffen können, und da ja in Jütland noch genug Biwaks in Aussicht standen, so nahm ich dankbar an und brachte den Abend mit dem General und dem später erschossenen Hauptmann v. Delius zu.

General v. Bonin war voller Zuversicht, daß es morgen zu etwas Entscheidendem kommen müsse; Hauptmann v. Delius schüttelte aber immer den Kopf und behauptete, die Dänen müßten ihren Vortheil schlecht verstehen, wenn sie nicht bis Kolding oder Friedericia auswichen und sich nach einem andern Theile Schleswigs oder selbst Holsteins einschifften, wohin man ihnen zu Lande nicht so schnell folgen könne. So interessant das Gespräch war, früher als ich wünschte, mußte es abgebrochen werden, da morgen schon um 3 Uhr aus dem Biwak abgerückt werden sollte. Die Nacht brachte ich in einer eigenthümlichen Bettstatt zu. Eine in das obere Stockwerk des Hauses führende Treppe war dazu benutzt, um in dem engen Dreieck unter derselben eine Art von Koje einzurichten. Auf einer Schiebelade, ungefähr wie ein Kommodenkasten, lag eine Matratze; dahinein mußte man klettern, aber es schlief sich ganz sanft darin.

Natürlich war am 30. morgens 3 Uhr alles schon munter. Der General ließ mich an einem appetitlichen Kaffee theilnehmen, den seine Bedienung bereitet, wobei er die Meldung erhielt, daß die Patrouillen während der Nacht noch in Fühlung mit dem Feinde geblieben seien und dieser also wahrscheinlich dem Anmarsche standhalten werde. Um nicht indiskret zu sein, verließ ich das Zimmer, als diese Meldungen begannen; ich suchte ein Gartenhaus auf, welches ich in Form einer ganz geschlossenen Bude von Brettern am Abende vorher noch bemerkt. Aber es war nichts mehr von einer Bude zu sehen. Alle Bretter der

Seitenwände und des Daches waren wahrscheinlich während der Nacht in irgend ein Wachtfeuer der nahen Biwaks gewandert, und man sah nur noch die vier Stiele an den Ecken, zwischen ihnen aber zwei Bänke schwebend über dem Erdboden. Trotz des wenig einladenden Ruhepunkts ließ ich mich beobachtenderweise doch nieder, und war kaum dort installirt, als der General aus dem Hause kam, mich lachend sitzen sah und sich ohne alle Umstände neben mich setzte. Schon begannen die Truppen aus den Biwaks abzurücken, namentlich zog das 2. Kürassier-Regiment (Königin) bereits an dem Hause vorüber. Jedenfalls war die Gelegenheit günstig, den General um Rath zu bitten, welchen Weg ich einschlagen, welchem Truppentheile ich mich anschließen solle, um heute nichts zu versäumen. — So erhielt ich denn den Rath, über Hadersleben auf Christiansfelde zu fahren, wo ich von dem Trainfuhrwerk nicht so gehindert werden würde. Vor Christiansfelde würde ich dann schon Kanonenschüsse hören und möge ihrem Schalle folgen. Eine bessere Anweisung könne er mir nicht geben. Ich verlangte auch keine bessere; denn so viel hatte ich schon gelernt, daß man sich auch an die beste nicht binden kann und alles von gutem Glück abhängt.

Erst suchte ich nun mein Fuhrwerk, dem es ganz gut ergangen war, und sah dann den Abmarsch des ganzen Korps aus den Biwaks nordwärts mit an, ein unvergeßliches Schauspiel! Mit welchem Jubel und mit welcher Zuversicht zogen diese vortrefflichen Truppen dem Feinde entgegen. Hier sang ein Bataillon: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ — dort ein Kavallerie-Regiment: „Prinz von Preußen, edler Ritter!“ — oder: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ — und endlich das wehmüthige: „Morgenroth! Morgenroth!“ —

„Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!“ —

Der Athem wurde mir kurz, als ich Regiment auf Regiment so an mir vorüberziehen sah. Ja! hier war noch Preußen,

das alte Preußen, wie ich es seit meiner Jugend gekannt; in der Heimat war es nicht mehr, dort herrschte eine wilde Demagogie, dort wurde das Zeughaus beraubt, der König beleidigt! — Warum ließ er sich beleidigen, wenn solche Truppen bereit sind, für ihn in den Tod zu gehen? —

Warum? Warum? Aber freilich, so könnte man noch nach dem Warum vieler anderen Dinge fragen. — Weg mit dem trüben Bilde! —

Erst als alle vorüber waren — eine Raketen-Batterie machte den Schluß — schlug ich denselben Weg nach Hadersleben ein, den ich gestern von dort zurückgelegt, und kam ungefähr um 8 Uhr früh dort an. Unterwegs keine Spur von Soldaten, nicht einmal Fuhrwerk mit Proviant und Fourage. Bei den Häusern vor dem Damm, der in die Stadt führt, keine Seele, über den Damm hinüber rauchten die Trümmer der gestern beim Gefecht niedergebrannten Häuser noch, auch Blutspuren zeigten sich, unter einem Schuppen saßen gefangene dänische Soldaten, in der Hauptstraße der Stadt selbst herrschte ein reges Leben in sonderbarem Kontrast mit der Stille und anscheinend sorglosen Ruhe, die vor der Stadt mir aufgefallen war. Die Dänen waren in der Nacht ganz unbemerkt abgezogen, hatten die Räder der Geschütze mit Stroh umwickelt, den Pferden wollene Lappen um die Hufe gebunden, so daß die Schleswig-Holsteiner nicht das Geringste von diesem Abzuge gemerkt und, erst durch die Einwohner unterrichtet, die Stadt ohne jeden Widerstand besetzt hatten. Die Infanterie und die Artillerie war dann gleich weitermarschirt, ein Theil des von der Tannschen Freikorps aber in Hadersleben zurückgeblieben, und ich fand diese Herren als beati possidentes, großen Lärm vollführend. Sie holten aus den Häusern der hier ganz dänisch gesinnten Einwohner Danebrog-Fahnen und Flaggen heraus und trugen sie, von grölenden Schuljungen begleitet, triumphirend durch die Straßen oder eigentlich die Straße, denn alle diese Städte und

Städtchen an der Ostküste Schleswigs haben eigentlich nur eine Straße.

Während mein Fuhrmann Futter für seine Pferde aufzutreiben suchte, ging ich in ein Gasthaus, wo lebhafter Verkehr zu herrschen schien und, wie ich mich drinnen überzeugte, auch wirklich herrschte; denn die Vermögenden unter der Freischar thaten sich hier gütlich. Auch ein junger, sehr hübscher bayerischer Offizier — wenn ich nicht irre, wurde mir sein Name Aldosser genannt — verkehrte hier. Es wurde heftige Beschwerde geführt, daß die regulären Truppen, ja sogar die eben erst gebildeten schleswig-holsteinschen, offenbar nichts mit den Freischaren zu thun haben wollten und die Kommandeurs derselben ihre Abneigung dadurch zeigten, daß sie den Freischaren immer Seitenexpeditionen anwiesen, so daß sie eigentlich nie an einem bedeutenden Gefechte Antheil nehmen könnten. Auch heute hatte man sie in Hadersleben zurückgelassen, obwohl man doch wisse, daß es zu einer Schlacht kommen werde, und ihnen nur den Auftrag zugetheilt, rechts nach der Ostseeküste hin den äußersten Flügel abzusuchen und zu decken. Ein junger Mann in äußerst malerischem Kostüm tobte besonders, weil ein preußischer Offizier ihn mit einer Antwort abgefertigt, die er nicht einmal übel nehmen konnte, obgleich er ihren Sinn sehr wohl verstand. Er hatte gemeint: „Sehen Sie, meine Herren, wir dürfen Sie nicht zu sehr exponiren; denn wir rechnen sehr stark darauf, daß wir bei den bevorstehenden Verlusten an Offizieren unsere Offizierkorps aus den Freischaren ergänzen. — Wir müssen daher dafür sorgen, daß Sie uns durch Ihren Muth und Ihre Todesverachtung nicht zu früh todtgeschossen werden!“ — Kurz, die Unzufriedenheit unter den Herren war sehr groß, namentlich auch deswegen, weil sie gestern an dem Gefechte vor Hadersleben nicht hatten theilnehmen können.

Anscheinend nur mit meinem Frühstück beschäftigt, beobachtete ich doch sehr genau, mischte mich aber nicht in das Gespräch,

weil ich fürchten mußte, dann auch sofort in Streit zu gerathen. Ein junger, sehr sorgfältig gekleideter Mann, der indessen offenbar nicht zur Freischar gehörte, saß, wie ich, schweigsam. Ein trüber Ausdruck in seinem schönen, jugendlichen Gesichte zog mich unwillkürlich an. Eine kleine, weiße Hand mit sehr gepflegten Nägeln verrieth den jungen Mann höheren Standes, und je lauter an dem langen Tische gelärmt und gegen alle und alles gewettert wurde, je mehr die nichts weniger als gefälligen Manieren einiger jener Freiheitskämpfer zum Vorschein kamen, desto trüber wurde der Ausdruck seines Gesichts. Als der Kellner kam und ihm sagte, es sei durchaus kein Pferd zu haben, fragte ich, wohin er wolle. — „Zur Armee!“ antwortete er, und so war die Bekanntschaft mit dem Anerbieten eines Platzes in meinem Wagen leicht angeknüpft. Ich sagte ihm aber im voraus, daß ich mich an nichts binden könne, und wenn er mit mir fahren wolle, er auch alles mit mir durchmachen müsse. Gern ging er darauf ein, und so fuhren wir denn bald zusammen ab. Es war ein Enttäuschter. Voller Enthusiasmus für den „Völkerfrühling“ hatte er die Universität verlassen, um sich in den Kampf zu stürzen, hatte Begeisterndes von den romantischen Thaten der Freischaren gehört und war in Apenrade zu denselben gestoßen; aber zwei Tage hatten hingereicht, um ihm, dem verwöhnten, feingebildeten Aristokraten, die Gesellschaft zu verleiden. Jetzt wollte er ins Gefecht, dem ersten besten Bataillon sich anschließen und Heldenthaten verrichten. — Es war mir interessant und zugleich schmerzlich, eine offenbar edle Natur in vollständiger Verranntheit der Zeit mit sich selbst kämpfen zu sehen. In Christiansfelde verließ er mich, und ich habe ihn nie wieder getroffen.

Von Hadersleben aus begann auch sofort wieder der Kampf mit dem endlosen Wagentroß, welcher der Armee Proviant und Stroh in ungeheuren Quantitäten nachführte. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten wir, ob nicht bald ein Kanonenschuß

fallen werde; denn da es heute morgen geheißen, die Dänen würden standhalten, so mußten unsere Truppen ja längst an sie herangekommen sein. Nichts und immer nichts, auch keine Nachricht irgend einer Art, weder in den Häusern am Wege, noch durch jemand, der vom Kampfplatze rückwärts eilte. Endlich, noch eine halbe Stunde von Christiansfelde entfernt, hielt der Troß, und mein Wagen konnte nun ungehindert dem Städtchen zueilen.

Schon vor demselben sahen wir preußische Kavallerie über den Weg nach rechts traben — offenbar eine Rekognoszirung — und als wir ungehindert, von niemandem gefragt oder aufgehalten, in das Städtchen einfuhren, fanden wir das ganze preußische Hauptquartier bereits dort eingerückt. Wieder waren die Dänen abgezogen, hatten sogar Kolding schon erreicht und wollten sich dort und in Friedericia einschiffen, jedenfalls also kein Gefecht annehmen.

Unsere Truppen lagen jenseits Christiansfelde schon wieder im Freilager, während in der Stadt für das Hauptquartier und sämmtliche Stäbe Quartier gemacht war, und zwar in denselben Häusern, in denen am Morgen noch die dänischen Stäbe gelegen. So viele Offiziere ich anredete, so wenig Tröstliches hörte ich für meine Wünsche, endlich sogar, daß die Dänen auf Alsen und von den Inseln sich den Marsch der Preußen nach Jütland zu Nutze gemacht und mit bedeutenden Kräften auf der Halbinsel Sundewitt gelandet waren, um womöglich Flensburg und Schleswig in unserem Rücken wieder zu gewinnen. Es war ein wunderschöner Tag, und das Städtchen, eine Kolonie der mährischen Brüder, regelmäßig gebaut, sauber, wohlhäbig, machte einen ungemein freundlichen Eindruck; aber meine Stimmung war eine so trübe, daß ich beschloß, sofort umzukehren und nach Hause zu reisen. Ich hatte nun genug gesehen und gehört, um zu wissen, daß ich hier weder etwas nutzen, noch selbst einen Nutzen von längerem Aufenthalte haben könne. Gesammelt hatte

ich genug, um Interessantes im „Soldatenfreund" bringen zu können, und die Idee einer neben dem „Soldatenfreund" herauszugebenden größeren militärischen Zeitschrift ließ mir seit gestern keinen Augenblick Ruhe.

Mein Reisegefährte war mir sofort nach dem Einfahren in Christiansfelde abhanden gekommen, und mit meinem Fuhrmann bedurfte es keines langen Kapitulirens; denn als er hörte, es solle nun zurück und zwar bis Rendsburg gehen, kannte er weder Futtermangel noch Müdigkeit der Pferde. So ging es denn nach einem sehr animirten Diner mit preußischen Offizieren noch am Nachmittage zurück bis Hadersleben, ja mein Fuhrmann glaubte Apenrade noch erreichen zu können; aber als wir bis zu dem großen Dorfe Loit gekommen, versagten die Pferde den Dienst, und da ich auch keine Neigung hatte, in Apenrade für einen russischen Spion gehalten zu werden, so suchten wir ein Unterkommen; denn die Pferde hatten nun mehrere Nächte im Freien zugebracht, und ich bedurfte ihrer ja noch bis Rendsburg. Aber niemand wollte uns aufnehmen. Das Dorf war durchaus dänisch, und schon machte mein Fuhrmann bedenkliche Gesichter, daß man uns vielleicht während der Nacht todtschlagen könne, da er aus den Aeußerungen der Bauern wohl höre, daß hier die Deutschen erschrecklich verhaßt seien.

So entschloß ich mich denn, an dem sehr ansehnlichen Pfarrhause vorzufahren und um Gastfreundschaft zu bitten. Die Ruhe dieser Pfarrwohnung — einem großen deutschen Gutsgehöfte gleichend — kontrastirte seltsam mit der unruhigen Bewegung eines Hauptquartiers, wie ich es in Christiansfelde verlassen. Der Pfarrer empfing mich freundlich und führte mich selbst in ein vollständig vorbereitetes Gastzimmer, hörte gern die Nachrichten, die ich ihm von den vorgegangenen Truppen aus erster Hand bringen konnte, und leistete mir bis zum Zubettegehen die angenehmste Gesellschaft. Seine Unterhaltung wird mir unvergeßlich sein. Er beurtheilte die Dinge mit einer Objektivität,

die mich in Erstaunen setzte, namentlich aber mit einer Kenntniß und Klarheit, die mich viele Anschauungen, die ich mitgebracht und auch in der Sphäre, in der ich mich bis dahin bewegt, nicht hatte verlieren können, gewaltig modifiziren ließ.

Ich schreibe diese Erinnerungen im Februar 1864, wo der Kampf in jenem so lange ruhigen Lande wüthet, und denke mit hoher Achtung an das zurück, was mir damals der Pfarrer von Loit gesagt. Wenn andere erst nach meinem Tode diese Zeilen lesen, wird wohl die Geschichte schon ihr Urtheil festgestellt haben, und so brauche ich hier nicht niederzuschreiben, was ich an jenem Abende hörte. In diesem Augenblick, wo wieder preußisches Blut für Schleswig-Holstein fließt, widersteht es wenigstens meinem Gefühl, die Erinnerung an Loit und seinen vortrefflichen Pfarrherrn zu lebhaft werden zu lassen. —

Von dort ging es über Apenrade, Flensburg und Schleswig zurück nach Rendsburg, von wo ich in einem Tage bis Potsdam gelangte. Unterwegs hatte ich fast für nichts Sinn, als die Umgestaltung des „Soldatenfreundes" aus einer Wochen- in eine Monatsschrift und die baldige Gründung einer größeren militärischen Zeitschrift, für die ich das Geschäftliche nach allen Seiten hin überlegte. Sobald ich wieder bei meiner Familie eingetroffen, ging ich auch nach Sanssouci zum General v. Rauch, erzählte ihm von meinen Erlebnissen und Plänen, und wurde zu meiner Ueberraschung zwei Tage nachher von ihm nach Sanssouci bestellt, wo er mich Seiner Majestät vorstellte und mich erzählen ließ, was ich gesehen und beobachtet. Der König hörte mir sehr aufmerksam zu, und alle Anwesenden brachen ihre Gespräche ab, als ich lebhaft wurde. Damals hatte ich freilich keine Ahnung, daß ich später so oft in diesen Räumen verkehren und man mir regelmäßig so zuhören werde, wie dieses erste Mal.

Am Hoflager König Friedrich Wilhelms IV.

Zum ersten Male stand ich im Jahre 1835 dem Fürsten gegenüber, der persönlich einen so großen und entscheidenden Einfluß auf mein Leben haben sollte, dessen Freundlichkeit und Wohlwollen ich so viel verdanke, und in dessen Nähe jahrelang verkehrt zu haben ich zu den glücklichsten und ehrendsten Erinnerungen meines Lebens zähle. Ich hatte meine „Bilder aus Berlins Nächten" geschrieben und um Erlaubniß gebeten, das Buch dem Kronprinzen widmen zu dürfen. So durfte ich es persönlich überreichen und wurde mit jener gewinnenden Liebenswürdigkeit empfangen, die jeder, der den Vorzug hatte, von ihm beachtet zu werden, in so hohem Grade empfand. Er mußte das Buch oder doch wenigstens einiges daraus gelesen haben, denn er zitirte mir Stellen daraus, die ihm besonders gefallen haben mochten. Wahrscheinlich war es beim Thee vorgelesen worden, wie das damals schon am kronprinzlichen Hofe Sitte war. Ich stand freilich den Verhältnissen noch zu fern, um das wissen oder erfahren zu können. Namentlich hatte ihn der Scherz, den ich mir mit der nicht geschriebenen Vorrede gemacht, sehr amüsirt, und da ich: „Yo el Autor" unterschrieben, so hob er das besonders hervor.

Hätte ich damals eine Ahnung gehabt, daß ich vierzehn Jahre nachher selbst dergleichen neue literarische Erscheinungen

ihm vorlesen sollte, so würde ich mir aufgezeichnet haben, was er bei dieser ersten Audienz mit mir gesprochen; so aber kann ich nur den Eindruck schildern, den sein geistreiches Auge, das ungemein anmuthige Lächeln und die ganze, fast bürgerliche Art und Weise des Kronprinzen auf mich gemacht. Er empfing mich in seinem Arbeitszimmer des Berliner Schlosses — der alten Sankt Erasmus-Kapelle — mit dem Rücken an den großen Arbeitstisch in der Mitte gelehnt, so, wie das Krüger'sche Bild in ganzer Figur ihn darstellt, den Ueberrock offen, die Lorgnette und das Schnupftuch in der Hand. Natürlich kam ich entzückt nach Hause und erzählte meiner Frau von der Auszeichnung, die ich genossen; denn der Kronprinz galt schon damals als der Beförderer der Kunst und Literatur, von ihm beachtet und durch Annahme einer Widmung geehrt zu werden, war also wirklich eine Auszeichnung, deren ich mich zu freuen ein Recht hatte.

Später sprach der Kronprinz öfter bei den Theatervorstellungen im Palais der königlichen Prinzessinnen mit mir, war auch bei dem Vorfalle gegenwärtig, den ich in dem Abschnitte „Im Palais König Friedrich Wilhelms III." erzählt, wo ich auf der Bühne einen berühmten Arzt kopirt haben sollte und der König gewissermaßen ungehalten schien, daß seine Söhne mir nicht glauben wollten. Von den Worten, die der Kronprinz bei solchen Gelegenheiten an mich richtete, ist mir indessen nichts im Gedächtnisse geblieben. Es waren eben nur die gewöhnlichen fürstlichen Freundlichkeiten.

Die Sorge, daß der Kronprinz mit meinem „Soldatenfreund" nicht zufrieden sei, da er den Versuch eines meiner Zeitschrift Konkurrenz machenden Unternehmens zu begünstigen schien, erwies sich bald als unbegründet.

Von dem Augenblicke an, wo König Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, stürmten eigenthümliche Eindrücke auf mich ein. Der junge Herrscher machte alles anders, als sein Vater; natürlich wollte er es *besser* machen, aber es that mir

weh, da ich an dem Heimgegangenen mit unbeschreiblicher Liebe und Verehrung gehangen. Es sollte mit Einem Male alles geistreicher, zeitgemäßer, aufgeklärter werden, und so oft der König sprach, war es in der That immer so fesselnd, so geistvoll, daß ich in schweren Kampf mit mir selbst gerieth, ob der König nicht doch Recht habe, den sogenannten Forderungen der Zeit nachzugeben. Es lag aber doch in den Einrichtungen, die er traf, und in den Personen, die er berief, so mancher Tadel für das, was sein Vater nach langer, gereifter Erfahrung für das Beste gehalten, daß ich nun einmal keine Freude daran haben konnte. Namentlich that mir der ungemessene und aufdringliche Volksjubel weh, der den Monarchen bei jeder Gelegenheit im Anfange seiner Regierung umgab. Jedes „Hurrah!" für den neuen war mir eine Verletzung des dankbaren Andenkens an den alten. Ich fragte mich immer wieder: Womit hat der Sohn denn diesen Jubel verdient und wodurch der Vater dieses vollständige und rasche Vergessen? So konnte ich mich denn auch nicht entschließen, dem feierlichen Einzuge des Königs in Berlin und dann der so überaus eindrucksvollen Huldigung beizuwohnen, weil ich diesen lärmenden Zuruf, dieses übermäßige, geradezu fanatische Vivatgeschrei nicht hören wollte.

Am Abend des Huldigungstages befand ich mich in der „Gesellschaft der Freunde", als die Zeitung mit dem Abdruck der so berühmten Anrede des Königs an das Volk erschien, in welcher das „treue Volk" ihm jenes Epoche machende „Ja!" antwortete, das der König nun für sein Eigenthum erklärte. Schon vorher war in der Gesellschaft von nichts anderem, als von den begeisternden Eindrücken der Huldigung gesprochen worden; nun wurde auch noch die Rede des Königs vorgelesen und erregte einen unbeschreiblichen Enthusiasmus selbst bei älteren, ruhigeren Männern. Auch ich war tief ergriffen von dieser wunderbaren Rede, und wie ich später den König in seinem eigensten Wesen kennen gelernt, kann ich nur sagen, daß er das alles wirklich so

fühlte, was er damals Edles und Großes sagte. Doch konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß der Fürst, welcher ein solches Ja! von seinem Volke verlangt und annimmt, ihm die Berechtigung giebt, bei Gelegenheit auch wohl einmal „Nein!“ zu sagen, und acht Jahre später wurde dieses Nein! wirklich gesagt. Ganz betäubt von der Macht und Gewalt dieser Anrede des Königs fühlte ich das Bedürfniß, noch an demselben Abend mit einem Gleichgesinnten mich auszusprechen, und eilte zu Blesson, der in irgend einem seiner Aemter dem Huldigungsakte beigewohnt hatte. Auch ihn fand ich entzückt von der ganzen Erscheinung und dem Auftreten des Königs, von seinen Worten, den Hoffnungen, die er erweckt, der glänzenden Aussicht in eine glorreiche und glückliche Zukunft. Meine Bedenken, meine Besorgnisse fand er absurd, und als ich endlich, wahrhaft schmerzlich bewegt, ausrief: „Amice, finis veteris Borussiae!“ da wären wir beinahe und zum ersten Male erzürnt auseinander gegangen.

Wie oft hat er mich später an diesen Ausruf erinnert, als nun wirklich das alte, uns so liebe Preußen nicht mehr war, als die so lärmende Volksgunst in ihr Gegentheil umschlug, als auch an ihn das neugewordene Preußen fast vernichtend herantrat. Mir schwindelte von dem allen, was ich damals sah und hörte, und ich begegnete nur selten einem Menschen, der meine Besorgnisse verstand und theilte.

Ich muß hier gleich ein späteres Begebniß anknüpfen, weil es ergänzt, was ich damals gefühlt. Als Vorleser kam ich mit dem Könige aus Putbus nach Potsdam, hatte auf Rügen, in Stralsund und Stettin allerlei Material zu einer geschichtlichen Darstellung des Feldzuges gesammelt, den der große Kurfürst auf Rügen geführt, weil es sich damals um die Aufstellung eines Denkmals bei Neuenkamp handelte, und las das Zusammengestellte auf Sanssouci vor. Bei der Beschreibung des festlichen Einzuges, den der große Kurfürst nach dem Siege in Berlin gehalten, unterbrach der König die Lektüre mit dem Ausrufe:

„Das ist ja gerade so, wie bei Meinem Einzuge 1840! Man sollte glauben, die Berliner hätten das alte Programm kopirt. Erinnern Sie sich wohl der Ehrenpforte am Rathhause?"

„Nein, Eure Majestät, ich habe den Einzug nicht mit angesehen."

„Wie denn? Sie, ein so echtes Berliner Kind, waren an dem Tage nicht mit auf der Straße? — Waren Sie krank?"

„Nein, Eure Majestät! aber ich war betrübt und hatte nicht die rechte Stimmung für das glänzende Schauspiel. Mir that der übermäßige Jubel weh, weil ich den Gedanken an Eurer Majestät Hochseligen Vater nicht los werden konnte."

„Da haben Sie Recht, das war auch Mein Gefühl bei dem Uebermaße. Ich hatte ja noch gar nichts thun können, um diesen Jubel zu rechtfertigen. Fragen Sie nur Krausnick, was Ich ihm damals gesagt, als Ich nach dem Einzuge die Treppe zur Wohnung der Königin im Schlosse hinaufging: Das ist ja ein Taumel, eine wahre Trunkenheit; wenn nur der Katzenjammer nicht nachkommt!"

Ich hörte später von dem Ober-Bürgermeister Krausnick diese Aeußerung des Königs bestätigen.

Meine Antwort hatte wohl etwas schroffer geklungen, als ich sie hier niedergeschrieben; denn sie trug mir einen Fußtritt unter dem Tische von dem diensthuenden Flügeladjutanten, damals Major, v. Schlegell ein, der mir auch nachher noch sagte: „Aber, Schneider, wie konnten Sie so etwas äußern?!"

Ich hatte es geäußert, weil es mir so ums Herz war, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß König Friedrich Wilhelm IV., ebenso wie König Wilhelm, nie eine Meinung übel nahm, wenn man sie nicht voreilig oder aufdringlich, sondern gefragt aussprach. Es ist einfach nicht wahr, daß man mit Fürsten anders sprechen muß, als mit anderen Menschen. Ehrfurchtsvoll, nicht ungefragt, aber ehrlich. Das hat mir bei beiden Fürsten ihr Wohlwollen erhalten. Freilich, Worte allein thun es auch nicht,

wenn nicht die That den Beweis treuer Anhänglichkeit geführt hat.

So selten König Friedrich Wilhelm IV. auch das Theater besuchte, so machte ich doch wiederholt die Bemerkung, daß er sich über einige meiner komischen Rollen ungemein amüsirte. Es geschah dies sogar in einer so lauten Weise und mit so herzlichem, manchmal weithin vernehmlichem Lachen, daß das Publikum in diesen ungenirten Ausbruch der Heiterkeit einstimmte und der Vorgang dadurch ein auffälliger wurde. Namentlich war dies bei der Rolle des „Peter" in der wirklich sehr anspruchslosen Posse „Der Sohn auf Reisen" der Fall. Der König sah das Stückchen wahrscheinlich ganz zufällig, lachte aber so geradezu unbeschreiblich, daß es später zweimal, einmal im Potsdamer Stadt-Theater und einmal auf dem Theater im Neuen Palais, gegeben werden mußte, jedesmal mit derselben Wirkung. Wie heiter den König diese fast äußerste Harmlosigkeit der Posse gestimmt, davon sollte ich noch im Jahre 1855 beim Vorlesen auf Sanssouci einen Beweis erhalten. Ich las ein kleines Lustspiel vor, in welchem ein ähnlicher, bis zum Blödsinn dummer Peter vorkam. Durch meine Vortragsweise daran erinnert, sagte mir nun der König selbst, wie enorm ihn damals der „Sohn auf Reisen" amüsirt habe, ja er wiederholte nach länger als zehn Jahren einige besonders komische Stellen meiner Rolle und fügte hinzu:

„Schneider, die Rolle müssen Sie Mir noch einmal vorspielen. Ich habe mich damals zu sehr amüsirt. So habe Ich in meinem Leben nicht gelacht, wie über diese beneidenswerthen Dummheiten."

„Eure Majestät haben mich ja Selbst pensionirt. Ich bin also a. D. und habe dem Komödiespielen in der That Ade gesagt!"

„Ach so! — Er will nicht, Elise! — Schade! — Nun,

so lesen Sie weiter!" Damit war die gefährliche Versuchung beseitigt. —

Als ich Regisseur der Oper geworden war, sprach ich den König zum zweiten Male, seit er als Kronprinz die Zueignung meiner „Bilder aus Berlins Nächten" persönlich entgegengenommen hatte. Der Hof hatte eine Oper befohlen, die leider wegen Erkrankung der ersten Sängerin nicht gegeben werden konnte, und gerade diese Sängerin wollte der König hören. Ich wurde beauftragt, die nothwendige Abänderung der Abendvorstellung dem dienstthuenden Flügeladjutanten im Schlosse anzuzeigen und ausführlich über die Ursache derselben zu berichten. So begab ich mich auf das Schloß, in dieselbe Fahnenhalle, wo ich später so oft den Beginn der Abendlektüre abwarten sollte. Mein Bericht war noch nicht beendet, als der König aus seinem Zimmer in die Vorhalle trat, hier den Mantel umhängte, weil er ausfahren wollte, und dann dem Ausgange nach der Gallerie zuschritt, wo ich respektvoll an die Wand gedrückt stand. Allerdings mußte er mich sehen und fragte den Flügeladjutanten: „Wer ist das?"

Ich mußte nun meinen Bericht dem Könige selbst wiederholen; die Sache schien ihm aber vollkommen gleichgültig zu sein, denn er sprach nicht einmal ein Bedauern über die fehlgeschlagene Hoffnung aus; dagegen sagte er mit jener herzgewinnenden Freundlichkeit, die ihn so unwiderstehlich machte:

„Gestern Abend haben wir wieder Ihre „Berlinische Nachricht" in der Spenerschen Zeitung gelesen. Vortrefflich! Wo bekommen Sie nur alle die Stoffe her? Werden Sie nicht bald wieder eine bringen?"

„Was ich aus Gedrucktem zusammenstellen konnte, ist freilich beinahe erschöpft, und zu den Archiven habe ich keinen Zutritt. Selbst die königliche Bibliothek hätte zwar noch große Schätze in ihrer Manuskripten-Sammlung, aber ich bekomme sie

nicht, weil ich kein Recht zur Benutzung derselben in meiner Wohnung habe."

„Und was gehört dazu, um ein solches Recht zu erwerben? Es wäre doch schade, wenn Sie uns nicht mehr dergleichen bringen könnten. Ich dächte, was die Bibliothek hat, müßte auch der öffentlichen Benutzung zugänglich sein. Was macht man denn da?"

„Wenn ein Professor der Universität für mich kaviren wollte, würde ich wohl die Manuskripte bekommen können. Da aber ein solcher Kavent eine große Verantwortlichkeit übernimmt und ein Universitäts-Professor wahrscheinlich den Schauspieler sehr verwundert ansehen würde, der sich um solche Dinge bekümmert, so werde ich wohl schwerlich einen Kaventen bekommen."

„Kann Ich denn nicht Kavent sein? Freilich, ein Professor bin Ich nicht, aber vielleicht machen die Herren auch einmal eine Ausnahme."

Ich war so vollständig verdutzt über dieses gnädige Anerbieten, daß ich mit offenem Munde dastand und gar nicht zu antworten wußte.

„Sagen Sie ihnen nur, Ich wolle Ihr Kavent sein. Und dann schreiben Sie, je mehr, je besser!"

„Auf eine bloße mündliche Versicherung würden die Herren wahrscheinlich antworten, das könne jeder sagen; und in der That würde die Sache auch etwas unwahrscheinlich klingen."

„Nun, so schreiben Sie gleich hier einen Schein, wie er nöthig ist, Ich will ihn dann sofort unterschreiben; aber machen Sie schnell. Ich muß ausfahren. Die Königin erwartet Mich!"

Ganz sprachlos vor Erstaunen und Freude schrieb ich am Tische des Flügel-Adjutanten einen Kaventen-Schein, wie ich glaubte, daß er genügen würde, und der König unterschrieb ihn, ohne ihn durchgesehen zu haben. Mit einigen überaus freundlichen Worten und der Ermahnuug, nun auch recht fleißig

„Berlinische Nachrichten“ zu schreiben, eilte der König die Treppe hinunter, und ich blieb allein in der Halle, sah immer nur meinen Zettel an und wußte gar nicht, wie mir geschehen war.

Daß ich sofort in die Bibliothek flog und dem Ober-Bibliothekar, Geheimen Rath Pertz, mit erkünstelter Schüchternheit, dann aber mit um so größerem Triumphe meinen Kaventen zeigte, versteht sich von selbst. — So wurde mein langjähriger Wunsch, und zwar durch den König selbst, erfüllt, was damals bei dem Personale der königlichen Bibliothek Aufsehen genug machte und noch jetzt im Entgegenkommen jeder Art seine Fortwirkung hat. —

Es war das letzte Mal vor dem Jahre 1848, als ich dem Könige im Potsdamer Stadtschlosse persönlich gegenüber stand, wie in dem Abschnitte „Als Vorleser“ erzählt ist. Kein so regelmäßiger Theaterbesucher, wie sein Vater, konnte der König auch kein Interesse an einzelnen Persönlichkeiten gewinnen. Er sah nur solche Vorstellungen, die entweder eine Jugenderinnerung für ihn waren oder besonderes Glück und von sich reden machten, in jeder Gattung nur das Beste, aber auch dies nur einmal, oder wenn besondere Virtuosität gastirte. Eine bestimmte Vorliebe hatte König Friedrich Wilhelm für keine Gattung des Dramas. Er sah ebenso gern die Goethesche Iphigenia, wie die tollste Posse, beides mit voller Aufmerksamkeit, scheinbar lebhaftester Empfänglichkeit, aber ohne irgend einen erkennbar nachhaltigen Eindruck. Nur für Kuriositäten, wie „Der gestiefelte Kater“, — „Blaubart“, oder für Antiquirtes, wie „Athalja“ und für Phantastisches, wie „Der Sommernachtstraum“, ließ sich aus dem, was sein Befehl dem Theater dafür auferlegte, ein Interesse erkennen, wenn auch kein dauerndes. Immer war es etwas Ungewöhnliches, meist aber auch Mißlungenes, wenn man von irgend einem besonderen Wunsch oder einer Protektion des Königs hörte, die sich hin und wieder auch einmal dem Theater zuwandte. Zu gelehrt und geistreich, um

an dem gewöhnlichen Repertoire der Bühne Gefallen zu finden, suchte er nach einer höheren Befriedigung und glaubte sie durch Eingehen auf die Ideen Ludwig Tiecks zu erreichen. Mit welchem Erfolge, ist an dieser Stelle nicht meine Aufgabe zu beurtheilen.

Am 18. März 1848 sah ich den König auf einige Augenblicke vom Schloßplatze aus, als er sich dem jubelnden und anscheinend dankbaren Volke zeigte. Eine halbe Stunde nachher brach die Revolution aus, der Katzenjammer war nachgekommen!

Ich hörte in jener Zeit nur Tadel und Vorwurf für alles, was der König that, und natürlich auch für alles, was er gethan hatte; denn mein Finis Borussiae — des Preußens nämlich, wie ich es gekannt und geliebt — war ja in furchtbarer Weise in Erfüllung gegangen! Wie mich der ganz ungerechtfertigte Enthusiasmus bei der Thronbesteigung des Königs geärgert und betrübt und ich mich deshalb im Gegensatze zu fast allen meinen Freunden befunden, so ärgerte und betrübte mich die sehr bald darauf sich aussprechende Unzufriedenheit mit so ziemlich allem was er that, anordnete und wollte. Ich war selbst unzufrieden, aber daß andere es auch waren, ängstigte mich; denn ich sah ja dasselbe Gespenst heranwachsen, welches 1830 die Bourbons aus Frankreich vertrieb, und schon 1846 gab auch Blesson mir Recht, daß es so nicht lange gehen werde. Keiner Partei machte es der König recht. Alle redeten von Täuschung, verlorenen Hoffnungen, von nothwendiger Aenderung. Es schmerzte mich, daß ich Recht gehabt, und ich hatte die sehr unerfreuliche Genugthuung, daß alle, mit denen ich früher gestritten, nun zugaben, ich hätte Recht gehabt.

All' dieses Mißbehagen und dieser Widerspruch schwand aber von dem Augenblicke an, wo ich die Revolution ihr Haupt gegen den König erheben sah. Hatte er doch nun selbst erfahren, wohin sein guter Wille, seine edle Absicht und sein hoch-

herziges Vertrauen geführt. — In anderen Abschnitten dieser Erinnerungen habe ich erzählt, was ich in der nun beginnenden Zeit gefühlt, gedacht, gethan. Hier also nur die Momente, welche mich in die Nähe des Königs gebracht.

Als ich aus Schleswig zurückgekommen war und dem Generaladjutanten v. Rauch erzählte, was ich dort gesehen, schien ihn die Objektivität meiner Schilderung so zu interessiren, daß er mich zum nächsten Morgen nach Sanssouci bestellte, um dem Könige dasselbe zu erzählen. Er wolle sehen, ob er mich dem Könige vorstellen könne, ich möge aber nicht bestimmt darauf rechnen, denn es könne ebenso gut fehlschlagen. Um 7½ Uhr sollte ich jedenfalls oben sein, mir aber im voraus ein wenig überlegen, was ich erzählen wolle, mich auch durch plötzliche Fragen nach ganz anderen Dingen nicht irre machen lassen.

Pünktlich war ich zur bestimmten Zeit beim General, und als diesem gemeldet wurde, der König habe eben das Schloß verlassen, um seinen Spaziergang anzutreten, nahm er mich mit auf die oberste Terrasse, wo der König mit dem diensttHuenden Flügeladjutanten auf und nieder ging. Wir blieben am östlichen Flügel unter dem Treillagen-Kabinet bei der Statue des Antinous stehen. Entweder war es so verabredet, oder dem Könige fiel die Erscheinung eines Fremden an dieser Stelle auf; kurz, er kam direkt auf uns zu.

„Schneider, Eure Majestät!“ sagte der General.

„Wollen Sie etwa hier Stoff zu neuen „Berlinischen Nachrichten“ sammeln? Ich habe lange nichts von Ihnen gelesen. Ich dächte, an recht frappanten Stoffen allerneuester Zeit könnte es Ihnen drüben in Meiner ehemaligen Residenzstadt nicht fehlen! — Rauch hat Mir gesagt, daß Sie in Schleswig gewesen sind. Erzählen Sie doch. Wie gern wäre Ich Selbst bei meinen vortrefflichen Truppen!“

An die Statue des Antinous gelehnt, hörte nun der König aufmerksam zu, was ich von dem Gefechte bei Hadersleben, den

Freischärlern, dem Lieutenant Petzel, den Lazarethen, dem General v. Bonin erzählte, sagte dann aber plötzlich:

„Ich darf nicht so lange stehen. Adieu Rauch! Kommen Sie mit, Schneider!"

Wahrscheinlich trank der König damals einen Brunnen und mußte seinen Spaziergang machen. Die Terrassen hinab ging es durch die kleine, nur dem Könige zugängliche Verbindungspforte in den Friedensgarten, wo der König, das Gespräch mit mir unterbrechend, lange mit Lenné über die Friedenskirche und den Friedensgarten (Marly) sprach. Hier war es zum ersten Male, wo ich den König über die freundliche, wohlwollende und pikante Unterhaltung hinaus, tiefernste, religiöse und künstlerische Gegenstände besprechen hörte, und ich werde den Eindruck nie vergessen, den dieser erste Blick in das innerste Wesen des Königs auf mich machte. Das war ja etwas durchaus Anderes, als mir der königliche Herr bisher erschienen war. Seine öffentlichen Reden — eben weil sie so vortrefflich waren und hinrissen — hatte ich für gemacht und überlegt gehalten, da eine solche Rednergabe auf dem Throne zu den größten Seltenheiten gehört; hier sprach der König aber augenblicklichen Eindrücken folgend und auf Gegenreden antwortend, ganz absichtslos und jedenfalls ohne das Bewußtsein, über die wenigen Anwesenden hinaus gehört zu werden.

Da ich mir gleich nach dem Zuhausekommen aufschrieb, was ich gehört, so konnte ich 1866. für das „Daheim" (Nr. 21, Monat März) den ganzen Vorgang zusammenstellen. Urtheilt, Ihr Lieben, welchen Eindruck ich damals empfing. Mit ihm, kann ich wohl sagen, wurde es Licht in meiner Seele über den so reich begabten Herrn, und mein Urtheil begann sich wesentlich zu modifiziren.

Wer den König gekannt oder auch nur einmal mit ihm gesprochen, weiß, daß dieser fürstliche Herr ein außerordentlich einnehmendes, ja geradezu fesselndes Wesen hatte, und niemand

konnte ihm widerstehen, wenn er gewinnen wollte. Das haben selbst seine bösesten Widersacher theils an sich selbst erfahren, theils zugestehen müssen. Ich habe die allerverschiedensten Gelegenheiten gehabt, den König zu hören und zu beobachten. Bei feierlichen Staatsvorgängen, auf dem Throne und am Theetische in der Familie, bei Besichtigungen, Ceremonien, vor der Front seiner Truppen und auf einsamen Spaziergängen — immer war er geistreich, bedeutsamster Rede mächtig, wohlwollend, voll der besten Absichten, der blendendsten Entschlüsse, der edelsten Regungen. Sein Wissen war allerdings nur encyklopädisch, aber unendlich reich nach allen Richtungen hin, und überall übte er eindringliche Kritik, die nur in seltenen Fällen nicht gleichzeitig eine wohlwollende war. War er heftig und aufbrausend gewesen, so fühlte man ihm das Herzensbedürfniß an, auch wieder gut zu machen, wenn er wehe gethan. Ganz im Gegensatze zu seinem Bruder Wilhelm, verlor der König leicht das ruhige Gleichgewicht, enthusiasmirte sich schnell für einen Gedanken, der ihm nachher in seinen praktischen Folgen unangenehm wurde, und den er ebenso schnell wieder fallen ließ. Er war durch und durch eine poetische Natur und zwar in dem ganzen Gegensatze, in welchem sie zu einer praktischen Natur steht. Eben weil er durchaus anders war als sein Vater und sein ältester Bruder, mußte ihm natürlich praktisch vieles mißrathen, was seinem Vorgänger und seinem Nachfolger gelang, und man kann diesen merkwürdigen Charakter und diese ungewöhnliche Begabung nicht mit Gerechtigkeit beurtheilen, wenn man ihn nicht in der Nähe und nicht in seinem Privatleben beobachtet hat.

General v. Rauch scheint übrigens nach dieser peripatetischen Vorstellung am Morgen noch mit dem Könige über mich gesprochen oder den König das von mir Erzählte so interessirt zu haben, daß er wünschte, ich möchte es auch der Königin erzählen; kurz, ich erhielt die Weisung, mich an demselben Tage nach der Tafel in Sanssouci einzufinden. Hereingerufen, fand

ich die königliche Familie im Marmor-Mittelsaale nach aufgehobener Tafel bei offenen Gartenthüren Kaffee trinkend. Ich wußte damals noch nicht, daß der König sich nach Tische gern Kaffee trinkend mit den Gästen unterhielt. Das geschah stehend und im Umhergehen von einem zum andern.

Ich mußte nun wiederholen, was ich am Morgen erzählt, suchte es aber doch so einzurichten, daß der König durch die Wiederholung nicht gelangweilt wurde. Da ich mit großer Wärme von der Verdienstlichkeit des General v. Bonin — später Kriegsminister und dann kommandirender General des VIII. Armeekorps — sprach, so machte ich unbewußt einem Anwesenden große Freude. Der dienstthuende Flügeladjutant v. Bonin — später kommandirender General des I. Armeekorps (1866 bei Königgrätz) — war ein Verwandter des Generals, von dessen Thätigkeit und Tüchtigkeit ich mit solcher Wärme sprach. Er dankte mir beim Herausgehen dafür. So hatte ich vielleicht, ohne es zu ahnen, jedenfalls aber ohne es zu beabsichtigen, einen Freund bei Hofe gewonnen.

In dem Abschnitte „Als Vorleser" habe ich so ziemlich alles aufgezeichnet, was mir von den unvergeßlichen Lektüre-Abenden, auch über Euer Interesse hinaus, aufzeichnungswerth erschien. Ihr habt ja jedesmal gehört, wie glücklich und erfreut ich nach Hause kam, wenn es mir gelungen war, auf einige Stunden wenigstens die schweren Sorgen und tief ernsten Gedanken zu verscheuchen, die den edlen Herrn, namentlich in den Jahren 1848—1851, drückten. Vieles Gnädige, Wohlwollende und Ehrende ist also dort nachzulesen; hier mögen nur aphoristisch diejenigen Momente verzeichnet sein, in denen ich nach anderer Richtung hin mit dem Könige Friedrich Wilhelm IV. in Berührung kam.

Ich beginne gleich mit einem der bedeutendsten, weil er vieles erklärt, was im Leben des Königs Erklärung erheischt, und zugleich verstehen läßt, weshalb ich keine Biographie des

Königs geschrieben, zu der ich nicht allein durch günstige Umstände besonders befähigt, sondern recht eigentlich durch meine Dankbarkeit verpflichtet gewesen wäre.

Es war im Jahre 1855 im Oktober, als der König sein fünfzigjähriges Militär-Dienstjubiläum feierte. Ich hatte für den „Soldatenfreund" (23. Jahrgang, 4. Heft) den militärischen Lebenslauf züsammengestellt und eines Abends im rothen Vorzimmer von Sanssouci vor Anfang der Lektüre den König gebeten, den kurzen Artikel durchzusehen, ehe er gedruckt werde, damit die Armee nur gewissenhaft Richtiges erfahre. Der König nahm die Korrekturbogen und versprach, sie bald zurückzusenden. Schon früh am nächsten Morgen erhielt ich den Befehl, nach der Tafel zum Könige nach Sanssouci zu kommen. Er hatte also rasch gelesen und wahrscheinlich etwas gefunden, was ich ändern sollte. Ich fand ihn ganz allein in seinem Arbeitszimmer. Mit seinem so liebenswürdigen Lächeln gab er mir die Bogen mit nur wenigen, ganz unbedeutenden Aenderungen zurück und sagte:

„Sie sind ja ein sehr gewissenhafter Biograph und haben alles Mögliche zusammengesucht, um Mich zum Soldaten zu machen. Das bringen Sie aber doch nicht zu Stande. Ein Feldherr könnte Ich vielleicht einmal werden, wenn die Umstände Mich zwingen sollten, den Degen an der Spitze Meiner Armee zu ziehen; aber zum Soldaten bin Ich verdorben. Danke Ihnen für den guten Willen, daß Sie Mich in den „Soldatenfreund" bringen wollen, und ist auch alles ganz richtig, was Sie von Mir erzählen. Wo haben Sie denn alle die Daten herausgesucht? Ich Selbst habe viele davon nicht mehr so genau gekanut."

„Ich sammle schon längst Daten für die vaterländische Geschichte und habe auch über die Regierung Eurer Majestät viel interessantes Material, namentlich aus der Zeit, wo mich der General v. Rauch durch sein Vertrauen ehrte."

„Da muß man sich ja vor Ihnen in Acht nehmen! Ich habe gar nicht geahnt, daß Ich Meinen Rhadamanthus Mir Selbst

am eigenen Theetische erziehe. Was wollen Sie denn mit dem Material machen?"

„Ich hatte die Absicht, den Stoff zu einer Biographie Eurer Majestät zusammenzutragen. An mich als Schriftsteller wird man einst die Anforderung stellen, was ich gesehen und aus eigener Anschauung mittheilen konnte, aufgezeichnet zu hinterlassen. Auch diese militärische Laufbahn würde dahin gehören."

Mit ungewöhnlich ernstem Blicke sah mich der König an. Das so freundliche, zum Scherz anregende Lächeln hatte plötzlich einem tiefen Sinnen Platz gemacht:

„Sie wollen Meine Biographie schreiben? Thun Sie das nicht, Schneider! Sie sind Mir persönlich zu gut, als daß Sie gerecht sein könnten. Sie müssen Mir versprechen, das nicht zu thun. Nun Ich es weiß, darf Ich das nicht zugeben. Ich habe Proben davon, daß Sie eine wirklich dankbare Gesinnung für Mich haben; aber eben deswegen sollen Sie Meine Biographie nicht schreiben. Man würde Ihnen doch nicht glauben. Die Geschichte wird Mir nie verzeihen, daß Ich nicht den ersten, der es gewagt, in frecher Auflehnung die Hand nach Meiner Krone auszustrecken, auf den Sandhaufen niederknien und das Schwert auf ihn herabfallen ließ, das der Allmächtige in Meine Hand gelegt."

„Als Mensch wird die Geschichte gewiß — —"

„Ganz richtig, aber eben deswegen wird sie es von dem Könige nicht anerkennen. Nein! Nein! lassen Sie anderen das unerfreuliche Geschäft, gerecht sein zu müssen. Geben Sie Mir die Hand darauf, daß Sie nicht über Mich schreiben wollen, auch nach Meinem Tode nicht. Ich verlange ein strenges Urtheil. Sie würden viel zu milde sein!"

Ich war von dem Ernste, mit dem der König das alles sagte, und namentlich von dem Zugeständniß, daß er zur rechten Zeit nicht von der ihm anvertrauten Macht Gebrauch gemacht, so ergriffen, daß ich gar nichts zu antworten wußte und mich

nur verbeugte. Ich dachte an jenes enthusiastische „Ja!" bei der Huldigung und an die Rufe der Volksmasse, als die Leichen der Märzhelden am Balkon des Schloßhofes vorüber getragen wurden.

Es entstand eine Pause, in welcher der König vor sich hin starrte. Vielleicht dachte er Aehnliches; dann rasch den Ton ändernd, fragte er mich, ob ich das Bilderwerk über die Fontainen von Aranjuez, St. Ildefonso ꝛc. schon kenne. Er zeigte es mir, erfreute sich der reichen und großartigen Formen und rief dann so fröhlich, als ob kein ernstes Wort zwischen uns gewechselt worden wäre:

„Wie gern baute Ich Mir auch dergleichen, wenn Ich nur das Geld dazu hätte!"

Damit endete die merkwürdige Unterredung. Ich will nicht behaupten, daß ich nicht vielleicht Erlaubniß und Unterstützung zu einer Biographie des Königs erhalten haben würde, wenn ich meinen Vorschlag zu guter Stunde wiederholt hätte. Da ich aber hörte, daß der König selbst viel niederschrieb, und zwar nach Meinung derer, die es wohl wissen konnten, Aufzeichnungen aus seinen täglichen Erfahrungen, so fing ich nie wieder davon an, obgleich es zur Zeit, als ich die Biographie des Prinzen von Preußen schrieb und dem Könige vorlas, an Gelegenheit nicht gefehlt haben würde, da er zufrieden mit dem war, was ich über seinen Bruder gesagt.

Kurz, ich habe mein Wort gehalten, obgleich die Versuchung es zu brechen recht nahe lag. Einzelnes mich persönlich Betreffende werde ich aber bei aller Gewissenhaftigkeit wohl erzählen dürfen, da ja auch ich ein Eigenthum daran habe.

Mehrmals war die Rede davon gewesen, die Abfassung eines sogenannten Hofartikels nach englischem Muster für den Staatsanzeiger, also durch diesen auch für alle übrigen Zeitungen, mir zu übertragen. Graf Stolberg, Herr v. Massow, später auch Graf Dohna erklärten es, manchen Ungebührlichkeiten der

Presse gegenüber, für wünschenswerth, daß täglich ein solcher Artikel für die Zeitungspresse zusammengestellt werde. Es geschah dies zwar schon durch den dienstthuenden Flügeladjutanten, aber so kalt und für die Lektüre so ungenießbar, wie alles Offizielle. — Man wünschte den Stoff aber so anziehend und lesbar dargestellt, wie eben andere Berichte von interessanten Vorgängen durch „our own reporters". Wiederholt wurde ich dem Könige als der geeignete Mann dafür vorgeschlagen; ich wich aber allen Wünschen und Anerbietungen aus, weil ich dadurch die ganze Unabhängigkeit und freie Bewegung in meiner Stellung aufgegeben haben würde und im voraus überzeugt war, daß ich es doch niemandem recht machen würde.

Endlich fragte mich der König Selbst, ob ich nicht glaube, daß ein solches Court Circular sich doch etwas lesbarer gestalten lasse, und ob ich es nicht selbst übernehmen wolle, ein solches für die Zeitungen zu redigiren. Entweder seien die Berichte über das, was bei Hofe vorgeht, unrichtig oder ungenießbar. Ich möchte einmal den Versuch machen, beides zu vermeiden.

„Gewiß sehr gern, Eure Majestät, und Mühe würde ich mir schon geben; aber für möglich halte ich es nur, wenn mir eine kleine Bedingung nicht allein zugestanden, sondern dann auch unverbrüchlich gehalten wird."

„Eine Bedingung, und welche wäre das?"

„Daß Eure Majestät die Gnade haben, jeden Abend das Selbst durchzulesen, was ich über die Vorgänge des Tages berichtet habe."

„Hin und wieder läßt sich das vielleicht machen, aber für jeden Tag kann Ich doch eine solche Verpflichtung nicht übernehmen. Da wäre es ja kürzer und praktischer, Ich schriebe Mir dergleichen Berichte Selbst."

„Es ist aber auch kein Mensch im Stande, das Richtige oder vielmehr das Schickliche zu thun, wenn Eure Majestät nicht Selbst die Zensur übernehmen."

„Wie meinen Sie denn das? Sie werden doch wissentlich nichts Unrichtiges schreiben, wenn Sie selbst ungehindert beobachten können und Ich Sie bevollmächtige, sich erkundigen zu dürfen."

„Ein Beispiel erklärt vielleicht mein Bedenken. Eure Majestät haben heute Nachmittag den General v. Radowitz empfangen, und der General war über eine Stunde im Arbeitskabinet. Wenn morgen früh der Minister v. Manteuffel in den Zeitungen liest, daß Eure Majestät seinen Vorgänger im Amte so lange gesprochen, so wird ihn dies beunruhigen, auch im Publikum wird es weitgehende Kombinationen hervorrufen. Ich erhielt ganz zufällig Kenntniß davon, als ich dem Kammerdiener das Programm für den heutigen Abend brachte. Wie sollte ich da nun ohne Genehmigung Eurer Majestät das Richtige thun? Kann ich wissen, oder sollte ich vielleicht kombiniren, ob Eure Majestät wollen, daß jemand von dieser Audienz erfährt? Mein guter Wille könnte da mehr schaden als nützen."

Der König sah mich mit einem unbeschreiblichen Gesichte an, so fein, so lächelnd, so einstimmend und dabei so unzufrieden, wie nur er ein Gesicht machen konnte, und sagte mit echt Berlinischem Ausdrucke:

„I, sehn Sie 'mal!" —

„Richtig wäre doch solch eine Mittheilung gewiß, und sie würde sich auch unstreitig recht pikant und fesselnd façonniren lassen; ob aber irgend jemand mit dieser Art von Richtigkeit und Lesbarkeit zufrieden sein würde, ist eine andere Frage."

Damit wurde das Thema verlassen. Eine Frage nach irgend einer ganz gleichgültigen Sache ist die Form aller Fürsten, das Gespräch von Unliebsamem abzulenken. So war es auch hier. —

In dem Abschnitt „Als Vorleser" habe ich erwähnt, daß ich im Jahre 1851 nach der Huldigung in Hohenzollern von Lindau am Bodensee nach der Schweiz, und zwar nach Neufchatel

ging. In jenen Abschnitt paßte aber das Folgende nicht und möge daher hier eine Stelle finden.

Auf dem Dampfschiffe, welches den König mit dem ganzen Gefolge von Mersburg nach Lindau brachte, wurde ich plötzlich zum Könige gerufen, der, nicht weit vom Steuermann allein sitzend, die Alpenkette auf dem schweizer Ufer betrachtete.

„Ach, da sind Sie ja, Schneider! Illaire hat Mir erzählt, Sie hätten Lust, von hier aus einen Abstecher nach der Schweiz zu machen und zwar bis Neufchatel. Ist das richtig?"

„Ich gestehe, daß ich diesen Entschluß auf der Burg Hohenzollern gefaßt, als ich unter der Deputation aus Neufchatel einige liebe Freunde und Bekannte fand. Nach dem Erhebenden und für jeden Preußen Erfreuenden, was ich bei der Huldigung der ältesten Stammlande in Hohenzollern gesehen, ist es mir ein Bedürfniß, auch das Land noch kennen zu lernen, wo so treue Royalisten unter schmählichem revolutionären Drucke leben und die Hoffnung nicht aufgeben, wieder zu Preußen zu kommen."

„Wie gern ginge Ich Selbst mit Ihnen. Ich bin stolz darauf, so treue Unterthanen in dem wüst regierten Neufchatel zu haben. Ihre Deputation hat Mich aber schon in Baden-Baden in Verlegenheit gesetzt, und daß einige von ihnen auch zur Huldigung mit nach Hohenzollern gegangen sind, noch mehr. Es kann nicht ausbleiben, daß diese an sich hoch erfreuliche Demonstration sowohl Mir politische, als den Deputirten schwere soziale Verlegenheiten bereiten wird. Schon die Besitznahme von Hohenzollern ist vielen ein Dorn im Auge, und man wird jene Deputation Mir zur Last legen, weil Ich gerade in der Nähe bin. Sie thun Mir also einen Gefallen, wenn Sie von Lindau aus, wo Ich das ganze Gefolge entlasse, auf einem beliebigen Wege nach Neufchatel gehen, erst Ihren Freunden und allen, bei denen Sie durch diese Zutritt erhalten können, sagen, daß Ich sie alle tief in Meinem Herzen trage, daß Ich ihnen dankbar für diesen Beweis ihrer Liebe und Treue bin, —

Ich halte ihn für eine That von größter Bedeutung, — daß Ich sie aber bitte, keinen unbesonnenen Schritt zu thun und sich nicht von ihrem ehrenwerthen Eifer hinreißen zu lassen, sich selbst und Mich Europa gegenüber in schwere Verantwortung zu verwickeln. Es klang Mir so etwas aus den Worten einzelner Deputirten heraus. Thun Sie, was Sie können, um die Gemüther zu beruhigen. Jetzt geht es nicht! Jetzt kann Ich nicht! Ich konnte weder Meinen wahrhaft noblen Neufchateler Vasallen, noch kann Ich Ihnen sagen, warum es jetzt nicht geht; aber sie sollen Mir nur vertrauen. Was man im Herzen trägt, vergißt man nicht!" —

Ich war sehr betroffen über diesen Auftrag, da der König bis dahin noch nie mit mir von solchen Dingen gesprochen hatte. Aus der Vergnügungsreise war somit plötzlich eine politische Mission geworden, zu der ich mich nicht recht zu verhalten wußte, um so weniger, als der Zweck des Auftrages meinen Wünschen vollständig widersprach. Ich hatte Hohenzollern allerdings für eine bequeme Etappe auf dem Wege nach Neufchatel gehalten und war darin noch durch den folgenden Vorgang bestärkt worden, der einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Nach dem so überaus feierlichen Huldigungsakte auf der Burg Hohenzollern wurde der Grundstein zu dem neuen Thor- und Befestigungsthurm gelegt. Als die Vornehmsten der Anwesenden die üblichen Hammerschläge gethan und die Ceremonie fast zu Ende war, holte man aus der Menge der Zuschauer, unter denen sich auch einige Mitglieder der Neufchateler Deputation befanden, den Hauptmann a. D. v. Reynier, welcher früher im Garde-Schützen-Bataillon gedient und bei dieser Gelegenheit seine alte Uniform angelegt hatte, an den Grundstein heran und ließ auch ihn drei Hammerschläge auf denselben führen. Nur wenige mögen den Vorgang bemerkt, niemand vielleicht unter den Zuschauern die tiefe Bedeutung dieser Auszeichnung erkannt haben. Mir war sie klar. Man wollte damit

zu erkennen geben, daß diese Veste, die sich Preußen hier so nahe an der Schweiz baute, für Neufchatel von Wichtigkeit werden könne. Nach sechshundertjähriger Trennung war der blühendste Zweig des alten Zollerngeschlechtes wieder in seine Stammburg zurückgekehrt. Konnte das keine Vorbedeutung für die einstige Rückkehr der Fürsten von Neufchatel in ihre Burg am Fuße des Jura sein? Das Fundament der Treue war ja vorhanden und aufs neue durch Hammerschläge geweiht.

Für solchen Traum wollte nun freilich mein Auftrag nicht passen; weil ich aber einen Auftrag hatte, durfte ich keine Meinung haben.

Ueber Rorschach, St. Gallen, Brunnen, Luzern und Bern kam ich nach Neufchatel, wo die republikanische Herrschaft in vollster Blüte stand und ich sehr vorsichtig sein mußte, keinen Verdacht zu erregen. Im Val Travers suchte ich zuerst meinen Freund, den Hauptmann — dort Kolonel titulirt — Reynier, auf seiner köstlichen Besitzung auf und fand ihn noch ganz voll von der ihm auf der Burg Hohenzollern widerfahrenen Ehre. Die Erbitterung, mit welcher er von diesen „républicains“ sprach, und was er mir von den dortigen Zuständen erzählte, ließ mich allerdings einsehen, daß, wenn der König jetzt keine Erhebung der Royalisten gegen die schweizer Gewaltherrschaft wolle, es die höchste Zeit war, von jedem gewaltsamen Unternehmen abzurathen; denn die Erwerbung der so nahen hohenzollernschen Lande, die Anwesenheit des Königs unmittelbar an der Grenze der Schweiz, die Deputation der Royalisten und die Verfolgungen, Schmähungen und Beleidigungen, denen sich die Mitglieder dieser Deputation seit ihrer Rückkehr nach Neufchatel ausgesetzt sahen, hatten ein Feuer angeschürt, das nur nach einem Luftloch suchte, um in heller Flamme aufzulodern. Meine Botschaft fand daher keine besonders freundliche Aufnahme bei Reynier und seinen nächsten Nachbarn, die sofort zusammengeholt wurden, um den „Messager de notre Oncle“ zu hören; denn

„Onkel" wurde unter den Royalisten der König genannt, wenn in Gegenwart Andersgesinnter von ihm gesprochen werden sollte. Man hatte Ermuthigendes, Anfeuerndes erwartet und sollte sich beruhigen, vertrösten lassen.

Von La Métairie de Boudry, der Besitzung Reyniers, ging es nach Colombier zu dem Kolonel Meuron, ebenfalls einer Bekanntschaft vom Garde-Schützen-Bataillon, wo mir zu Ehren eine große Gesellschaft versammelt war, deren Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit für den König mich tief ergriff. So wie hier habe ich die Gesundheit des „Oncle" nie trinken sehen. Im petit comité wurden dann nach der Tafel die politischen Verhältnisse besprochen. Alle Welt sah ein, daß der König von seinem Standpunkte aus Recht habe; aber es wurde den ritterlichen und ehrlichen Royalisten schwer, sehr schwer, noch länger die Verfolgungen und Ueberhebungen der republikanischen Machthaber zu ertragen. Mit dem Versprechen, dem Könige berichten zu wollen, daß sie gehorchen würden, trennte ich mich von den alten und den neu erworbenen Freunden. Nur Zufall bewahrte mich fünf Jahre später vor einer schweren Verantwortung, welche mir die Bekanntschaft mit den Neufchateler Royalisten gewiß aufgeladen haben würde, wenn es nach meinem Wunsche und Fühlen gegangen wäre.

Im Juli 1856 machte ich mit meiner Frau eine Erholungsreise den Rhein herauf nach der Schweiz. Gleich von Basel aus schlug ich den Weg über Neufchatel ein, um die liebgewordenen Freunde wieder zu sehen. Ich hatte am letzten Vorlese-Abende den König gefragt, ob er mir keinen Auftrag an dieselben Personen mitzugeben habe, denen meine Sendung vor fünf Jahren gegolten.

„Nein!" — war die Antwort des Königs — „nur daß Ich keinen der Treuen dort vergessen habe, daß Ich oft ihrer Leiden gedenke, und daß Ich sie nie aufgeben werde."

Ich erwähne diese anscheinend unbedeutenden Worte so

genau, weil sie durch die Ereignisse eine nicht geahnte Bedeutung erhielten.

In Neufchatel angekommmen, traf ich schon in der Stadt keinen der Freunde. Der „Cercle", das Rendezvous der Royalisten, war verödet, und sowohl im Val Travers wie in Colombier waren die Herrschaften sämmtlich verreist. Ein Diener des Kolonel Meuron, der mich wiedererkannte, flüsterte mir geheimnißvoll zu, sein Herr und „die Anderen" seien auf dem Schlosse des Grafen Rougemont bei Thun; da werde ich sie alle beisammen finden. Der geheimnißvolle Ton, mit dem das gesagt wurde, frappirte mich zwar, ich legte aber kein besonderes Gewicht darauf und erinnerte mich dessen erst später, als die royalistische Erhebung ausgebrochen und fehlgeschlagen war.

Verstimmt verließ ich Neufchatel, ging über Genf, Vevey, Freiburg und Bern in das Berner Oberland und kam auf dem Dampfschiffe von Thun auch an dem Schlosse Schadau des Grafen Rougemont vorüber. Als mir auf dem Schiffe der Name dieses so überaus reizend liegenden Schlosses genannt wurde, wollte ich das Schiff verlassen, um die hoffentlich dort noch anwesenden Herren wenigstens auf einen Augenblick zu begrüßen. Ein Anlegen des Schiffes war aber erst bei der nächsten Station statthaft, und schon während der Besprechung mit dem Kapitän waren wir so weit an dem Schlosse vorüber, daß ich die Idee, sehr wider meinen Willen, aufgab.

Auf der Rückreise nach der Heimat in Stuttgart verweilend, las ich in den Zeitungen von der in Neufchatel fehlgeschlagenen royalistischen Erhebung und fand unter den Gefangenen, bis auf Reynier, die Namen aller seiner Freunde. Welch eine Wendung hätte es für mich nehmen können, wenn ich Schloß Schadau besucht und dort die Führer der Bewegung noch alle beisammen gefunden hätte; denn zwei Tage nach meinem Vorüberfahren an diesem Schlosse war die Bewegung in Neufchatel ausgebrochen. Noch jetzt habe ich nicht den geringsten

Zweifel, daß ich den Zug nach Neufchatel mitgemacht haben würde, also auch gefangen und als „Abgesandter des Königs von Preußen“ besonders schlecht behandelt worden wäre. War doch meine Anwesenheit dort schon im Jahre 1851 von den spionirenden Gewalthabern bemerkt und in den schweizer Zeitungen besprochen worden. Mein Erscheinen bei dieser Erhebung wäre aber der schlagendste Beweis gewesen, daß König Friedrich Wilhelm IV. der Anstifter des ganzen Komplots war; wie das ja auch von der schweizer und der mit ihr sympathisirenden Tagespresse mit vollstem Aplomb behauptet worden ist. Jene Worte beim Abschiede auf Sanssouci beweisen aber, daß der König nicht das Geringste von dem Vorhaben seiner Treuen gewußt; denn sonst würde er mir irgend einen Auftrag gegeben haben, da er ja wußte, daß ich mit diesen Herren bekannt war, — hatte er mir doch selbst Grüße an sie mitgegeben. — Oder er hätte mir abgerathen, vielleicht einfach verboten, dorthin zu gehen, wenn er mir diesmal keinen Auftrag anvertrauen wollte und etwas von der Absicht der Royalisten wußte.

Uebrigens hatte ich 1856 schon eine wesentliche Veränderung im Lande gegen 1851 gefunden. Die fünfjährige Kantonherrschaft hatte Neufchatel bereits überwiegend republikanisirt, den Royalismus geschwächt. —

Der Schluß des Abschnittes „Le Meursius prussien“ möchte mit seinen Wortspielen über das Wort „Weste“ unverständlich sein, wenn nicht eine Erklärung die Scherze erläutert. Der ganze Aufsatz ist die unverändert gebliebene humoristische Beschreibung der Reise, welche der König zur 150jährigen Huldigungsfeier 1852 nach der Grafschaft Meurs gemacht, und wurde sofort nach der Rückkehr niedergeschrieben und an mehreren Sanssouci-Abenden vorgelesen. Jene Wortspiele beziehen sich auf folgenden, nur dem Könige bekannten Umstand.

Ein Schneidermeister in Meurs hatte dem Könige eine Weste geschenkt, mit der Bitte, dieselbe aber auch als eine Er-

innerung an Meurs zu tragen. Sie war von feinem gelb wollenem Zeuge, mit sauberen Stickereien bedeckt und hatte in der Gegend des Herzens ein in den richtigen Farben gesticktes Wappen der Grafschaft sauber eingenäht, damit der König Meurs am Herzen tragen möge. Nach der Rückkehr von dort ließ der König mir diese Weste mit dem Wunsche übergeben, ich möge sie an den Vorlese-Abenden tragen. Der Geheime Kämmerier sagte mir, erstens sei die Weste für den König zu klein, zu eng, und zweitens passe eine gestickte gelbe Weste doch so gar nicht zu dem Uniforms-Ueberrocke, den der König gewöhnlich trug. Die gut gemeinte Bitte des Meurser Schneiders habe den König aber erfreut und solle wenigstens auf diese Weise erfüllt werden. Die gelbe und gestickte Weste wollte zwar durchaus nicht zu dem schwarzen Fracke passen, wurde aber dessenungeachtet bis zur Unbrauchbarkeit getragen und ist alsdann dem Museum in Monbijou übergeben worden. Daher die sonst unverständlichen Wortspiele am Schlusse jenes Abschnittes, die nur der König verstehen sollte und konnte.

Der ebenfalls in jenem Abschnitte erzählte Vorgang mit dem Pumpernickel in Dortmund erfordert hier eine Vervollständigung. In humoristischer Weise, da es für die Vorlesung in Sanssouci bestimmt war, habe ich dort geschildert, wie ich um einige in Dortmund bestellte Laibe Pumpernickel gekommen war. Der König amüsirte sich über mein Unglück und hatte den Scherz so gut im Gedächtniß behalten, daß ich auf überraschende Weise einige Monate später daran erinnert werden sollte. Im Juli machte der König eine Reise an den Rhein zu den dortigen Manövern, und um die Kaiserin von Rußland aus Schlangenbad abzuholen. Beim Anhalten des Zuges in Dortmund wurde ich plötzlich aus meinem Coupé zum Könige gerufen, der mich fragte:

„Hier war es ja wohl, wo Sie auf der Reise nach Meurs um Ihren Pumpernickel gekommen sind? Diesmal habe Ich

dafür gesorgt, daß Sie nicht wieder so schmählich darum kommen sollen. Ich habe einen Riesenlaib für Sie bestellt, und wenn wir nach Potsdam zurückkommen, werden Sie ihn durch Schöning erhalten."

Es zeugt das ganz von der liebenswürdigen Freundlichkeit, mit welcher der König so gern allen, die ihn umgaben, eine Freude machte oder eine Aufmerksamkeit erwies. —

Die streng sittliche Natur des Königs wies jede Zweideutigkeit, jeden Scherz mit unsittlicher Pointe auf das entschiedenste zurück, und niemand durfte es in seiner Gegenwart wagen, Lascives zu sagen; die ganze Atmosphäre, welche den König umgab, war eine durchaus sittliche, und Leichtfertiges durfte sich in seiner Nähe nicht brüsten. Ich war einige Male Zeuge, wie der König bei Manövern und Jagden in sehr lustiger Gesellschaft ein freies Wort nach dieser Richtung hin sehr empfindlich durch ein „Pfui!" zurückwies und den bestürzten Erzähler merken ließ, daß er dergleichen nicht hören wolle. Dagegen waren Pointen, wie Till Eulenspiegel sie seinen Schwänken zu geben pflegt, stets willkommen und wurden auch mit der größten Unbefangenheit weiter erzählt, gewöhnlich mit Nennung der Person, die ihm zuerst die skabröse Geschichte mitgetheilt. Ich habe einige frappante Vorgänge dieser Art aufgezeichnet; hierher gehören sie aber nicht.

Einen Vorgang muß ich indessen erwähnen, den wohl nur wenige Menschen außer dem Könige erfahren haben mögen, der ihn aber jedesmal zu unauslöschlichem Gelächter brachte, wenn irgend etwas ihn daran erinnerte.

Es war bei Gelegenheit der Reise des Königs nach Warschau, als ich am Tage vor der Abreise morgens zum General v. G. kam und diesen auf einem Stuhl stehend fand, während zwei Schneidergesellen an einem anprobirten weißen Gala-Beinkleide herum experimentirten, um einen tadellos strammen Sitz desselben herzustellen. Erstaunt, den General, der sonst nicht

viel auf Aeußerlichkeiten gab, so sorgfältig auf einen strammen Hosensitz dringen zu hören, wurde ich belehrt, daß es ja nach Warschau gehe und der Kaiser Nikolaus bekanntlich auf dergleichen viel halte. Dies Beinkleid nun sollte zu seltsamen Mißverständnissen führen.

An anderer Stelle habe ich erzählt, daß in Myslowitz der Kaiser den ankommenden König überraschte. In der Verwirrung, die das verursachte, mochten jene unglücklichen Galahosen vielleicht zu stramm angezogen worden sein, kurz, als General v. G. in den Salonwagen zum Kaiser und Könige einstieg und seine Verbeugung machte, platzten die Hosen, und zwar in so übler Weise, daß, wie bei Knaben „im Flügelkleide", das Hemd sofort weit herausdrängte und der angerichtete Schaden von der Uniform durchaus nicht vollständig bedeckt wurde. Im Schreck darüber hatte der General sich danach umsehen wollen und war dabei mit der Stirn gegen die Thür gerannt, so daß ein Stückchen Haut verletzt, während der Fahrt immer röther und endlich blutrünstig wurde. Da der Zug sofort abfuhr, retirirte der General auf einen Eckplatz, setzte sich dort krampfhaft fest und hoffte, den Schaden in Warschau verbessern lassen zu können, bis dahin aber sich nicht aus seiner Ecke weg zu begeben, so daß seine Nordseite gedeckt blieb. Von der blutrünstigen Stirn wußte er nichts, da er eben in der Verwirrung keinen Schmerz gefühlt hatte. Nun ging alles ganz gut bis Skierniewice, wo die Kaiserin den Gemahl und den Bruder erwartete und die Begrüßung auf dem Perron stattfand. Der General war natürlich nicht mit ausgestiegen und freute sich der Nähe Warschaus, wo er hoffen konnte, unbemerkt zu entschlüpfen. Welcher Schreck aber, als die Kaiserin den König fragte: „Hast Du denn G. nicht mitgebracht?" — Sofort rief der König in den Wagen hinein: „Wo sind Sie denn, G.? Meine Schwester will Sie sehen!" — Nun half es nichts, der General mußte heraus. In möglichst gerader militärischer Haltung, die Rückseite aufs

äußerste zusammenpressend, stand er vor der Kaiserin, von den Coupés aus konnte aber das nicht ausgestiegene Gefolge leider deutlich sehen, daß dem General das weiße Taschentuch doch etwas zu weit unter der Uniform hervorhing, was bei der kleinen, kugelrunden Gestalt allerdings ungemein komisch aussah, obgleich niemand den wahren Sachverhalt ahnte und man die ungewöhnliche Erscheinung einstweilen noch durch ein harmloses Taschentuch erklärte.

Die Kaiserin reichte dem General die Hand zum Kusse, und da sie dabei natürlich den blutrünstigen Fleck auf seiner Stirn sah, fragte sie:

„Ihnen ist ein Unglück passirt, lieber G.?"

Der General, welcher sehr begreiflich nur einen Gedanken hatte, bezog auch diese Frage darauf und antwortete im Schreck, daß die Kaiserin davon wußte:

„O nein, Eure Majestät! daß ich nicht wüßte!"

„Aber Ich sehe es ja; es muß Ihnen ja wehe thun."

„Sehen? das ist nicht möglich, Eure Majestät!"

„Aber Ich bin doch nicht blind, Sie sind ja blutrünstig! — Wie ist denn das zugegangen?"

„Blutrünstig? auch das noch! das wäre ja fürchterlich. Ich habe es dem Schneider so dringend ans Herz gelegt —"

„Ist Schneider auch mitgekommen? Das wird Meinem Mann sehr angenehm sein. — Sie müssen aber wahrhaftig kalte Umschläge machen, sonst reißt so etwas ein."

„Nein, Eure Majestät, einreißen kann es nun wohl nicht weiter; und was kalte Umschläge helfen könnten — so weiß ich doch nicht —"

Damit wurde die Unterhaltung durch das Hinzutreten des Kaisers unterbrochen. General v. G. zog sich rückwärts in ein anderes Coupé zurück, weil nun die Allerhöchsten Herrschaften zusammen im Salonwagen bis Warschau fuhren. Hier löste sich denn das Räthsel, als man sich theilnehmend nach dem

blutbrünstigen Fleck an der Stirn erkundigte, und auch der eigentliche Schaden ließ sich unter Assistenz der Coupé-Gesellschaft bis zur Ankunft in Warschau repariren. Noch lange nach der Rückkehr sprach der General in Potsdam oft von diesem unglaublichen Quid pro quo und schilderte seine Lage bei den Fragen der Kaiserin als eine entsetzliche! —

Eine für mich freudige, ja stolze Eigenthümlichkeit meines Verhältnisses zum Könige war wohl, daß er mir, außer einer Lampe, nie etwas geschenkt hat. Bei der Neigung, die er hatte, seine Umgebung zu beschenken, kann ich nur annehmen, daß er gewußt, wie unangenehm mir jedes Geschenk für Dienste war, die ich von Herzen und mit ganzer Treue leistete. Vielleicht haben ihm die Generale v. Rauch und v. Gerlach, welche meine Denkungsart in dieser Beziehung kannten und z. B. wußten, daß ich sechs Jahre lang die „Wehrzeitung" ohne die geringste Remuneration redigirt habe, gesagt, daß ich durch Geschenke mich eher gedemüthigt als beglückt fühlen würde. Mit der erwähnten Lampe hatte es folgende Bewandtniß.

Der Weihnachtsheiligabend war auf einen Sonnabend gefallen und ich nicht abbestellt worden. So mußte ich nach Charlottenburg hinausfahren und mich wenigstens melden. Natürlich war man verwundert, daß ich nicht selbst berechnet, wie an einem Bescherungsabende doch keine Lektüre in der königlichen Familie stattfinden werde; man wäre aber gewiß noch viel verwunderter gewesen, wenn ich mich auf eigene Hand von dem Erscheinen dispensirt hätte. Natürlich wurde ich nach Hause geschickt. Am anderen Morgen erhielt ich aber durch den Geheimen Kämmerier Schöning eine Lampe mit der Bemerkung, der König habe dieselbe für mich bestimmt, als er gehört, daß ich, wie alle Sonnabende, gekommen sei, weil man mich nicht abbestellt habe. Diese Lampe und der Pumpernickel in Dortmund sind das Einzige, was ich je vom Könige in einem zehnjährigen ganz persönlichen Dienste erhalten. Der König muß darin etwas

gemeint oder gewollt haben; denn die Sache selbst war sogar anderen Personen bei Hofe auffällig. Ich kann mir wenigstens bei folgendem Vorgange nur die Absicht des Königs denken, mir nichts — selbst eine Kleinigkeit nicht — schenken zu wollen, denn eine andere Erklärung würde nicht ausreichen.

Zu Ostern sendet die königliche Porzellanfabrik in jedem Jahre dem Könige eine Anzahl vorzüglich schön gemalter Oster-Eier von Porzellan, die der König an den Osterfeiertagen gewöhnlich den Familienmitgliedern und Personen der nächsten Umgebung schenkt. An einem Osterfeiertage war der König allein nach Potsdam gekommen, hatte abends Lektüre auf dem Stadtschlosse befohlen und dazu nur Offiziere einladen lassen. Nach dem Souper wurde dem Könige der Kasten mit zwölf solchen Porzellan-Eiern gebracht, weil die Zahl der Anwesenden mit mir gerade zwölf betrug. Jeder einzelne der anwesenden Generale und Stabsoffiziere erhielt ein solches Ei, auch der einzige Civilist außer mir, Kabinetsrath Niebuhr, nur ich nicht. Als daher eins übrig blieb, sah der König sich am ganzen Tische um; auch mich, da ich gerade gegenüber saß, sah er an, sagte dann aber: „Es ist noch eins übrig; da, Niebuhr, Sie sollen zwei haben!"

So ging ich leer aus, ich gestehe, zu meiner Verwunderung; denn das Ei wäre kein Geschenk und namentlich kein werthvolles, wohl aber eine Aufmerksamkeit gewesen. Deuten kann ich mir auch jetzt den sonderbaren Vorgang nur so, daß alle anderen eingeladene Gäste, ich aber der Dienstthuende war. Aber auch das ist vielleicht, bei der sonstigen Vertraulichkeit des Königs für mich, eine zu subtile Auslegung. —

Bei der Erwähnung des Kabinetsraths Niebuhr kann ich nicht umhin, des eigenthümlichen Verhältnisses zu erwähnen, in welches sich derselbe während der Abendgesellschaften des Königs zu Alexander v. Humboldt stellte. Er war der einzige, der es wagte, dem berühmten Gelehrten rücksichtslos zu widersprechen.

Niebuhr war ein junger Mann, und die Bestimmtheit, mit welcher er in seinem gründlichen Wissen bei jeder Gelegenheit gegen den für unfehlbar gehaltenen Greis auftrat, hatte etwas Verletzendes. Es war mir allerdings auch einige Male vorgekommen, daß v. Humboldt in der märkischen Geschichte und in Theaterdingen mit großem Aplomb Unrichtiges sagte; ich hätte mich aber nicht unterstanden, selbst ganz abgesehen von der Umgebung, ihm zu widersprechen oder ihn berichtigen zu wollen. Niebuhr war aber sofort, in Gegenwart des Königs und ungefragt, mit Aeußerungen wie: „Excellenz, das ist nicht so!" — oder: „Das hängt anders zusammen!" bei der Hand, und das weitere Gespräch ergab dann auch gewöhnlich, daß Niebuhr Recht hatte. Aber selbst die Ueberzeugung, die man dadurch von dem gründlichen Wissen Niebuhrs gewann, milderte das Verletzende seines Auftretens nicht.

Ich konnte das anfangs nicht begreifen und fühlte, wie wehe dies v. Humboldt thun mußte, der seit langen Jahren gewohnt war, allein das Wort in den Abendgesellschaften des Kronprinzen und des Königs zu führen. Später ist mir auch diese Schroffheit Niebuhrs erklärlich geworden. Er nannte den berühmten greisen Gelehrten einen ungründlichen Vielwisser, der über alle möglichen Dinge, die er nicht genau kenne, spreche und sehr geschickt zusammenzuschreiben verstehe, was andere gedacht und erfunden. Zu der Zeit, als ich in die Hofverhältnisse eintrat, schien mir dieses Urtheil ebenso ungerecht, wie anmaßend; später habe ich es wohl erst verstohlen, dann lauter auch von anderen aussprechen hören, wozu aber wohl die Enthüllung seines Charakters durch die Varnhagensche Literatur beigetragen haben mag. Niebuhr war ein treuer Diener seines königlichen Herrn, v. Humboldt aber kein treuer Freund seines so unerschöpflich gnädigen königlichen Freundes. Als ich den Abschnitt „Als Vorleser" schrieb, waren jene Indiskretionen einer Ludmilla Assing noch nicht erschienen, ich scheute mich also auch, meine

Erfahrungen und Bemerkungen niederzuschreiben, weil mir doch niemand geglaubt hätte; jetzt werde ich freilich auch hier aufrichtig und wahr sein können, ohne daß ich in den Verdacht einer persönlichen Gereiztheit falle.

Daß v. Humboldt falsch gegen Jedermann war, gegen seinen königlichen Freund und gegen alle seine Freunde — auch die, mit denen er im zärtlichsten Briefwechsel stand — weiß jetzt die Welt, und es ist unstreitig die Ursache, weshalb er so rasch vergessen und ihm kein Monument errichtet worden ist, wofür bald nach seinem Tode viele schwärmten. Ich habe schon erzählt,*) daß v. Humboldt mir in Sanssouci mit der größten Freundlichkeit entgegenkam, daß ich mich durch dieses Notiznehmen von Seiten des so berühmten Mannes hoch geehrt fühlte, und daß ich gar nicht ahnte, wie unangenehm ihm meine bald regelmäßig werdende Erscheinung sein mußte. Auffallend war mir allerdings die Schärfe und sogar Malice, mit welcher er über Personen urtheilte, die gleich ihm sich der höchsten Gunst des Königs erfreuten; aber ich hatte wirklich eine zu große Ehrfurcht vor der außerordentlichen Erscheinung, als daß ich mich gegen irgend jemand darüber zu äußern wagte. Gleich das erste Mal, wo er sich mit solcher Malice, aber auch mit jener leisen Stimme, süß und verbindlich lächelnder Miene über den Geheimen Hofrath Tieck aussprach, stand ich starr und wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen sollte. Der König hatte nämlich zu Potsdam in der Straße am Obelisken, gegenüber der Mauerstraße, das ehemalige Wittmeyersche Haus expreß für Ludwig Tieck zur Wohnung einrichten und deshalb mit dem Bildwerke einer lesenden Muse verzieren lassen. Tieck bezog diese Wohnung nur im Sommer, und als er während des Sommers 1848 in Berlin bleiben mußte, es aber für die damaligen so schwierigen Verhältnisse in Sanssouci wünschenswerth erschien, für den General-Adjutanten

*) Siehe den Abschnitt: „Als Vorleser“.

v. Rauch eine Wohnung ganz in der Nähe des königlichen Wohnsitzes zu haben, schrieb der Hofmarschall Graf Keller an Tieck und ließ anfragen, ob es sein Befinden gestatte, daß er im Herbste noch nach Potsdam herüberkäme; wenn nicht, sei es wünschenswerth und nothwendig, daß ein General-Adjutant des Königs die Wohnung bezöge. Ich weiß nicht, ob sich die Sache so verhalten hat, denn ich kenne den Hergang nur aus dem Munde v. Humboldts, und v. Humboldt brodirte seine Erzählungen ebenso fesselnd als, wie ich glaubte, absichtslos. Unvergeßlich sind mir aber die Worte, mit denen er mir die abschlägige Antwort Tiecks mittheilte:

„Was sagen Sie nur dazu? Schlägt der alte Narr das dem Könige ab! Es ist zwar kein Vorzug, wenn sich Sanssouci noch mehr mit General-Adjutanten bevölkert; aber er hätte doch bedenken sollen, daß Seine Majestät sich aus seinen Vorlesungen nichts macht, und daß er die Wohnung nur für ehemalige Verdienste erhalten hat."

So sprach Alexander v. Humboldt von einem Manne, der zu seinen intimsten Freunden gehörte. Später gewöhnte ich mich zwar an diese hämische Unterhaltungsweise, glaubte aber in meiner Arglosigkeit und Verehrung immer noch nicht, daß sie sich auch gegen mich richte. Leider sollte der Beweis für seine Falschheit und erzwungene äußerliche Freundlichkeit auch gegen mich geführt werden — aber erst nach seinem Tode und nach dem Erscheinen der Varnhagenschen Briefe im Jahre 1864, wo ich — wahrlich unerwartet — von Carl v. Holtey aus Breslau folgenden Brief empfing:

Unter den von Ludwig Tieck hinterlassenen Briefschaften, welche ich auf den Wunsch seiner Tochter für den Druck ordne, befinden sich auch allerlei Morgenbilletchen Alexanders v. Humboldt, in denen es, wie Sie denken können, nicht an solchen fehlt, wo die Krallen aus den sammetnen

Katzenpfötchen herauskratzen. Wiewohl ich nun weit entfernt bin, dergleichen Neckereien dem Herzen des großen Mannes anzurechnen, sondern sie vielmehr mit einer ihm zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheit entschuldige, bin ich doch fest entschlossen, alles wegzulassen, was den, durch Varnhagen schon mehr denn zu viel Verdächtigten noch weiterhin verdächtigen könnte. Ich zweifle nicht, daß er auch Ihnen, wenn er beim Könige mit Ihnen zusammentraf, stets nur das streichelnde Sammetpfötchen gezeigt haben wird, so daß Sie sich vielleicht durch beiliegende Spuren der Krallen unangenehm berührt fühlen. Jedenfalls ist es besser, daß diese kleine Perfidie unter uns bleibt, und ich war schon vor acht Tagen, wo ich diese Zeilen dechiffrirte, entschlossen, sie Ihnen zu übersenden — zu beliebigem Gebrauch. — —

Breslau, den 27. Februar 1864.

Ihr
herzlich ergebener C. v. Holtey.

Der im Originale von mir aufbewahrte Brief Humboldts an Tieck lautete nun:

Theurer, verehrter Freund! Eine starke Erkältung, die mir die nothwendigen und häufigen Eisenbahnreisen zugezogen, hindert mich heute wieder, Ihnen das „Hohe Lied" selbst zu bringen. Ich habe heute wieder auf mehrere Briefe und Correspondenzen des vortrefflichen Dr. Böttcher freundlichst geantwortet. Der Mann träumt poetische Vorlesungen, da, wo es sich um „Sein und Nichtsein" handelt und wo die „größte Wonne" (wir hatten sie noch gestern) das jämmerliche Pathos und die bühnenhistorischen Späßchen des patriotischen und militärischen Schauspielers Schneider sind. Ich gehe unter. — Sie rettet geistig Ihre Einsamkeit. Mit alter unverbrüchlicher Verehrung

Ihr

Sonntags. A. v. Humboldt.

Nach alledem, was die Welt um diese Zeit schon von Alexander v. Humboldt wußte, wunderte mich dieses Morgenbilletchen zwar nicht besonders, aber es ließ mich jetzt erst erkennen, bis zu welchem Grade ich dem so bevorzugten, in jeder Beziehung glücklich situirten Mann widerwärtig und unerträglich gewesen sein muß. Ich sah in meinen Aufzeichnungen aus den Vorlese-Abenden nach, aus welcher Zeit das Briefchen wohl herrühren könne, da es kein Datum trägt. Die Anführung der Anerbietungen eines Dr. Böttcher zu poetischen Vorlesungen in Sanssouci und der Ausruf des Königs: „Es ist Meine größte Wonne, wenn Schneider uns etwas vorliest!" brachten mir denn auch sofort die Ueberzeugung, daß dieses Katzenpfötchen Humboldts um dieselbe Zeit mich kratzte, als er seinen „theuren, verehrten Freund" Tieck in der Unterhaltung mit mir einen „alten Narren" nannte. Das kennzeichnet zwar die Person, aber für die Scheltworte des Briefes bedarf es doch einiger Erklärungen.

Zunächst stimme ich mit dem Urtheile Holteys überein, daß das Herz Humboldts von dieser, zur zweiten Natur gewordenen skurrilen und skeptischen Art unberührt blieb. Ich habe Beweise gehabt, daß er sich mit größter Wärme aufstrebender Talente annahm, daß er gern geistig und materiell Bedrückte förderte, und daß er für seine Umgebung liebevoll, dankbar und selbst aufopfernd war. Er muß die Bosheit für besonders geistreich gehalten haben und stand durch die Gunst des Königs so durchaus exklusiv, daß eine Erwiderung in gleicher Münze gar nicht an ihn heranreichte; sonst würde sich allerlei Verletzendes für andere wohl in der naturgemäßen Reibung abgeschliffen haben. Unwillkürlich legt er in seinem Schmerzensrufe an Tieck den Accent auf die beiden Eigenschaftsworte, die ihm besonders unangenehm an mir sein mußten: der patriotische und militärische Schauspieler. Beide Richtungen waren ihm fremd und antipathisch, dafür bedarf es hier wohl keines Beweises. Be-

zeichnend ist es nur, daß er das einem Manne klagt, den der König auch schon längst nicht mehr vorlesen hören wollte, und daß er von sich selbst sagt: „Ich gehe unter!"

Das letztere war nun allerdings in dem Sinne wahr, als er seit meinem Erscheinen am Theetische des Königs seine frühere Alleinherrschaft über die Unterhaltung verloren hatte. Anfangs hielt er meine Vorlesungen für eine vorübergehende Laune des Königs, wie sie ja später mit Herrn v. Kleßheim, Scheerenberg, Professor Werder und v. Lepell auch noch vorkam, aber keine Wiederholung fand. Als aber meine Vorträge zur Gewohnheit wurden, verhehlte er sein Mißbehagen nicht. Er begann z. B., noch ehe ich hereingerufen wurde, irgend einen für den König oder den Hof besonders interessanten Artikel aus einer mitgebrachten französischen Zeitung oder den Brief irgend eines berühmten Mannes an ihn vorzulesen; aber kaum war der Thee getrunken, so unterbrach ihn der König: „Das andere können Sie uns ja morgen mittheilen, heute liest uns Schneider etwas vor." Auch während des Abendessens versuchte er es, einen anderen Gegenstand zur Sprache zu bringen; sowie indessen die Couverts fortgenommen waren, kam auch schon die Aufforderung: „Nun, Schneider, fahren Sie fort!"

Was war also natürlicher, als daß ich ihm eine unleidliche Person werden mußte. Ich wiederhole aber, daß er es mich nie, weder in Worten, noch in mir bemerkbaren Thaten, empfinden ließ und ich stolz auf seine Gunst und Freundlichkeit war. Er sprach gewöhnlich spanisch mit mir, als er aus einem meiner Vorträge erkannte, daß ich wohl der Sprache mächtig sei, und that das immer mit so vieler Liebenswürdigkeit, daß ich mich besonders in Gnaden bei ihm glauben mußte. Es schien ihm eine ganz absonderliche Freude zu machen, sich in einer allen Nahestehenden unverständlichen Sprache über Personen der Gesellschaft, den wachthabenden Offizier, die Kammerherren und selbst höher stehende Persönlichkeiten lustig zu machen. Ich will

ihm nicht nachahmen, sonst könnte ich in der That unglaublich Klingendes in dieser Richtung erzählen.

An Niebuhr hatte er nun seinen Mann gefunden und schien tief verletzt von der Rücksichtslosigkeit, mit welcher der so viel jüngere Gelehrte ihm entgegentrat. Ich wenigstens gestehe, daß es mir weh that, wenn ich mich auch überzeugen mußte, daß Niebuhr wissenschaftlich Recht hatte. Interessant waren diese Diskussionen in höchstem Grade, und es schien mir sogar, als ob der König sich darüber freute, wenn Humboldt in solchen Fällen vor den gelehrten Citaten Niebuhrs verstummen mußte. Humboldt wußte aber so hinreißend zu erzählen, hatte so viel selbst erlebt und mit so vielen merkwürdigen Personen verkehrt, daß nichts übertrieben oder mit Dichtung verbrämt erschien, sondern er stets das vollkommenste Zutrauen eroberte. Namentlich fesselte alles, was er aus der napoleonischen Zeit erzählte, selbst wenn es mit Gelesenem oder sonst Bekanntem nicht stimmte. Unbedingt gestand man ihm die Autorität des besseren Wissens und berechtigteren Urtheils zu.

So scharfsinnig und von der Geschichte bestätigt seine Urtheile über Verstorbene klangen, so durchaus irrthümlich bewiesen sie sich öfter über Lebende. Namentlich trat das bei der Entwickelung des Kaisers Louis Napoleon nach dem sogenannten Staatsstreiche ein. Als Präsidenten der Republik Frankreich nannte ihn v. Humboldt auf Sanssouci bei mehreren Gelegenheiten: „un imbécile!“ — „un rien!“ „une incapacité consommée!“ und blieb auch dabei, als endlich ganz Europa auf diesen merkwürdigen Mann aufmerksam wurde. Bei solchen Gelegenheiten pflegte dann der König mit seiner unbeschreiblich liebenswürdigen Art zu sagen: „Davon verstehen Sie nichts, Humboldt!“ was aber Humboldt — wenigstens anscheinend — nie übel nahm, indem er mit vollster Geschicklichkeit des Hofmannes das Gespräch sogleich fallen ließ.

Die wahrhaft betrübenden Enthüllungen, welche die Ver-

öffentlichung seiner Briefe an Varnhagen v. Ense dem Publikum über den Charakter des großen Mannes brachte, war für die Personen, welche ihn nicht näher gekannt, um so überraschender und schmerzlicher, als Jedermann wußte, mit welcher Gnade, Rücksicht und Freundlichkeit König Friedrich Wilhelm ihn überhäuft. Jedenfalls hat der König selbst nicht geahnt, wie der Mann seines täglichen Umganges ihm dafür dankte. Wie konnte er es auch, da v. Humboldt in Gegenwart des Königs oder so, daß es die Hofgesellschaft hören konnte, nie etwas Ungünstiges über irgend jemand sagte, sondern für alle und alles ein freundlich vermittelndes Wort bereit hatte. Selbst wenn er über Louis Napoleon anfangs so scharf aburtheilte, that er es wahrscheinlich nur, weil er die Abneigung des Königs gegen Revolution überhaupt und gegen die Napoleoniden kannte und beides zusammen am preußischen Hofe nur mit Abneigung besprochen werden konnte. Oft habe ich Empfehlendes und Freundliches über mir bekannte und unbekannte Personen gehört, nie etwas, was solchen Personen in diesem Kreise unverdient schaden konnte. Ganz umgewandelt war er aber, wenn er im Zwiegespräch, ungehört von anderen, über Personen und Dinge urtheilte und mit dem gewinnendsten Lächeln, leise, aber überlegt hörbar, über seine besten Freunde die unfreundlichsten Dinge sagte. Wenn der verstorbene Varnhagen v. Ense geglaubt hat, Humboldt sei wenigstens für ihn ein ehrlicher Freund gewesen, so war er eben so getäuscht über ihn, wie die Tausende, welche das während seiner Lebzeit nicht für möglich gehalten haben würden.

Zu mir sagte v. Humboldt einmal, als er gehört, wie Kaiser Nikolaus russisch mit mir gesprochen: „Varnhagen treibt ja auch Russisch. Vielleicht will er bei den Russen seine diplomatischen Talente verwerthen, weil hier doch niemand etwas von ihm wissen will.“ Da ich Herrn Varnhagen v. Ense nicht kannte, so ging diese Aeußerung v. Humboldts damals ganz unbeachtet an mir vorüber. Als aber jene Humboldtsche Korrespondenz mit ihm

erschien, da stand sie plötzlich vor meinem Gedächtniß und ich fragte mich: Was kann den bevorzugten, beneideten, über alles Kleinliche so erhaben gestellten Mann zu einer solchen Doppelzüngigkeit und Perfidie bewogen haben? Wenn je ein Mensch keinerlei Grund dazu hatte, so war es Alexander v. Humboldt. —

Falsch, grundfalsch und zugleich boshaft ist König Friedrich Wilhelm IV. oft beurtheilt worden. Man braucht nur die Tagebücher von Varnhagen v. Ense zu lesen, um zu fühlen, welches Unrecht dem wahrhaft edlen und geistreichen Fürsten gethan worden ist; denn selbst die Gesinnungsgenossen dieses eben so verkannten wie demokratischen Diplomaten haben sich doch des Urtheils nicht erwehren können, daß nur der verblendetste Haß so über den König urtheilen konnte. Es lohnt in der That nicht der Mühe, alle die offenbaren Lügen, Verdrehungen und böswilligen Entstellungen des ihm zugetragenen Geträtsches zu bezeichnen oder zu widerlegen. Für mehrere der in den Varnhagenschen Tagebüchern mitgetheilten Vorgänge wäre ich wohl im Stande, nicht allein die Unwahrheit, sondern auch die geflissentliche Bosheit der Darstellung nachzuweisen; aber wozu? Varnhagen hat sich selbst durch seine Aufzeichnungen dermaßen an den Pranger gestellt, daß jeder anständige Mensch weiß, was er von ihm zu halten hat.

Ich habe kein Hehl daraus gemacht, daß ich mit der Regierungsweise König Friedrich Wilhelms IV. mich nicht befreunden konnte, daß ich das Unglück habe herankommen sehen, wie es dann auch mit furchtbarer Pünktlichkeit eingetreten ist; aber ich habe mich auch überzeugt, daß alle seine Irrthümer und Fehlgriffe stets aus edelster Absicht entstanden, daß er immer das Gute und Große, das Schöne und Beste wollte, daß aber freilich das Ideale nur zu häufig von dem Positiven überholt wurde.

Was ist nicht alles auf Rechnung des Königs erfunden und erlogen worden! Englische und französische Witzblätter stellten ihn gewöhnlich mit einer Champagnerflasche in der Hand

bar, und doch war nicht ein wahres Wort an diesen Schmählichkeiten. Der König war ungemein mäßig im Trinken. Jahre lang habe ich ihn abends regelmäßig, mittags häufig beobachten können; aber nie habe ich etwas gesehen, was diese Verleumdung hätte rechtfertigen oder auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit hätte hervorrufen können. Allerdings erschien der König, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, leicht erregt, war es aber jedenfalls mehr vom Reden, als vom Weine. Trank er dann nach einer seiner hinreißenden Reden sein Champagnerglas mit einer Ostentation, wie zur Bekräftigung des Gesagten, in einem Zuge aus, machte er auch wohl die Nagelprobe, so mußte es den Anwesenden — und bei solchen Gelegenheiten waren es immer Hunderte von ebenfalls Erregten — scheinen, als trinke der König gern und viel. Er selbst erfuhr lange nichts von diesen entwürdigenden Gerüchten, und erst kurz vor seiner letzten Krankheit muß ihm etwas davon bekannt geworden sein; denn er ergriff die Gelegenheit eines Deputationsempfanges, um sich über die Bösartigkeit dieser Verleumdung auszusprechen. Gewiß hätte der König es schon früher gethan, wenn er es früher erfahren; denn er war aufs höchste empört über die erkennbare Absichtlichkeit gerade *dieser* Lüge.

Ist es überhaupt das Loos der Fürsten, leicht verkannt zu werden, so hat Friedrich Wilhelm IV. wohl sein reichstes Theil davon gehabt.

Als Vorleser.

1848—1857.

Die erste Wahrnehmung, daß Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. ein gewisses Interesse an meinen literarischen Arbeiten nahm, wurde mir bei Gelegenheit des jährlich wiederkehrenden „Gewerbefestes", zu welchem ich regelmäßig eine humoristische Tischrede, später die Erklärungen der Hosemannschen Tischkarten, Gedichte und sonst allerlei Gelegentliches schrieb. Jene Erklärungen wurden gedruckt und von mir gleich an Ort und Stelle zum Besten der von mir damals gestifteten „Unterstützungskasse für hülfsbedürftige Schauspieler" verkauft. Exemplare davon scheinen in die Hände des Königs gekommen zu sein, denn im Jahre 1844 war ein königlicher Lakai einer der ersten, welcher sich Exemplare kaufte und dabei äußerte, der König wolle sie sich heute Abend beim Thee vorlesen lassen.

Später erfuhr ich, daß die „Berlinischen Nachrichten", welche ich in der Spenerschen Zeitung abdrucken ließ, häufig in der Abendgesellschaft des Königs, und zwar jedesmal von dem dienstthuenden Flügel-Adjutanten vorgelesen wurden, welche Nachricht mir von dem Obersten (später Generallieutenant) v. Brauchitsch bei folgender Gelegenheit bestätigt wurde. Der Verein der Aktionäre des Zoologischen Gartens — zu welchen ich durch

Zeichnung einer Aktie von 100 Thalern gehörte — feierte 1846 ein Fest, bei welchem das Fleisch eines Zebu-Ochsen verzehrt werden sollte. Zu dem eben so belebten wie heiteren Diner im Englischen Hause hatte ich eine humoristische Tischrede geschrieben, welche eine so drastische Wirkung auf die Anwesenden machte, daß am andern Tage die Berichte in den Zeitungen von dem Scherze als etwas ganz Außerordentlichem sprachen. Am zweiten Tage nachher beehrte mich der Oberst v. Brauchitsch mit einem Besuche und sagte mir, daß er gestern den Dienst als Flügeladjutant bei Seiner Majestät gehabt, wo man von jenem Zeitungsberichte gesprochen und der König den Wunsch geäußert habe, meine Tischrede kennen zu lernen. Ich wußte in der That nicht, was ich antworten sollte, da jener Scherz nur für eine Männergesellschaft und die letzten Stadien eines fröhlichen, ja ausgelassenen Diners bestimmt war. Der Oberst v. Brauchitsch theilte meine Bedenken, daß dergleichen wohl nicht für eine Vorlesung in Gegenwart Ihrer Majestät der Königin und der Damen geeignet sei, sprach aber doch den Wunsch aus, den Befehl des Königs erfüllen zu können, um so mehr, als Allerhöchstderselbe befohlen habe, daß ein für alle Male alles, was von mir gedruckt erscheine, von den dienstthuenden Flügel-Adjutanten angeschafft und vorgelesen werden solle; ja daß dieser Befehl in das Dienstjournal der Flügel-Adjutanten eingetragen und so allen bekannt geworden sei. — Bei so ehrender und erfreulicher Mittheilung erbot ich mich, die fragliche Tischrede sofort umzuarbeiten und sie so zu gestalten, daß sie ohne Bedenken, freilich dann aber auch ohne so schlagende Wirkung, vorgelesen werden könne. Das geschah, und mit seinem freundlichen Danke sprach der Oberst v. Brauchitsch auch den Wunsch aus, daß ich ihn jedesmal benachrichtigen möge, wenn etwas Neues von mir erscheine.

Es geschah dies kurz vor der Zeit, wo ich mich über die Annahme der Wahl zum Direktor des Hamburger Stadt-Theaters entscheiden sollte und meine ganze Zukunft in Frage

stand. Je näher der Tag der Entscheidung rückte, desto peinlicher wurde mir der Gedanke, mein Vaterland um äußeren Vortheiles willen zu verlassen, und ich ging in meinem Zweifel und meiner Unentschlossenheit zu Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht von Preußen, der sich stets ungemein gnädig und freundlich gegen mich bewiesen hatte, um Höchstdenselben um Rath zu fragen, was ich thun solle. Da ich weder Zulage zu meinem Gehalt, noch lebenslänglichen Kontrakt, sondern nur für meine Frau eine Wittwenpension verlangte, so sagte mir der Prinz, daß sich das jedenfalls machen lassen werde, da ja Seine Majestät der König mir persönlich sehr gewogen sei. Bei längerer Unterhaltung über meine Verhältnisse bei der königlichen Bühne kam auch zur Sprache, daß ich damals eben das fünfaktige Schauspiel: „Die Quitzows“ beendet, daß der Aufführung desselben aber die Bedenken entgegenständen, welche sich an die Darstellung vaterländischer Schauspiele überhaupt knüpften, in denen ein Vorfahr des königlichen Hauses auf die Bühne gebracht wird. In meinen „Quitzows“ geschah es zwar verhüllt und absichtlich jeden etwaigen Anstoß vermeidend, doch hatte die General-Intendantur Bedenken. Der Prinz wünschte das Stück kennen zu lernen, und ich mußte einige Tage später verschiedene Scenen desselben vorlesen, welche so gefielen, daß Seine Königliche Hoheit die Frage an mich richtete, ob ich meine Dichtung nicht Seiner Majestät dem Könige vorzulesen wünschte, da Allerhöchstderselbe doch schließlich über die Aufführbarkeit derselben entscheiden müsse. Natürlich erwiderte ich, daß mich das sehr glücklich machen würde, daß ich aber nicht wisse, wie es möglich zu machen sei, da meines Wissens noch nie ein Schauspieler Seiner Majestät dem Könige etwas vorgelesen habe und schwerlich mit mir eine Ausnahme gemacht werden würde. Seine Königliche Hoheit antwortete darauf nichts, ich sollte aber bald genug den Beweis erhalten, daß die Sache nicht vergessen sei.

An demselben Tage, wo ich den letzten dringenden Brief

meines Freundes Maurice, Direktors des Thalia-Theaters in Hamburg, erhalten hatte, in welchem er mich aufforderte, die auf mich gefallene Wahl zum Mitdirektor der „vereinigten Hamburger Theater" offiziell und bindend anzunehmen, zugleich aber auch die nöthigen Vollmachten zum Abschluß der Kontrakte über die Kaufsumme einzusenden — Forderungen, die mich nach allem Vorhergegangenen in die höchste Verlegenheit setzten —, erhielt ich nachmittags plötzlich ein Handbillet Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht, in welchem mir mitgetheilt wurde, Seine Majestät der König habe soeben bei der Mittagstafel im Schlosse Monbijou zu befehlen geruht, daß ich am zweiten Osterfeiertage (den 13. April) mein Schauspiel: „Die Quitzows" Allerhöchstdemselben in Potsdam vorlesen solle. Ein ungemein gnädiger und herzlicher Glückwunsch zu diesem vorläufigen Erfolge schloß das prinzliche Schreiben. Unmittelbar darauf kam ein Bedienter des Grafen v. Redern, früheren General-Intendanten der königlichen Schauspiele, und brachte mir dieselbe Nachricht mit einem Glückwunsche seines Herrn, und einige Zeit nachher erfolgte die amtliche Anzeige von Seiten des dienstthuenden Flügel-Adjutanten, daß ich mich an dem genannten Tage, abends 7 Uhr, im königlichen Schlosse zu Potsdam einzufinden hätte. Voller Hoffnung, daß diese unerwartete Gunst mich vielleicht aus meiner peinlichen Lage befreien werde, war ich doch fast betäubt von dem Gedanken, zum ersten Male eine durchaus ernste Dichtung und in einem solchen Kreise vorlesen zu sollen. Es war etwas so Ungewöhnliches, daß ein Schauspieler in anderen Verhältnissen als auf der Bühne vor Seiner Majestät dem Könige erschien, daß der ersten Freude bei mir und meiner Familie eine immer steigende Besorgniß folgte.

Es war der erste Osterfeiertag und ich wie meine Frau sehr ernst und wehmüthig gestimmt, weil es sich bei der Entscheidung über die Annahme des Direktorats in Hamburg um meine ganze Zukunft handelte. Ich, der Royalist, in einer Re-

publik! Der Soldatenfreund in einer Kaufmannsstadt! Der nach Wissenschaft Dürstende ausschließlich Theater-Direktor! — In trübster Stimmung hatte meine Frau im andern Zimmer gestanden, die Stirn an die kalten Fensterscheiben gelegt und zu dem Allmächtigen gebetet: „Lieber Gott! gieb uns doch nur ein Zeichen, was wir thun sollen!“ — da klingelt es, und die obigen freudigen Botschaften folgen rasch aufeinander. Das war ein Zeichen, und auf lange Jahre, ja über schwere Trübsale hinaus sollte es sich bewähren. Sogleich eilte ich in das Theater, um dem General-Intendanten, Herrn v. Küstner, den erhaltenen Befehl anzuzeigen; denn es mußte für die morgende Vorstellung eine Aenderung getroffen werden, da ich im Opernhause den Florian in der „Großmama“ spielen sollte. Auf die Erwiderung des Herrn v. Küstner: „Das geht nicht! Morgen wird in beiden Häusern gespielt, ich kann Ihnen keinen Urlaub geben!“ war ich allerdings nicht vorbereitet, obgleich ich schon öfter bemerkt hatte, daß ihm jeder Befehl oder Wunsch vom Hofe sehr unangenehm war. Der Fall war indessen doch zu flagrant und selbst in seinen weiteren Folgen von zu großem Interesse für die königliche Bühne, als daß nicht hätte eine Ausweg gefunden werden müssen. Es war freilich schwer, da fast das ganze Personal in beiden Theatern beschäftigt war. — Nach langem Suchen und mit Beschwerden über dergleichen „Störungen des Repertoires“ fand man als Ersatz für die „Großmama“ den „armen Poeten“, und ich war für den Nachmittag und Abend des zweiten Feiertages dienstfrei. Am Vormittage mußte ich freilich noch eine Probe machen; dann fuhr ich aber mit dem 2 Uhr-Zuge nach Potsdam, stieg im „Einsiedler“ ab und verwandte den Nachmittag darauf, mich für die Vorlesung vorzubereiten.

Um 7 Uhr war ich auf das Schloß befohlen worden und meldete mich dort eine halbe Stunde vorher. Man führte mich in die Gallerie vor den Wohnzimmern Ihrer Majestät der

17*

Königin, wo bald nachher der Hauptmann im 1. Garde-Regiment zu Fuß, Graf Keller, zu mir trat, welcher damals schon interimistisch den Dienst des Hofmarschalls that. Nie werde ich die Freundlichkeit vergessen, mit welcher Graf Keller (später Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Haus- und Hofmarschall Excellenz) meine Befangenheit zu verscheuchen suchte. Er führte mich in die lange Verbindungsgallerie hinter dem oberen Theile des großen Kurfürstensaales, wo in einer Fensternische ein Tisch für den Vorleser aufgestellt war, während einige dreißig um runde Tische gruppirte Stühle eine zahlreiche Gesellschaft als Zuhörer ankündigten. Auf allen Tischen standen Lampen, und vor dem Stuhle Seiner Majestät des Königs lag ein Zeichenbrett mit aufgehäuften Papieren. Je näher der Augenblick kam, wo Seine Majestät mit der Gesellschaft eintreten konnte, desto ängstlicher und verantwortlicher wurde mir zu Muthe, und ich konnte den Gedanken an meine Frau, die ich im Einsiedler-Hotel zurückgelassen, nicht los werden, denn gewiß zählte sie jede Minute bis zu meiner Rückkehr.

Ein Viertel nach 7 Uhr trat der König mit der ganzen Gesellschaft, welche sich im Vorzimmer Ihrer Majestät der Königin versammelt hatte, in die Gallerie, und Seine Majestät ging gleich auf mich zu, obgleich ich mich halb versteckt in die Fensternische gedrückt hatte:

„Guten Abend, Schneider! Mein Bruder Albrecht hat Mich unglaublich neugierig auf Ihr Stück gemacht. Ihre Arbeiten aus der vaterländischen Geschichte sind so interessant, daß Ich gewiß etwas Gutes zu hören bekomme.“ —

„Eurer Majestät Gnade macht mich noch befangener. Es ist das erste Mal, daß ich mich an einem ernsten Gegenstand versuche. Aber der Wunsch, das Interesse an der Geschichte des Vaterlandes zu steigern — — —“

„Die Bühne ist sonst spröde gegen dergleichen. Nun wir werden ja sehen! Ihre „Bilder aus Berlins Nächten“, die Sie

Mir noch als Kronprinzen zugeeignet haben, waren ja wohl das Erste, was Sie in dieser Art geschrieben?" —

„Der gute Wille mochte in jenen Skizzen für die That gelten. Seit der Zeit habe ich mich ernster mit dem Studium unserer Geschichte beschäftigen können. Jetzt würde ich dergleichen kaum mehr schreiben."

„Das ist undankbar gegen ein wohlgerathenes Kind. Ich habe Ihnen heute eine Gesellschaft von meist Sachverständigen geladen. Es sind fünf Akte, nicht wahr? Wie lange glauben Sie daran zu lesen?"

„Zwei und eine halbe Stunde, Eure Majestät!"

„Ei, da müssen wir eilen anzufangen. Legen Sie ab, Meine Herren und setzen Sie sich! Schneider will uns sein neuestes Stück vorlesen." —

Die ganze Gesellschaft nahm Platz, eine ausgedehnte Linie mir gegenüber, die ganze lange Seite der schmalen Gallerie entlang. Am Tische Seiner Majestät saßen nur Prinz Albrecht Königliche Hoheit, der mir beim Eintreten freundlich und ermuthigend zugenickt hatte, und Alexander v. Humboldt. Auch General v. Rauch, mein Gönner und Förderer schon damals wie später, war gegenwärtig und schien neugierig, wie der Versuch ausfallen werde. Außerdem waren noch folgende Personen anwesend, wie ich später aus dem Dienstjournal des Hofmarschallamtes abschrieb; denn an jenem Abende hatte ich weder Sinn für etwas Anderes als meine Vorlesung und Seine Majestät den König, noch kannte ich die Personen. — Es waren der Wirkliche Geheime Rath v. Meyeringk Excellenz, Graf v. Lynar, Generalmajor v. Werder (nachmals kommandirender General des I. Armeekorps), Oberst v. Gayl, Kommandeur des 1. Garde-Regiments zu Fuß, Oberstlieutenant Graf v. Finckenstein, Kommandeur des Regiments Gardes du Corps, Major Graf Dönhoff, Major Graf Kessel, Major von der Schulenburg, Major Graf Lynar (der Dichter), Major v. Roon, Hauptmann v. Kessel,

Hauptmann v. Reinhardt; im Ganzen nach der Küchenliste, die ich später einsah, achtzehn Personen, vor denen ich meine Vorlesung begann. Schon nach den ersten Scenen sagte Seine Majestät mehrere Male „Bravo!" und so war denn auch bald die anfangs lähmende Befangenheit verschwunden. Mit dem Vorschreiten der Dichtung gewann ich nach und nach meine ganze Kraft und empfand mich durch die gespannte Aufmerksamkeit gehoben, mit der ich zuhören fühlte. Hin und wieder unterbrach der König das Lesen mit Fragen nach einzelnen Personen und Umständen, welche eine tiefe Kenntniß des geschichtlichen Stoffes bekundeten. Im Anfange hatte Seine Majestät gezeichnet und dabei die Augen sehr nahe auf die Zeichnung geheftet; es dauerte aber nicht lange, so wurde der Bleistift niedergelegt, der König hob den Kopf, sah mich unverwandt an und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit. Ich machte während des Lesens die eigenthümliche Bemerkung, wie mehrere Stellen meines Stückes, so folgerichtig sie mir auch in dem Charakter der redend eingeführten Personen gedacht erschienen waren, bei diesem Publikum doch eine ganz besondere Wirkung machen mußten. Dietrich v. Quitzow konnte nicht anders als geringschätzend und feindlich von den Hohenzollern sprechen, — hier saß der Erbe Friedrichs I. mir gegenüber! Der Städter und der Landsknecht mußten hart und heftig gegen den Adel und die Ritterschaft sprechen, — hier hörten mir die Träger der Namen dieser alten Adelsgeschlechter zu. — Was auf der Bühne und vor einem großen Publikum wahr erschien, gewann hier die Bedeutung einer Meinung des Dichters, einer Absicht und Tendenz. Das hatte ich selbst bei vorbereitendem Durchlesen nicht gefühlt, weil ich mir eben der besten Absicht bewußt gewesen war; — hier fühlte ich es plötzlich und wurde dadurch unsicher. —

Nach dem ersten und zweiten Akte hielt ich inne und erwartete den Befehl zur Fortsetzung, der auch, sobald der König die in der Pause liegende Frage bemerkte, sofort erfolgte, so daß

es 9 Uhr geworden war, als ich den dritten Akt beendete. Nun stand der König auf und befahl, daß Thee servirt würde. Ich zog mich wieder in die Fensternische zurück, und in der Gesellschaft entstand eine lebhafte Konversation. Prinz Albrecht nickte mir zufrieden und beifällig, und nachdem der König längere Zeit mit mehreren Offizieren über militärische Gegenstände gesprochen, trat Allerhöchstderselbe auf mich zu und sagte:

„Bravo, Schneider! Glauben Sie aber, daß das Publikum sich auf Ihren Standpunkt stellen wird? Sie geben wirkliche Geschichte! Ich habe das in den kleinsten, vom großen Publikum wahrscheinlich unverstandenen oder unbeachteten Zügen bemerkt."

„Ueber den Erfolg wage ich keine Vermuthung, Eure Majestät, — der hängt von tausend Nebendingen ab; aber eines redlichen Strebens bin ich mir bewußt. — Man ist immer noch ungerecht gegen unsere märkische Geschichte und zweifelt an ihr, weil wir weder Minnesänger, noch Chronisten, wie Schwaben, Franken, der Rhein hatten. Wie kann sich aber ein Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen mit unsern märkischen Rittern des XV. Jahrhunderts messen? Wie anders treten die Quitzows und Rochows in die historische Erscheinung! Aber freilich, Götz von Berlichingen hat seinen Dichter gefunden! So will ich wenigstens das Material zusammentragen, das einem künftigen Dichter dienen möge."

„Das ist vielleicht zu bescheiden, aber es ist wahr! — Ich für Meine Person freue Mich auf die Darstellung des Stückes. — Ihre dramatis personae sind — wie soll Ich gleich sagen, — sehr aufrichtig."

„Das ist mir heute selbst — und zwar zum ersten Male so vorgekommen. Ich kann mich aber nicht zu der jetzt herrschenden Ansicht bekehren, die Personen eines Stückes so sprechen zu lassen, wie der Dichter denkt und will, sondern so, wie sie nach

ihrem Charakter und in der gegebenen Zeit gesprochen haben können, ja gesprochen haben müssen."

„Da werden Sie freilich nie ein politischer Dichter werden können, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind. — Aber trinken Sie keinen Thee? Ich dächte, das Lesen, und zwar mit solcher Kraft müßte Sie angestrengt haben." — „Schneider hat keinen Thee!" —

Da ich in der Fensternische gestanden, so hatten mich die präsentirenden Lakaien nicht gesehen, und als der König an mich herantrat, das Präsentiren nicht für passend gehalten. So mußte ich denn allein, während die Herrschaften bereits wieder Platz genommen hatten, meinen Thee trinken; keine behagliche Situation, wenn man aller Augen auf sich gerichtet fühlt.

Gehoben durch die freundlichen Worte des Königs, fuhr ich nun in der Vorlesung fort und endete den fünften Akt um 9³/₄ Uhr. Auch nach dem vierten Akte hatte ich eine Pause gemacht und den bei der späten Stunde kaum noch erwarteten Befehl zum Fortfahren erhalten. Nach dem letzten Worte stand der König auf, sagte mir nichts über das Stück, sondern im Vorbeigehen nur die Worte:

„Ich höre, Sie wollen von Berlin fort? — Gefällt es Ihnen bei Mir nicht mehr? Ich dächte, es könnte Ihnen, wie Ich Sie kenne, nirgends wohl sein, als in Preußen. Ueberlegen Sie sich das ernstlich! Adieu!"

Ich war keiner Antwort, wenigstens keiner kurzen Antwort auf eine so entscheidende Frage mächtig, — inzwischen war der König schon einige Schritt an mir vorüber zur Thür gegangen, als mir einfiel, daß der Zweck meiner Vorlesung ja doch ganz verfehlt sei, wenn der König nicht sofort ein Urtheil über das Stück ausspräche, und ich faßte Muth, einige Schritte nachzugehen und zu fragen:

„Darf das Stück denn nun aufgeführt werden, Eure Majestät?"

„Unbedingt! Mir hat es sehr gefallen; aber Sie sollten es doch erst noch Tieck vorlesen!"

Damit verließ der König die Gallerie, um gleich rechts daneben in die Wohnzimmer Ihrer Majestät der Königin zu gehen, wohin die ganze Gesellschaft folgte, ohne weiter Notiz von mir zu nehmen. Auch die Dienerschaft folgte und servirte sofort das Souper. So stand ich ziemlich rathlos und verlassen und wußte nicht, was ich nun etwa noch zu thun oder zu lassen hätte, als der Hof-Staatssekretär, später Hofrath, Dahms erschien, den ich schon aus den Theater-Vorstellungen im Palais der königlichen Prinzessinnen kannte, und mich fragte, ob ich nicht zu soupiren wünschte. — Ich war allerdings nach dem angestrengten Lesen hungrig geworden und nahm gern die freundliche Einladung an. Wir gingen an dem Eingange zum Vorzimmer Ihrer Majestät der Königin vorüber, in welchem mehrere Herren der Gesellschaft an einem runden Tische soupirten, und wie oft ist mir später, wo ich berechtigt in diesem Zimmer verweilte, das Gefühl eingefallen, mit dem ich damals von außen hineinsah. Herr Dahms sagte mir, daß Seine Majestät der König in dem Zimmer daneben, dem eigentlichen Wohnzimmer Ihrer Majestät der Königin, mit den Höchststehenden seiner Umgebung speise, und was hätte ich damals nicht darum gegeben, wenn ich nur einmal da hinein hätte lauschen dürfen, wo ich nach wenigen Jahren selbst die Ehre haben sollte, an dem Souper der Majestäten theilzunehmen.

In einem Zimmer des zweiten Stockes des Seitenflügels, später Wohnung des General-Adjutanten, hatte der Hof-Staatssekretär ein Souper serviren lassen, bei dem von allem Möglichen, nur nicht von meinem Stücke und meiner Vorlesung gesprochen wurde. Gegen elf Uhr verließ ich das Schloß und verkündete meiner in banger Besorgniß harrenden Frau, daß alles glücklich und Glück verheißend abgelaufen sei, mußte alles auf das ausführlichste erzählen und das Erlebte noch einmal durchleben.

Am nächsten Morgen begab ich mich auf das Schloß, um von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht zu hören, ob Seine Majestät der König beim Souper noch irgend etwas über meine Vorlesung geäußert. Der Prinz war indessen bereits nach Berlin zurückgefahren. So versuchte ich denn bei dem General v. Rauch etwas zu erfahren, welcher ebenfalls im Schlosse wohnte. Wie fiel ich aber aus allen meinen Himmeln, als der General mir zwar mit seiner gewohnten Freundlichkeit, aber auch als seine eigene Meinung sagte, die „Quitzows" hätten den meisten Herren der Gesellschaft mißfallen, weil der Adel darin herabgesetzt werde; auch seien mehrere Herren darüber unzufrieden, daß Namen adlicher Familien auf der Bühne genannt werden sollten, mit denen sie verwandt und deren Vorfahren in wenig schmeichelhaften Farben geschildert seien. Vergebens berief ich mich auf die Geschichte, der General blieb dabei, es wäre besser, wenn mein Stück nicht gegeben würde, obgleich Se. Majestät der König für seine Person zufrieden damit gewesen sei. Sehr abgekühlt in meinen Hoffnungen und Erwartungen, verließ ich das Schloß und bald darauf Potsdam. Daß ich später die „Quitzows" Ludwig Tieck zur Beurtheilung vorgelegt, daß das Stück gegeben wurde, welche Aufnahme es gefunden und welche wenig tröstlichen Erfahrungen ich dabei gemacht, gehört in meine Theater-Erinnerungen.

So kam das Jahr 1848 und mit ihm meine Entfernung aus Berlin. Als ich anfangs August, von meinem Ausfluge nach Schleswig zur Armee, nach Potsdam zurückgekehrt, eines Abends in der Familie des General v. Rauch — welcher damals bereits zum General-Adjutanten Seiner Majestät des Königs ernannt worden war und im Erdgeschoß des nördlichen Seitenflügels vom Neuen Palais wohnte, — das erste Heft des in neuer Oktavform erscheinenden „Soldatenfreundes": „Die Preußen in Schleswig" vorlas, sprach der General sein ganz besonderes Wohlgefallen an diesem humoristisch-militärischen Tagebuche aus.

Da ich es am ersten Abende nicht beenden konnte, so wurde auch der nächstfolgende dafür verwandt, und als das Vorlesen überhaupt Beifall fand, so fügte ich allerlei eigene Gedichte hinzu, griff auch zu den damals noch wenig bekannten, mir aus dem Sonntagsvereine her geläufigen Gedichten von Scheerenberg, bei deren Vortrag ich zum ersten Male eine Befähigung für ernste Dichtungen in mir entdeckte, namentlich wenn dieselben irgendwie eine dramatische Verkörperung zuließen. Nicht wenig überrascht war ich, als der General mir nach einigen Tagen bei meinem gewöhnlichen Morgenbesuche auf Sanssouci sagte, ich möge doch abends zum Thee im Neuen Palais meine Schilderung des preußischen Feldzuges in Schleswig aus dem „Soldatenfreund" mitbringen; Ihre Königlichen Hoheiten der Prinz und die Prinzessin Carl von Preußen hätten sich zum Thee ansagen lassen, und ich solle die prinzlichen Herrschaften durch eine Vorlesung meiner Erlebnisse bei den Truppen zu unterhalten suchen. Natürlich fand ich mich erfreut ein und hatte vorher durch Streichen des Unwesentlichen das Ganze des Vorzulesenden in den Raum einer Stunde zusammengedrängt, aber mich auch durch eine Auswahl effektvoller kleiner, meist humoristischer Dichtungen auf Anderweitiges vorbereitet. Von den prinzlichen Herrschaften auf das freundlichste ermuntert — sie hatten wohl von den mir widerfahrenen Mißhandlungen gehört — fand ich mich für die Vorlesung in bester Laune und hatte die Freude, daß nicht allein das militärische Tagebuch erheiterte, sondern die meisten der mitgebrachten Gedichte, fast bis 11 Uhr abends, gelesen werden mußten. Der General schien ein ganz besonderes Wohlgefallen an dem Vorlesen der Scheerenbergschen Gedichte zu finden und lernte eines derselben: „Der Feind" vom immer wiederholten Vorlesen fast auswendig. Diese Art geistiger Unterhaltung nach seinem so schweren politischen und hofmännischen Tagewerke, gerade zu jener Zeit, war ihm etwas Neues, und — sonst aller

Poesie ziemlich unzugänglich — gab er sich mit voller Frische und Unbefangenheit dem ungewohnten Genusse hin.

Einige Tage nachher lud mich der General abermals zum Thee, für welchen sich Ihre Königlichen Hoheiten der Prinz und die Prinzessin von Preußen hatten bei ihm ansagen lassen. Den Prinzen hatte ich schon seit seiner Rückkehr aus England auf dem Schlosse Babelsberg in Angelegenheiten der damals eben beginnenden „Wehrzeitung" zu sprechen die Ehre gehabt und mich freundlichster Aufnahme erfreut. Die Frau Prinzessin sah ich an diesem Abende zum ersten Male. Sie dankte mir für die ihrem Gemahl bewiesene Anhänglichkeit und reichte mir die Hand zum Kusse. Dem Ernste des Prinzen gegenüber fühlte ich mich im Anfange der Vorlesung befangener, als kurz vorher bei den Prinz Carlschen Herrschaften. Das militärische Interesse der Schilderung gewann aber auch seine Aufmerksamkeit, und dadurch ermuthigt, trug ich nach dem Souper noch einige meiner humoristischen Gedichte vor, deren Wirksamkeit ich früher schon oft bei öffentlichem Vortrage in Konzerten und Deklamatorien erprobt, und die den Prinzen sehr zu amüsiren schienen. Von meinen sonstigen trost- und hoffnungslosen Verhältnissen war bei diesen Gelegenheiten nicht die Rede, und oft schrak ich mitten in dieser ehrenden und behaglichen Gesellschaft unwillkürlich zusammen, wenn ich im Gegensatze zu dieser glatten und eleganten Form der eigenen traurigen Lage und des Vulkans gedachte, der gerade damals immer lauter unter unseren Füßen grollte.

Zwei Tage darauf, Ende August — leider weiß ich weder den Tag, noch das Datum mehr — saß ich nachmittags emsig bei angestrengter Arbeit für die „Wehrzeitung" in der Hinterstube des Theater-Logirgebäudes, als um fünf Uhr ein Hof-Fourier Seiner Majestät des Königs erschien und mich um acht Uhr zum Thee bei Ihren Majestäten auf Sanssouci bestellte. „Ich möchte das „Tagebuch aus Schleswig" mitbringen, welches ich den Prinzen von Preußen und Carl vorgelesen, Seine Majestät

wünschten das zu hören", so lautete die fernere Bestellung. Wir waren eben so überrascht wie erfreut über diese so unvermuthete Ehre, in der ich wenigstens deutlich erkannte, daß die Vorlesung den Prinzen auch über das Kompliment hinaus gefallen. Schon vor acht Uhr war ich auf Sanssouci, um mich beim General v. Rauch zu bedanken, — denn wem anders als ihm, dem unermüdlichen Wohlthäter, hätte ich diese Berufung zu danken gehabt? — gleichzeitig aber mich zu erkundigen, wie ich mich in den mir neuen Verhältnissen zu verhalten hätte. — Zu meinem nicht geringen Erstaunen hörte ich indessen, daß der General schon, heute früher als gewöhnlich, zu seiner Familie in das Neue Palais gegangen sei. Ich begriff gar nicht, daß der General — sonst bei jeder Gelegenheit mein Leiter und Schützer — mich diesmal mir selbst überlassen haben sollte; denn daß ich zum Thee befohlen worden war, um gerade dasjenige vorzulesen, was ich zuerst und dann wiederholt in seiner Famile vorgelesen, — das mußte er doch aus erster Hand erfahren haben, da er stets um Seine Majestät den König war.

Mit größter Befangenheit begab ich mich in das Vestibül des Schlosses, von wo mich ein Lakai in die Gallerie zu dem dienstthuenden Flügel-Adjutanten führte, der mich kühl-höflich empfing und mich auf die Meldung, der König sei soeben zum Thee zu Ihrer Majestät der Königin hinüber gegangen, durch Vestibül und Marmorsaal in das rothe Vorzimmer führte, wo mir, während die Allerhöchsten Herrschaften im Konzertzimmer Friedrichs des Großen den Thee einnahmen, ebenfalls Thee präsentirt wurde. Der Flügel-Adjutant war auch hineingegangen, und ich wurde immer befangener, als ich drinnen beim Thee kein Wort sprechen hörte, was gegen die glänzende Beleuchtung der Prachtzimmer, die leise vorüber huschende servirende Dienerschaft und gegen das Geräusch der Tassen und des Silberzeuges seltsam kontrastirte. Bei den täglich trüber werdenden Nachrichten aus Berlin, aus der ganzen Monarchie, ja aus fast ganz Europa, waren viel-

leicht eben wieder schlimme Bestätigungen von der Auflösung aller Verhältnisse, aller Zucht und Ordnung eingelaufen, und in solcher Stimmung sollte ich dem schwer bekümmerten Könige etwas Erheiterndes vorlesen, ich — der ich mich selbst in traurigster Lage befand! — Es verging wohl eine Viertelstunde, das Theegeschirr war bereits abgetragen, immer noch kein Laut im Konzertzimmer, durch dessen offene Thüre ich mehrere Damen und Offiziere schweigend um einen runden Tisch sitzen sah, während ich mich nicht weit genug vorzubeugen wagte, um auch den König und die Königin sitzen zu sehen.

Plötzlich hörte ich die Stimme des Königs mit dem später so oft gehörten eigenthümlichen Ausdruck rufen: „Sie!" worauf der Kammerdiener der Königin antwortete: „Eure Majestät?"

„Ist Schneider da?"

„Zu Befehl, Eure Majestät!"

„Er soll herein kommen, und setzt ihm ein Pult zum Lesen dort hin!"

Während der Kammerdiener einen kleinen Tisch holte, kam der Flügel-Adjutant und führte mich in das Konzertzimmer, wo Ihre Majestät die Königin auf dem Sopha in der Mitte des Zimmers, mit einer Stickerei beschäftigt, eine Dame neben Allerhöchstderselben, der König aber auf einem Lehnstuhle am Tische saß, um welchen und einen andern danebenstehenden die Gesellschaft sich gruppirt hatte. Aller Augen wandten sich auf mich, als ich in der Thür erschien und erwartete, was nun mit mir geschehen werde.

Der König war mit dem Lesen einer Zeitung beschäftigt und sah erst nach einigen Minuten abermaliger allgemeiner Stille von derselben auf, erkannte mich und rief freundlich:

„Sie sollen ja Meinen Brüdern eine so hübsche Beschreibung Ihrer Reise nach Schleswig vorgelesen haben. Haben Sie das Buch mitgebracht? Ich ließ besonders darum bitten!"

„Zu Befehl, Eure Majestät, wenn damit das neueste Heft meines „Soldatenfreundes“ gemeint ist.“

„Gewiß! Alle Ihre Arbeiten sind ja von einem Soldatenfreunde. Nun, so setzen Sie sich. Elise ist auch recht neugierig darauf.“

Es wurde mir nun der kleine Tisch mit zwei Wachslichtern an den großen, runden Mitteltisch herangesetzt, gerade dem Könige gegenüber, wozu die auf dieser Seite sitzenden Damen zusammenrückend Platz machen mußten, und wo ich nun nach einer Verbeugung vor Ihrer Majestät der Königin, die mich aufmerksam beobachtete, mich setzte.

„Beisammen sind wir, fanget an!“ scherzte ermunternd der König, wahrscheinlich meine Befangenheit gewahrend, und ich begann zu lesen. Um nicht zu ermüden, hatte ich das schon für die beiden Vorlesungen bei den königlichen Prinzen gekürzte Exemplar mitgebracht und übersprang demgemäß hin und wieder einige Seiten. Der König bemerkte das, denn er hatte beim Beginn gezeichnet, dann den Bleistift weggelegt, sich in den Sessel zurückgelehnt und aufmerksam die Augen auf mich geheftet, namentlich wo Personen redend eingeführt waren und ich dieselben im Charakter sprechen ließ.

„Was überschlagen Sie denn da?“

„Beschreibungen von Gegenden und von Dingen, Eure Majestät, die ich nicht für interessant genug halte, ausführlich gelesen zu werden, da sie für den gemeinen Soldaten geschrieben sind.“

„Darf man denn das nicht auch hören? Lesen Sie nur alles, ohne Abkürzung! Die Darstellung interessirt Mich ungemein!“

So mußte ich denn alles lesen, und da die humoristischen Stellen, namentlich die Schilderung und Charakteristik eines Berliners, den König zum lauten Lachen brachte, mit gesteigertem Muthe ununterbrochen bis 9½ Uhr, wo die Dienerschaft mit

den Couverts für das Souper erschien und der König die Vorlesung mit den Worten abbrach:

„Prächtig, Schneider! Nach Tische wollen wir fortfahren, wenn Sie noch Kraft genug in der Kehle haben.“

Der Flügel-Adjutant führte mich in das rothe Vorzimmer zurück, wo ein Tisch mit drei Couverts servirt war, an welchem er, der Kammerherr Ihrer Majestät der Königin, Graf Pückler, und ich Platz nahmen. Die Herren gratulirten mir auf das freundlichste zu dem Erfolge und schienen aufrichtig erfreut, daß sie in so schwerer, drückender Zeit den König so herzlich hatten lachen sehen. Damals allerdings ein seltenes Schauspiel in Sanssouci! Auch die Königin habe sich sehr wohl unterhalten, fügte Graf Pückler besonders betonend hinzu, und ich habe später noch oft genug die ganze Bedeutung dieser Betonung kennen gelernt. Kaum war das Souper geendet, als Seine Majestät der König auch schon wieder laut meinen Namen rief und ich in der abgebrochenen Vorlesung fortfahren mußte. Etwas nach 10 Uhr war sie beendet, und nun fragte der König auch nach den Gedichten, die ich seinen Brüdern vorgelesen. Ich hatte mich damit versehen, las Einiges von mir selbst, Anderes von Scheerenberg, und wurde um 10¾ Uhr entlassen. Der König hatte zwar seine Zufriedenheit nicht besonders ausgesprochen, aber deutlich hatte ich herausfühlen können, daß meine Vorlesung einen günstigen Eindruck gemacht.

Am anderen Morgen begab ich mich schon früh zum General v. Rauch, um zu berichten und zu hören. Er war aber bereits von allem, was vorgefallen war, unterrichtet, lächelte über meinen Enthusiasmus und meinte, die Sache sei ja so gut ausgefallen, daß ich mich nur immer auf eine Wiederholung vorbereiten möge; denn man könne nicht wissen, ob Seine Majestät nicht ein besonderes Wohlgefallen an dieser Art Abendunterhaltung gefunden. Meiner Frage, warum er mich denn nicht selbst eingeführt und unter seinen Schutz genommen, wich der

General aus, und erst bei genauerer Bekanntschaft mit den Hofverhältnissen habe ich verstehen lernen, wie vorsichtig und klug er darin gehandelt. Unstreitig habe ich ihm allein meine Einführung bei Hofe zu verdanken. Sein Wohlwollen für mich und der Antheil, den er an meiner trostlosen Lage nahm, hatten bei den Vorlesungen in seiner Familie den Gedanken erwachen lassen, ob nicht auch der König Gefallen daran finden und dadurch für mich eine andere Stellung und Lebensthätigkeit, als bei der Bühne, gefunden werden könne. Aber er schlug das nicht selbst vor, obgleich es ihm bei seinem täglichen Zusammensein mit dem Könige ein Leichtes gewesen wäre, sondern arrangirte es, daß nach und nach der Prinz Carl und der Prinz von Preußen die Vorlesungen hörten, und verließ sich darauf, daß diese dann ihrem königlichen Bruder davon erzählen würden. Und so machte es sich in der That ganz unscheinbar, und ohne daß man darin die Hand und die Absicht des Generals merkte. Einführen wollte er mich aber nicht, weil er keine Verantwortung haben mochte. Ich sollte selbst beweisen, daß ich mich in diesen Kreisen zu benehmen verstehe, und mir selbst das Terrain erobern. Damals ahnte ich von alledem nichts und habe erst nach Jahren den wahren Zusammenhang übersehen lernen.

Ungefähr acht Tage nachher, diesmal an einem Sonnabend, erhielt ich wieder spät nachmittags den Befehl, mich abends zum Thee auf Sanssouci einzufinden. Da ich Eigenes nicht gut lese, und zwar aus Befangenheit, daß es nicht gefallen möge, so hatte ich mich schon während der ganzen Woche darauf vorbereitet und einige der wirksamsten Gedichte von Scheerenberg mit Sorgfalt einstudirt, dann aber, weil ich ja früher erfahren, daß der König meine in der Spenerschen Zeitung gedruckten „Berlinischen Nachrichten“ besonders gern gehört, die interessante archivalische Studie über die Tänzerin Barbarina zur Zeit Friedrichs des Großen gewählt, da mir bei der Bestellung nichts Bestimmtes vorgeschrieben worden war.

Diesmal stand ich bereits im rothen Zimmer, als der König noch nicht aus seinem Arbeitszimmer zum Thee bei der Königin gekommen war. Im Theezimmer blieb es wieder ebenso still, wie das erste Mal. Im Laufe des Tages waren betrübende Nachrichten von Pöbelunruhen in Braunschweig eingegangen, und der König hatte noch spät Vortrag in seinem Kabinet. Als er kurz vor 9 Uhr kam, sprach er beim Durchgehen durch das rothe Zimmer auf das freundlichste mit mir, fragte, ob ich auch seinetwegen keine andere Gesellschaft aufgegeben, was ich mitgebracht, und besonders, ob ich etwas hätte, was auch der Königin gefallen könne.

Auch diese zweite Vorlesung, abermals in nur kleinem Kreise und bei allgemein gedrückter Stimmung, machte einen günstigen Eindruck, theils des interessanten und gerade in diesen Räumen doppelt interessanten Stoffes der Barbarina wegen, theils wegen der diesmal mit rhetorischem Aufwande vorgetragenen Gedichte von Scheerenberg, deren gewaltiger Inhalt den König sichtlich ergriff, namentlich: „Der Posten vor des Königs Schloß" — welches Gedicht lauten Beifall nach ernstem Sinnen und einem tiefen Seufzer hervorrief. Von ergreifender Wirkung war die Stelle: „König! wann kommt die Ablösung für Dich?"

Wahrscheinlich am 9. und 15. September wiederholten sich die Bestellungen zum Thee auf Sanssouci. Ich ahnte damals nicht, daß sich ein bestimmtes Verhältniß aus diesen Vorlesungen gestalten würde. Erst mit dem 5. Oktober beginnt in dem Tagebuche, welches die königlichen Flügel-Adjutanten führen, die Bemerkung: „Herr Schneider zum Vorlesen eingeladen", ebenso in den Tagebüchern des Hofmarschall-Amtes, und erst vom 18. November an begann ich selbst die Programme aufzuheben, welche ich jedesmal vor Beginn der Vorlesung Seiner Majestät vorlegte. Von da an habe ich erst vollständige Gewißheit über die Vorlese-Tage, das Vorgelesene und die dabei

gegenwärtig gewesenen Personen. Am vierten Vorlese-Abend war zum ersten Male Alexander v. Humboldt dabei gegenwärtig.

Eine verheißende Gestalt gewannen die Vorlesungen mit dem Abende, wo ich das Manuskript des Scheerenbergschen Gedichtes „Waterloo" vorlas und der König mich nach den Lebensverhältnissen des Dichters fragte, um ihm ein Geschenk zu machen. Erzählend berichtete ich all das Kuriose, was ich von ihm wußte und erfahren, und unterstand mich, vorzuschlagen, Seine Majestät möge als bestes Geschenk die Dichtung auf königliche Kosten drucken lassen, weil das ihn am schönsten in die Welt einführen würde. Der König ging sofort auf diese Idee ein und trug mir auf, den Druck zu besorgen, die fertigen Exemplare aber dem Dichter zu übergeben. Somit hatte ich einen Auftrag des Königs erhalten, der auch noch anderweitige Annäherungen in Aussicht stellte und eine Fortdauer des begonnenen Verhältnisses hoffen ließ. — Daß ich mit allem Eifer der Absicht des Königs entsprach, das Gedicht bei Hayn drucken ließ und so dazu beitrug, daß dieses merkwürdige und in der Zeit, wo es herauskam, doppelt merkwürdige Werk erschien, versteht sich von selbst.

Nach diesem Abende bereitete ich mich sorgfältig für jeden nächsten vor, holte theils ältere meiner Arbeiten zur Geschichte Berlins hervor, theils begann ich Neues zu schreiben und suchte Stoffe, die in Beziehung zu Sanssouci und zur Geschichte der königlichen Familie standen.

Am 18. Oktober wurde ich zum Thee bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen auf Schloß Babelsberg eingeladen, wo der Geburtstag des Prinzen Friedrich Wilhelm gefeiert wurde. Es war die ganze prinzliche Familie versammelt, und ich sah mich auch hier auf das freundlichste aufgenommen. Der König hatte seine so vollkommene Zufriedenheit und Freude an dem Scheerenbergschen „Waterloo" ausgesprochen, daß ich nicht allein an diesem Abende, sondern auch am folgenden (den

19. Oktober) auf Glienicke bei dem Prinzen Carl Königliche Hoheit das Gedicht vorlesen mußte.

So kam ich nach und nach in das Verhältniß einer besprochenen und gern gesehenen Erscheinung bei Hofe. Die Bestellung zum Thee auf Sanssouci erfolgte regelmäßig an jedem Sonnabende, und die Sache gewann Bestand und Wiederkehr. Am 9. November wurde ich zu der Frau Prinzessin Carl nach Glienicke eingeladen. Die Prinzessin befand sich allein, da der Prinz, wenn ich mich recht erinnere, verreist war; nur die Hofdamen und der Hofmarschall waren gegenwärtig, und ich las ausschließlich die neuesten Gedichte.

Mit dem 18. November begann ich die Programme der vorzulesenden Gegenstände, wie ich sie beim Beginn der Vorlesung dem Könige seit der dritten Vorlesung vorgelegt, zu sammeln und zu diesem Behufe nach beendeter Soirée wieder mitzunehmen, was ich mich bis dahin nicht unterstanden hatte, verzeichnete anfangs auf diesen Blättern nur das Gelesene, dann die dabei anwesenden Personen und endlich auch allerlei Gehörtes und Gesehenes, so daß die Sammlung derselben ein vollständiges Material für meine Erinnerung und Ueberschau des Erlebten bietet.

War meine Erscheinung in diesem neuen und bisher am preußischen Hofe in dieser Art nicht gekannten Verhältnisse vielen willkommen, die mir wohlwollten und meine anderweite Thätigkeit kannten, so mögen auch viele davon unangenehm berührt gewesen sein. Arglos und in meinem Glücke über die Auszeichnung, welche mir widerfuhr, auch sonst an den Vorlese-Abenden mit niemandem vom Hofe verkehrend, bemerkte ich nichts von einem Widerstande oder einer Untergrabung des Beginnenden. Erst sehr viel später gingen mir die Augen auf über vieles bis dahin Unbeachtete.

Zunächst machte ich diese Erfahrung an dem berühmten und gefeierten Alexander v. Humboldt, von dem mir General v. Rauch

und andere Befreundete erzählten, daß er mir auf das entschiedenste abhold sei. Ich konnte das um so weniger begreifen, als der große Mann stets ungemein freundlich gegen mich war und sich anscheinend gern mit mir unterhielt. Ich fühlte eine aufrichtige Ehrfurcht vor diesem Heros der Wissenschaft und Liebling meines königlichen Herrn. Es war mir immer, als stände ich neben einer Unsterblichkeit, wenn er mit seiner gewinnenden Art das Wort, wie im vertraulichen Gespräch, an mich richtete. Aus dem schonungslosen Urtheile, welches er über die hochstehendsten Personen und selbst über ihm nahe Befreundete fällte, erkannte ich indessen bald, daß ich in meinen Aeußerungen vorsichtig sein müsse, und fing an zu glauben, daß er auch gegen mich nur so lange freundlich gesinnt sei, wie er mit mir sprach.

Trotz der so überaus bevorzugten und glücklichen Stellung, in welcher sich Alexander v. Humboldt am königlichen Hofe befand, scheint mir die Abneigung, die er gegen mich gehabt haben soll — wie gesagt, habe ich nie selbst eine Erfahrung in dieser Beziehung gemacht — doch sehr erklärlich.

Er war seit langen Jahren am kronprinzlichen wie am königlichen Hofe der ausschließliche Beherrscher des Gesprächs gewesen. Jede geistige Unterhaltung hatte in ihm ihren Mittelpunkt gefunden. Da er vortrefflich, höchst anziehend und mit wunderbarer Kraft der Erinnerung sprach, so sprach er natürlich auch gern, und es mußte daher eine ungewohnte, unliebsame Erscheinung sein, daß die Aufmerksamkeit eines ganzen Abends sich auf eine andere Persönlichkeit richtete, die, über das bloß maschinenmäßige Vorlesen hinaus, auch durch Gespräch, Erzählung und eigene Auswahl oder Vorschlag des zu Lesenden das Interesse des Königs fesselte.

So möchte ich es mir wenigstens erklären, wenn diese Erklärung vielleicht auch nicht zutrifft. Vielleicht auch hatte ich auf irgend eine andere Weise sein Mißfallen verdient. Aber warum war er denn so freundlich gegen mich? er der beneidete, berühmte,

mit allen Vorzügen überhäufte Mann, gegen einen unbedeutenden Menschen? Wie gesagt, ich habe keinen andern Beweis für sein Uebelwollen gegen mich, als das, was andere — aber freilich, leider, recht glaubwürdige Personen — mir davon erzählt. (Vor 1864 geschrieben. Vergl. oben Seite 247 ff.)

Dann soll der Geheime Hofrath Ludwig Tieck mir sehr abhold gewesen sein, und das war ebenso begreiflich, wie natürlich. — Als der König ihn von Dresden nach Berlin berufen, ihm einen Titel, Orden, bedeutenden Gehalt und mannigfachen Einfluß auf die königliche Bühne gegeben hatte, mochte wohl der König, wie der Dichter, sich ein anderes Bild von dem damit beginnenden Verhältniß am königlichen Hofe gemacht haben. — Tieck wurde einige Mal zum Vorlesen beim Thee befohlen, las seine bekannten Dichtungen: „Prinz Zerbino" — „Der gestiefelte Kater" — u. s. w. und wunderte sich, daß der König fragend, erzählend, auch wohl Befehle an die Dienerschaft ertheilend oder das Souper anordnend, die Vorlesung unterbrach. Tieck behandelte die Vorlesung wie eine Kunstleistung, für die er aus Dresden her gewohnt war, die bewunderndste Stille und Aufmerksamkeit zu finden. Darum konnte er sich in diesen Verhältnissen nicht wohl fühlen. — Aber wenn auch ungenutzt, sieht man sich doch nicht gern ersetzt, und so fand ich es denn ganz in der Ordnung, daß von dieser Seite unfreundliches Urtheil und bitteres Wort mich verfolgte, gab mir auch nicht die geringste Mühe, es abzuwehren, da es mir keinen Schaden that. A. v. Sternberg schildert in dem dritten Bändchen seiner „Erinnerungsblätter" Seite 58, Tiecks Verhältniß und Erfahrungen am königlichen Hofe durchaus wahr, wenn auch in der bekannten unangenehm scharfen Art dieses Schriftstellers, die seine späteren Schriften so wenig vortheilhaft charakterisirt. Von der Zeit an, wo ich zuerst zum Vorlesen befohlen wurde, hat Tieck nur noch einmal in Sanssouci gelesen, zog sich dann vom Hofe und aus

Potsdam zurück und schien auch, soviel ich wahrnehmen konnte, nicht vermißt zu werden.

Ein Dritter, dem ich, ohne eine Ahnung davon zu haben, und jedenfalls ohne es zu wollen, recht wehe gethan haben mag, war der Dichter und Maler Professor Kopisch. Der König hatte ihn beauftragt, eine Geschichte und Beschreibung der sämmtlichen königlichen Schlösser und Gärten bei Potsdam zu schreiben, und schon mehrere Jahre vor 1848 war er zum Vorlesen des von seinem Werke Fertigwerdenden zum Thee befohlen worden. Theils gefiel wohl die Art seines Vorlesens nicht, theils war der König über mannigfache Verzögerungen und Kosten des projektirten Werkes ungehalten; — kurz, mein plötzliches Erscheinen zerstörte manche seiner Hoffnungen und auch wohl die Berechnungen seiner Freunde für ihn. Ich wußte nichts von seiner Beauftragung und seinen Aussichten, und da ich dem mir von früher her schon bekannten Geschmacke des Königs für historische Darstellung in humoristischer Form folgte und derartiges schrieb, so konnte es nicht fehlen, daß mit jedem Schritte, den ich in meiner Stellung bei Hofe vorwärts that, Kopisch einen Nachtheil für sich erblicken mußte. Bei meiner Achtung für ihn war mir das um so peinlicher, als es gar nicht in meiner Gewalt stand, etwas daran zu ändern. Der König war schon längere Zeit vor Kopischs Tode unzufrieden mit ihm, und wenn der unwillkürlich von mir Verdrängte nicht mit günstigen Augen auf mich sah, so war das nur zu erklärlich. — Sonderbar genug, daß ich jahrelang nach seinem Tode auch in meiner „Geschichte Sanssoucis" noch mit ihm rivalisiren mußte. Obgleich ich mit der Arbeit meines Vorgängers nicht einverstanden sein konnte, würde ich doch nie während seines Lebens mit der meinigen hervorgetreten sein.

Habe ich damit bewußtes und unbewußtes Uebelwollen gegen mich aufgezählt, so muß ich auch vielen Personen danken, daß sie mir anfangs, wie später in meiner schwierigen Stellung wohl-

wollten. Das größte Hinderniß in den Hofkreisen war immer die Erinnerung an meinen früheren Stand. Wie wenig dieser bei der überwiegenden Mehrzahl in den höheren Ständen galt, davon hatte ich oft genug Gelegenheit mich zu überzeugen. Am frappantesten trat es eines abends an mich heran, als die Gattin des General v. Rauch bei einer Vorlesung gegenwärtig gewesen war, sich über meine gewonnene Stellung gefreut hatte und nun glückwünschend beim Aufbruche nach dem Souper an mich herantrat. Unvergeßlich waren mir ihre Worte: „Nicht wahr, Herr Schneider, nun können Sie doch nie wieder die Bühne betreten, da Sie am Tische Ihrer Majestäten gesessen haben?" Obgleich schon längst entschlossen, meinem früheren Stande für immer zu entsagen, war ich doch erstaunt, gerade diesen Grund dafür zu hören.

Im November siedelte der Hof von Sanssouci nach dem Stadtschlosse in Potsdam über, und zwar an einem Abende, wo der ganze demokratische Pöbel Potsdams in höchster Aufregung alle Straßen füllte. Vor dem Schlosse hatten sich wildtobende Haufen zusammenrottirt, verdächtige Kerle hatten den Küster der Heiligengeist-Kirche zwingen wollen, Sturm zu läuten, und vor dem Schloßportal wurde in dem rebellischen Haufen ein Pistol gegen dasselbe abgefeuert. Während dies auf der Stadtseite des Schlosses vorging, fuhren die beiden Majestäten durch den Lustgarten ins Schloß, auf dessen Hofe Truppen aufgestellt waren, von denen ein Theil nachher in dem großen Kurfürstensaale übernachtete. Aengstliche Sorge trieb mich abwechselnd unter die Volkshaufen und dann berichtend in das Schloß. Trotz des Schusses und des drohenden, aufrührerischen Geschreies rings um das Schloß her hatten zwei Hofdamen doch Zeit und Sinn, in einen heftigen Wortwechsel über die ihnen angewiesenen Zimmer zu gerathen, was mich in nicht geringes Erstaunen setzte.

Auch im Stadtschlosse dauerten die Bestellungen zu den Vorlesungen an jedem Sonnabende fort, wenn nicht ganz besondere

Verhinderungen eintraten. Ebenso, als der königliche Hof im Januar 1849 nach Charlottenburg übersiedelte, und dies war mir ein sicherer Beweis, daß der König ein dauerndes Gefallen an meinen Vorträgen hatte, die ich allerdings so unterhaltend wie nur möglich gestaltete. Obgleich ich damals mit der Redaktion der „Wehrzeitung" und des „Soldatenfreundes" vollauf beschäftigt war, so schrieb ich doch für jeden Sonnabend etwas Neues, stöberte in den Bibliotheken und Archiven umher, um Interessantes und Kurioses zur Ansicht und Anknüpfung vorzulegen, und gab mir nach jeder Richtung hin Mühe, den König zufrieden zu stellen.

Eine Bestimmung für die regelmäßige Wiederkehr der Vorlesungen war aber immer noch nicht gegeben. Ich fand mich zwar von der Zeit an, wo der König schon morgens einmal danach gefragt hatte, was ich abends vorlesen würde, jeden Sonnabend früh im Kammerdienerzimmer ein und gab mein Programm ab, welches dann dem Könige schon im Laufe des Vormittags vorgelegt wurde. Der Befehl zum Erscheinen erfolgte aber dessenungeachtet erst gegen fünf Uhr, da der König nach der Mittagstafel die Anordnungen für den Abend zu machen pflegte. Das ganze Verhältniß war ein provisorisches und brachte mit jedem Sonnabende immer wieder die Besorgniß, ob es auch fortgesetzt werden würde. Ich erfuhr zwar allerlei Erfreuliches und Beruhigendes, aber eine Bestimmtheit wollte sich trotz alledem nicht gestalten. So wurden z. B. die Brüder Seiner Majestät, die Prinzen von Preußen, Carl und Albrecht, ein für alle Mal zum Sonnabende zum Thee eingeladen mit dem Beifügen: „Herr Schneider liest heute!" da die Prinzen ihr Wohlgefallen an dieser abendlichen Unterhaltung ausgesprochen; ebenso erfolgte der Befehl, ein für alle Mal den Kommandeur des in Charlottenburg Wache gebenden Bataillons und den Chef der dort garnisonirenden Eskadron des Regiments Gardes du Corps einzuladen, um mich lesen zu hören; aber eine Festigkeit vermochte ich bis zum

14. Juli 1849 nicht zu erreichen, wo endlich der König befahl, ich solle jeden Sonnabend kommen, wenn ich auch nicht besonders eingeladen würde. Schon am 16. Juni war die Bestellung vergessen worden. Der König kam expreß zur Vorlesezeit von einer Spazierfahrt nach dem Belvedere zurück, fand mich nicht, obgleich es Sonnabend war, war sehr ungehalten und befahl, mich sofort für den nächsten Tag zu bestellen. Als ich nun am Sonntage erschien, hörte ich zwar, daß der König sagte, es verstehe sich ja von selbst, daß ich am Sonnabende eingeladen würde, und Ihre Majestät die Königin sagte mir mit freundlichem Vorwurfe: „Es ist sehr unrecht von Ihnen, daß Sie Meinen Mann sitzen und warten lassen!" dabei blieb es aber, eine Festsetzung erfolgte auch diesmal noch nicht.

Als indessen am 7. Juli abermals vergessen worden war, mich zu bestellen, erkundigte ich mich am nächsten Tage nach der Veranlassung und hörte nun, daß der König abends beim Thee sehr unzufrieden gewesen sei, mich nicht zu finden, daß er sich mein Programm habe geben lassen — welches acht Tage auf seinem Schreibtische liegen blieb und daher stark mit Tinte bespritzt in meine Sammlung kam — und nun befohlen habe, mich ein für alle Mal jeden Sonnabend zu bestellen. Als ich demgemäß am 14. Juli abends auf Sanssouci erschien und Seine Majestät in das rothe Vorzimmer trat, beklagte sich Allerhöchstderselbe darüber, daß man seinen bestimmten Befehl nicht ausgeführt, mich schon für den vorigen Sonnabend einzuladen, und fügte hinzu:

„Ich habe Mir aber gedacht, daß es längst zwischen uns abgemacht ist: jeden Sonnabend Vorlesung! Von jetzt an wollen wir es aber so machen: Sie kommen jeden Sonnabend zum Thee. Bin Ich dann einmal verhindert, so müssen Sie es Mir nicht übel nehmen, daß Ich es Ihnen gerade heraus sage. Uebrigens will Ich schon sorgen, daß Sie nicht vergebens kommen, und wenn Ich es im voraus weiß, daß Ich keine Zeit haben werde, so werde Ich jedenfalls absagen lassen."

So war es denn nun — gerade ein Jahr, nachdem ich der Familie des General v. Rauch im Neuen Palais etwas vorgelesen, — ausgesprochen, daß ich zum Erscheinen bei Hofe berechtigt war. — Nichtsdestoweniger wurde ich in Potsdam, Charlottenburg und Berlin immer noch besonders vom Fourier eingeladen oder abbestellt. Damit war nun ausgesprochen, daß der König die Fortdauer der Vorlesungen wünschte, und der erste feste Ausgangspunkt gewonnen.

Ueberhaupt gestaltete sich das Verhältniß nun nach allen Seiten hin sicherer und behaglicher. Ungefähr zu derselben Zeit war meine Pensionirung als Schauspieler der königlichen Bühne erfolgt, so daß ich diese, mit Rücksicht auf Frau und Kind schwerste Sorge los war und ruhiger in die Zukunft sehen konnte. Schon im Jahre 1848 und bald nach meiner Rückkehr von den öffentlichen Mißhandlungen in Hamburg hatte ich um meinen Abschied als Schauspieler gebeten, aber keine Antwort erhalten. Mein Gehalt wurde einstweilen weiter gezahlt, nur verlor ich begreiflich alle Spielgelder, die Gratifikation für die Inscenesetzung neuer Stücke u. s. w. Gerade ein Jahr später erhielt ich meinen Abschied, und als ich mich abends in Sanssouci bedankte, sagte der König:

„Ich habe Ihnen wohlüberlegt ein Jahr Bedenkzeit gelassen; denn schon oft haben Mich Schauspieler in augenblicklicher Erregung um den Abschied gebeten, es aber bald wieder bereut. Sie sind der Einzige, der bis jetzt ein Jahr lang fest geblieben ist. Wir wollen einmal sehen, ob Sie auch weiter fest bleiben werden.“ —

Wie oft, in wie verschiedenen Lokalitäten, was und in welcher Gesellschaft ich während der neun Jahre bei Hofe vorgelesen, das zeigt die Sammlung meiner Programme, welche ich im königlichen Haus-Archive niedergelegt habe. Ich stelle hier nur zusammen, was mir an einzelnen Abenden begegnet oder

aufgefallen ist, und zwar nach Notizen, die ich mir jeden Abend nach der Rückkehr vom Hofe machte.

Am 4. Dezember 1848 hatte ich eben die Darstellung der militärischen Operationen des Feldmarschalls Fürsten Windischgrätz gelesen, welche mir derselbe zur Veröffentlichung durch die „Wehrzeitung" zugesandt, und die Gesellschaft befand sich noch unter dem Eindrucke dieser furchtbaren Vorgänge, als eine Depesche ankam, welche die an demselben Tage geschehene Abdikation des Kaisers Ferdinand zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph meldete. Ich las gerade eine historische Skizze über Kurfürst Friedrich II. mit den eisernen Zähnen, welcher bekanntlich ebenfalls abdizirt hat, als der König, schon unwillig über die sonst verbotene Unterbrechung, die Depesche öffnete. Natürlich hielt ich sofort inne. Der König wurde blaß, sein Gesicht nahm einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck an; schweigend und nach kurzem Nachdenken reichte er die Depesche der besorgten Königin, stand dann auf und zog sich zurück. Die Königin theilte den Inhalt der Depesche den Anwesenden mit und folgte dann dem Könige. Die Gesellschaft und ich mußten indessen soupiren und nach dem Souper zusammenbleiben, da die Majestäten möglicherweise noch einmal zurückkommen konnten; um 11 Uhr kam der Hofmarschall und entließ uns.

Am 25. Dezember, dem ersten Weihnachts-Feiertage, mußte ich zum ersten Male im engsten Familienkreise vorlesen, da nur die Majestäten und sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses im Zimmer der Königin versammelt waren, während die Hofstaaten und Eingeladenen in den anderen Zimmern blieben. Man sah mich in den Vorzimmern verwundert an, als ich, trotz der engsten Intimität der königlichen Familie doch zum Vorlesen hereingerufen wurde. Selbst Alexander v. Humboldt blieb diesmal bei den Hofstaaten. Ich las vorsichtig nur auf den Tag Bezügliches, namentlich ein Weihnachtsspiel, welches

die kurfürstlichen Prinzen und Prinzessinnen 1589 bei Hofe aufgeführt.

Im Januar 1849 siedelte der Hof von Potsdam nach Charlottenburg über, und da noch keinerlei Festsetzung erfolgt war, so war ich freudig überrascht, als der Fourier mich auch nach Charlottenburg bestellte. Ich konnte abends nicht mehr nach Potsdam zurückfahren, da ich erst gegen Mitternacht von Charlottenburg kam, und übernachtete daher acht Jahre jede dieser Nächte vom Sonnabend zum Sonntage in Berlin in Meinhardts Hotel. Sehr häufig kam es vor, daß ich am Sonnabend abbestellt, dagegen für den Sonntag bestellt wurde, so daß ich dann zwei ganze Tage in Berlin bleiben mußte.

Am 27. Januar erfuhr ich zum ersten Male, daß der König meiner Vorlesung zu Liebe Anderes ausschlug. Als der Hofmarschall am Tage vorher das Abschiedsbenefiz der Tänzerin Carlotta Grisi in Berlin ankündigte, hatte der König gesagt: „Morgen kann Ich nicht, da liest ja Schneider!“ Ebenso hatte der König den späteren Hausminister v. Massow schon am Tage vorher eingeladen, zum Thee zu kommen, weil ich vorlesen würde.

Da der König während der Vorlesung gern zeichnete und dazu ohne Unterschied die Rückseiten der Rapporte, Depeschen oder meiner Programme benutzte, so habe ich mehrere solcher Zeichnungen unter meinen Programmen aufbewahrt. Waren es Figuren oder Landschaftliches, so durfte ich die Blätter mitnehmen. Nach Architektonischem wurde aber einige Male am anderen Tage gefragt, so daß ich dergleichen dann jedesmal abschnitt und liegen ließ.

Am 24. Februar blieb der König auffallend lange aus, ehe er zum Thee kam. Die Erkundigung beim Kammerdiener ergab, daß er schon vor zwei Stunden in den Garten gegangen sei. Sogleich wurde nachgesandt, und man fand den König, von einer Schildwache am Belvedere arretirt, in dem Schilderhause derselben stehen, da er die Parole vergessen hatte. Es war ein

Soldat vom 2. Infanterie-Regiment oder vom 2. Garde-Regiment zu Fuß, und der König kam endlich in überaus heiterer Laune über seine Verhaftung zur Königin. Der wachthabende Offizier war in größter Verlegenheit über die Ungeschicklichkeit des Soldaten; der König sagte aber: „Der Mann hat nur seine Pflicht gethan; freilich hätte er sie etwas weniger grob thun können. Warum vergesse Ich die Parole!" — Auch später kamen sowohl in Charlottenburg, als in Sanssouci, noch einige ähnliche Fälle vor. Einmal war indessen der König sehr böse, weil es sich zeigte, daß er die richtige Parole gegeben, der Soldat aber durch ein Versehen falsch instruirt gewesen. Da der König, im Gefühl seines Rechtes, böse geworden war, so hatte auch der Soldat keine besondere Höflichkeit angewendet und dem Könige gedroht, ihm das Bajonnett zwischen die Rippen zu rennen, wenn er nicht augenblicklich gehorche und sich in das Schilderhaus stelle, was er dann endlich nolens volens thun mußte. Bei der erfolgten Untersuchung stellte es sich heraus, daß der König, als er vormittags die Parole gegeben, falsch verstanden worden war und man dem Soldaten eine ähnlich klingende gegeben.

Am 17. März hatte ich vormittags beim Ueberreichen des Programms in Charlottenburg dem Könige gesagt, daß ich bei dem Festmahle zur Erinnerung an die Stiftung der Landwehr gegenwärtig sein würde, worauf Seine Majestät mir auftrug, die Veteranen in seinem Namen herzlichst zu grüßen. Natürlich richtete ich die ehrende Botschaft aus, worüber die Zeitungsberichte von jenem Tage das Nähere enthalten. Abends vor der Vorlesung fand sich eine Deputation der zum Feste versammelten Landwehr-Veteranen in Charlottenburg ein, um dem Könige für seinen Gruß zu danken. Ich war dabei gegenwärtig, und als nachher die Vorlesung begann, sagte der König: „Die Freude habe Ich Ihnen zu danken! Ich bin ordentlich schon daran ge-

wöhnt, jedesmal wenn Ich von der Landwehr höre, auch Ihren Namen dabei erwähnt zu hören!"

Am 31. März hatte ich einen historischen Aufsatz auf das Programm gesetzt, welcher die Prophezeihung behandelte, die dem Kurfürsten Joachim I. im Jahre 1506 für das Haus Hohenzollern nicht allein die Erlangung der Königswürde, sondern der höchsten Würde in der Christenheit verhieß. Es war dies die Zeit, wo das Eintreffen der Deputation erwartet wurde, welche dem Könige die deutsche Kaiserkrone als ein Geschenk der Paulskirche anbieten sollte. Bei der hohen Bedeutung des Augenblickes fragte ich aber vor dem Beginn der Vorlesung den General-Adjutanten v. Rauch um Rath; dieser ließ sich den Aufsatz vorlesen, erschrak über den jedenfalls merkwürdigen Inhalt jener alten Prophezeihung und hielt es für besser, daß der König gerade jetzt nichts davon erführe. Ich mußte sofort in Charlottenburg noch ein anderes Programm schreiben, und jener Aufsatz ist dem Könige nie vorgelesen worden. Er befindet sich unter meinen Papieren.

Am 5. Mai war ich nach Berlin gekommen, um am Abende in Charlottenburg zu lesen, speiste mittags bei dem General-Adjutanten v. Rauch und erhielt hier unerwartet die Nachricht, daß die Vorlesung im Stadtschlosse zu Potsdam stattfinden solle. Ich hatte kaum noch Zeit, mit dem Könige zusammen hinüber zu fahren. Der Tag war überhaupt ein mannigfach bewegter. Zwei Bataillone des Regiments Kaiser Alexander waren nach Dresden zur Bekämpfung des dort ausgebrochenen Aufruhrs abgerückt; während des Abends kamen Nachrichten von dem gefährlichen Stande der Dinge dort, sowie von Unruhen in Frankfurt a. M., Köln u. s. w. Auch wurde bekannt, daß die Berliner Demokraten bei Zehlendorf eine Volksversammlung abhalten wollten, und der König befahl, dieselbe auf jede Weise zu verhindern oder sie im Nothfalle mit Gewalt niederzuwerfen, womit der Major Geyr v. Schweppenburg mit zwei Eskadrons

Garde-Husaren beauftragt wurde. Daß unter solchen Umständen die Vorlesung häufig unterbrochen und aus dem engen Zirkel weniger Offiziere fast ein Staatsrath wurde, läßt sich denken.

Am 26. Mai fand wieder die erste Vorlesung auf Sanssouci statt, und zwar, was nur zwei Mal in zehn Jahren vorgefallen ist, im Freien auf der obersten Terrasse vor dem Mitteleingange des Schlosses. Die Mücken waren indessen so unerträglich, daß die Vorlesung unterbrochen und im Musikzimmer Friedrichs des Großen fortgesetzt werden mußte. Für einen Maler wäre bei dieser Umgebung die Gruppirung um den Theetisch eine sehr dankbare Aufgabe gewesen.

Am nächsten Vorlese-Tage (den 2. Juni) gab mir der König zum ersten Male etwas vorzulesen, was ich nicht auf dem Programm vorgeschlagen hatte. Es war ein Theil des Zuschauers in der „Neuen Preußischen Zeitung“, die sogenannten Enthüllungen Nr. 5 enthaltend. Aehnliche Fälle kamen nur sehr selten vor.

Am 9. Juni erzählte der König beim Eintreten in das Theezimmer, daß er soeben seinem Bruder Wilhelm (Prinz von Preußen) das Oberkommando über das nach Baden gegen die Rebellen bestimmte Armeekorps übertragen habe. Am 23. Juni trafen denn ebenfalls während der Vorlesung die telegraphischen Depeschen von der Besetzung Mannheims und Heidelbergs, Wegnahme der Neckarlinie und dem Gefechte bei Waghäusel ein.

Am 1. September war zum ersten Male auf Sanssouci Ihre Majestät die Königin wegen einer Reise nach Pillnitz nicht gegenwärtig, und die Gesellschaft bestand daher nur aus Herren. Da ich bis dahin immer zum Souper mit dem Kammerherrn und dem Flügel-Adjutanten in das Nebenzimmer — die rothe Kammer — gegangen war, so war ich überrascht, daß heute im Konzertzimmer und unmittelbar am Tische des Königs für mich servirt wurde. Zum ersten Male nahm ich nun auch an dem lebhaften und interessanten Tischgespräche Theil, was später

jedesmal geschah, wenn der König allein und keine Damen, sondern nur Herren gegenwärtig waren. Ich ersah daraus, daß die Erlaubniß, in Gegenwart Ihrer Majestät der Königin an dem Souper theilnehmen zu dürfen, eine besondere Gunst war, zu welcher nur hoher Rang und Hofehre berechtigte, was mir auch später noch deutlicher werden sollte, als mir ein für alle Mal diese Begünstigung zugestanden wurde.

Als ich am 6. Oktober auf Sanssouci erschien, fand ich dort zwei italienische Künstlerinnen Signore Bertrandi, eine Sängerin und eine Harfenvirtuosin, welche während des Thees den Allerhöchsten Herrschaften etwas vortrugen, und zwar in wahrhaft künstlerischer Vollendung. Der König sah indessen während der Musikaufführung nicht ein einziges Mal von seiner Zeichenmappe auf, und auch die Königin gab kein Zeichen des Antheils oder Beifalls, so daß die armen Künstlerinnen verlegen wurden und nicht wußten, ob sie fortfahren oder was sie machen sollten. Nachdem sie drei Musikstücke vorgetragen, zogen sie sich eben so schweigend zurück, wie sie angefangen hatten; und während sie noch bei mir im Vorzimmer waren, kam der König selbst heraus, holte mich in das Theezimmer und sagte: „Nun kommen Sie, Schneider, und lesen Sie Mir etwas vor!“ Es schien fast, als wäre dem Könige die Verzögerung der Vorlesung durch diesen Musikvortrag unangenehm gewesen.

Am 13. Oktober machte ich eine ungemein peinliche Erfahrung. Während der Vorlesung eines neuen Gedichtes von Scheerenberg sprachen einige Damen des Hofes flüsternd mit einander. Der König, welcher für alle Dichtungen von Scheerenberg ein stets wachsendes Interesse zeigte, fuhr plötzlich auf und verbat sich jede Störung. Ich saß wie mit kaltem Wasser übergossen. War dieses Interesse des Königs auf der einen Seite hocherfreulich für mich, so konnte der Vorgang doch nicht dazu beitragen, mich zu einer von Seiten der Eingeladenen gern gesehenen Person zu machen. Später kam noch einmal der

Fall vor, daß junge Hofdamen an einem Nebentische etwas laut sprachen, worauf der König ihnen zurief: „Stille da hinten, die Weiber!“

So oft der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz den königlichen Hof besuchte, fielen, da dieser Fürst schwerhörig war, die Vorlesungen aus. Als dies das erste Mal geschah (17. November), kam der König selbst zu mir in die Gallerie der Flügel-Adjutanten, um mir zu sagen, daß die Vorlesung wegen Anwesenheit des Großherzogs ausfallen müsse. Als Ersatz dafür wurde ich am nächsten Tage, wo der Großherzog nach Berlin gefahren war, noch spät abends bestellt und mußte einen Besuch beim Professor Raupach unterbrechen, so daß ich erst nach dem Souper auf Sanssouci erscheinen konnte, nun aber bis nach Mitternacht lesen mußte.

Um diese Zeit begann der König über ihm eingesandte dramatische und andere Dichtungen mein Urtheil durch den Geheimen Kabinetsrath Illaire zu verlangen, zunächst in Bezug darauf, ob die Sachen sich zur Vorlesung eigneten, dann aber bei dramatischen Dichtungen wegen der Aufführbarkeit, endlich auch hinsichtlich der dafür zu bewilligenden Belohnungen; und ich darf wohl sagen, daß ich vieles für Schriftsteller habe thun können und gethan habe. Das war manchmal recht schwer, ist aber doch oft gelungen, wenn sonst Stimmung und Gelegenheit günstig waren.

Am 18. Januar 1850 verlieh der König mir den Rothen Adler-Orden 4. Klasse, den ersten Orden, den ich erhielt. Meine und meiner Familie Freude war groß, weil mir als Schauspieler diese Auszeichnung nicht hätte werden können. Als ich am 27. Januar zur Vorlesung in Charlottenburg erschien, bedankte ich mich beim Könige, als er durch das Adjutantenzimmer zur Königin hinüberging. Der König gab mir die Hand, freute sich meiner Freude und führte mich zur Königin, welcher er den neuen Ritter vorstellte. Die Königin gratulirte mir und sagte

dabei: „Es hat Meinem Manne gewiß ebenso viele Freude gemacht, Ihnen diese Auszeichnung verleihen zu können, wie Ihnen, dieselbe zu empfangen. Auch Ich freue Mich aufrichtig darüber!"

Bis zu diesem Tage war weder von einer Vergütigung für die Eisenbahnfahrt, noch für den Aufenthalt in Berlin, noch endlich für die Wagen nach Charlottenburg die Rede gewesen; auch dies kam jetzt zur Sprache und ordnete sich für die Zukunft.

Am 5. Februar kam der König plötzlich und ganz unerwartet gegen Abend nach Potsdam und ließ mich sogleich zur Vorlesung befehlen. Es hieß, daß er gekommen sei, um einer Aufführung geistlicher Musik beizuwohnen. Dies geschah aber nicht, und ließ der König die kleine Männergesellschaft sehr lange auf sein Erscheinen warten. Es war der Vorabend der feierlichen Beschwörung der Verfassung, und der König hatte seine bei dieser Gelegenheit zu haltende Rede in seinem Kabinet ausgearbeitet. — Ich mußte zwar Humoristisches lesen, aber der König verzog keine Miene, und den ganzen Abend herrschte eine sehr gedrückte Stimmung, die auch der eben aus Paris zurückgekehrte Hauptmann v. Schlegell, später Flügel-Adjutant, durch seine Erzählung dortiger Zustände und Vorgänge nicht zu verscheuchen vermochte.

Am 16. Februar fand die Vorlesung im Charlottenburger Schlosse nicht in dem Theezimmer der Königin, sondern im Vortragszimmer des Königs statt, welcher auf einem Ruhebette lag, da er sich bei einem seiner nächtlichen Spaziergänge durch den Fall über eine steinerne Bank am Schienbein beschädigt hatte. Vor dem Souper machte ein Kammerdiener halbstündlich frische Umschläge von Bleiwasser, ohne daß die Vorlesung deshalb unterbrochen werden durfte. Nach dem Souper kam auch die Königin und besorgte nun selbst die Umschläge. Trotz der Schmerzen war der König von der heitersten Laune und ließ die Vorlesung gegen den Wunsch des Leibarztes bis Mitternacht dauern.

Auch am 23. Februar, 2. und 9. März fanden die Vorlesungen noch vor dem Ruhebette statt, da die Wunde am Schienbein nur sehr langsam heilte. Das letzte Mal wurden indessen schon keine Umschläge mehr gemacht; der König war an diesem Tage zum ersten Male wieder bei der Tafel erschienen, nachdem das Unwohlsein fast vier Wochen gedauert. — Die Vorlesungen währten an diesen Abenden jedesmal sehr lange, da der König, weil er seiner gewohnten körperlichen Bewegung entbehrte, keine Neigung zum Schlaf hatte.

Da ich stets bemüht war, dem Könige etwas Neues zu bringen, und zwar historisch auf den Tag Bezügliches oder der Zeit Angehöriges, so bildete sich eine Gewohnheit dafür heraus. So z. B. ließ mir Seine Majestät am 6. April mittags 3 Uhr durch den Kammerdiener Tiedke sagen, ich möchte abends doch eine Beschreibung des am Tage vorher in meiner unmittelbaren Nachbarschaft in Potsdam stattgehabten Brandes vorlesen. So wenig ein solcher Stoff sich für eine humoristische Behandlung eignete, so gelang es mir doch, von 4—7 Uhr nachmittags einen ziemlich umfangreichen Aufsatz zu beenden, der denn auch das Glück hatte, den König ganz besonders zu amüsiren.

Die schwierige Aufgabe, welche mir bei Anwesenheit der berühmten französischen Schauspielerin Rachel durch die unvorbereitete Vorlesung der Tragödie „Polyeukt" von Corneille gestellt wurde, und die Umstände bei ihrer Lösung habe ich in dem Abschnitte „Mademoiselle Rachel" ausführlicher geschildert. Der König hörte mich überhaupt gern französisch lesen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der König, wenn Ihre Majestät die Königin abwesend war, nie in demselben Zimmer lesen ließ, wo die Vorlesungen in Gegenwart der Königin stattfanden. In Sanssouci wurde in solchen Fällen nicht im Musikzimmer Friedrichs des Großen, sondern im ovalen Marmorsaale gelesen, — im Potsdamer Stadtschlosse nicht in der zweiten Etage und im Wohnzimmer der Königin, sondern in der ersten

Etage in dem Audienzzimmer Friedrichs des Großen, einige Male auch im Vorzimmer der Königin, — in Charlottenburg nicht im grünen Theezimmer, sondern im runden Speisesaale. Auch in dieser Beziehung hatte der König stets die zarteste Rücksicht für seine Gemahlin.

Am 26. August 1850 las ich zum ersten Male außerhalb der königlichen Schlösser. Die Truppen hatten Herbstmanöver in der Gegend von Gütergotz, und ich hatte einigen Offizieren des 1. Garde-Regiments zu Fuß versprochen, sie im Biwak zu besuchen, hatte mir auch das Gedicht „Waterloo“ von Scheerenberg eingesteckt. Der König sah mich beim Bereiten der Biwaks und ließ mir sogleich sagen, ich möge zum Thee nach Gütergotz in das Hauptquartier kommen, welches im Hause des Landraths Albrecht aufgeschlagen war. Da ich nichts Anderes mitgebracht, als jenes Scheerenbergsche Gedicht, welches der König schon zweimal gehört, so war ich in der größten Verlegenheit, denn zu einem Hineinfahren nach Potsdam war es bereits zu spät. Der König ließ sich indessen das Gedicht bis zur Schlacht bei Ligny noch einmal vorlesen. Seit dieser Zeit wurde ich jedesmal in die Manöver-Hauptquartiere befohlen, sah mich aber von nun an besser vor. Von Gütergotz aus ging der König in die Manöver-Hauptquartiere Teltow und Müncheberg und fragte in beiden abends beim Thee, ob ich da sei. Nun sorgte der Flügel-Adjutant Oberst v. Bonin dafür, daß ich am 25. September nach Treuenbrietzen bestellt wurde. Auch diese Ausflüge benutzte ich, wie später die Reisen, um Gesehenes und Erlebtes humoristisch zu bearbeiten, welche Arbeiten den König vorzugsweise erfreuten. Die Harmlosigkeit des Scherzes schlug meist gerade die rechte Saite an, welche der Humor in einem Hofzirkel überhaupt erklingen lassen darf.

Am 7. September dauerte es abends ungewöhnlich lange, bis der König aus seinem Arbeitszimmer zum Thee kam. Die politischen Verhältnisse mit Hessen, Bayern und Oesterreich trübten

sich und überbürdeten den König mit Arbeit. Da die Königin und die eingeladenen Damen sich langweilten, so sandte die Königin ihren Kammerherrn, Grafen Dönhoff, zum Könige und ließ anfragen, ob ich nicht unterdessen anfangen könne, etwas vorzulesen. Graf Dönhoff hatte seinen Auftrag an den Flügel-Adjutanten ausgerichtet, und dieser brachte die Antwort aus dem Kabinet: nein! es solle gewartet werden, bis Seine Majestät komme. Ueberhaupt hielt der König bei jeder Gelegenheit aufrecht, daß ich nur bei seiner Person Dienst zu thun hätte, und die Formen seiner Suprematie wurden auch in den kleinsten Dingen von ihm nachdrücklichst gehandhabt. So z. B. kam es anfangs vor, daß einer der anwesenden Prinzen schon vor dem Eintritt des Königs mein Programm gelesen hatte und den Wunsch aussprach, vorzugsweise einen der dort verzeichneten Aufsätze vorlesen zu hören. Dergleichen Wünsche wurden nie erfüllt. Ueberhaupt schien der König es nicht gern zu sehen, wenn jemand außer ihm selbst das Programm durchlas; nur der Minister Graf zu Stolberg durfte es in die Hand nehmen. Meistentheils brachte der König das Programm mit aus seinem Arbeitszimmer, wo es vom Sonnabend Morgen an stets auf seinem Arbeitstische lag. Am auffallendsten war wohl, daß der König in der ersten Zeit jeden Abend, dann aber nur hin und wieder, die Königin fragte: „Elise, was soll Schneider lesen?" — Wenn dann die Königin aus den vorgeschlagenen Sachen etwas wählte, so kam es doch selten dazu, sondern es wurde irgend etwas Anderes gelesen. Die Königin merkte das sehr bald und erwiderte später gewöhnlich auf das Anerbieten: „Was Du willst, lieber Fritz. Mir ist alles gleich willkommen."

Unmittelbar nach der Reise in das Manöver-Hauptquartier Treuenbrietzen ließ mir der König sechszig Friedrichsd'or zur Bestreitung der Reisekosten auszahlen, da er gehört hatte, daß ich für meine Fahrten nach Charlottenburg u. s. w. bisher keinerlei Entschädigung erhalten. Am 15. Oktober kam dazu auch die

Ernennung zum Hofrath, und nun verschwand nach und nach das ängstliche Gefühl, welches mich oft inmitten der Hofumgebung beschlichen hatte. Jetzt erst war meine frühere Laufbahn vollständig abgeschlossen, und ich durfte mich in den schwierigen Verhältnissen mit größerer Unbefangenheit bewegen.

Oktober und November brachten mehrere sehr unerquickliche Vorlese-Abende, da die politischen Verhältnisse sich trübten. — Am 26. Oktober hatte ich im rothen Vorzimmer von Sanssouci die merkwürdige Unterredung mit Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen über die konstitutionellen kurhessischen Offiziere, welche in einem anderen Abschnitte dieser Erinnerungen ausführlicher besprochen ist. Am 2. November herrschte außerordentliche Verstimmung durch die Entlassung des Ministers v. Radowitz und den Einmarsch der Bayern in Hessen. Namentlich befand sich der stets gegenwärtige Prinz von Preußen in einer außerordentlichen Aufregung. Am 9. November war vormittags der Ministerpräsident Graf Brandenburg begraben worden, und abends nach der Vorlesung kam die telegraphische Depesche nach Sanssouci, daß die Bayern mit unseren Truppen bei Bronzell einige Schüsse gewechselt. Dann trat die Mobilmachung der Armee ein; kurz, es war eine schwere Aufgabe, bei solcher Stimmung den König und die Hofgesellschaft durch Vorlesungen zu fesseln und zu erheitern. Hin und wieder gelang es indessen doch, und der König sprach dann jedesmal beim Weggehen seinen besonderen Dank dafür aus.

Am 30. November hielt ich im Saale des Kasino eine Vorlesung zur Anschaffung warmer Kleidungsstücke für die ausmarschirten Truppen. Der König bestimmte den Tag auf einen Sonnabend und äußerte gegen die Damen v. Luck, v. Tümpling u. s. w., welche ihn dazu einluden: „Da Schneider Sonnabends zu Mir kommt, so kann es ihm ja einerlei sein, wenn Ich auch einmal zu ihm komme!“ Durch die Rückkehr des Ministers v. Manteuffel von Olmütz, wo die Kriegsfrage entschieden, das

heißt: beigelegt worden war, wurde der König indessen am Kommen verhindert. Die Soirée fand aber mit glänzendem Erfolge statt.

Die Vorlesungen waren nun bereits so zur Gewohnheit geworden, daß ich sogar an Tagen, wo der König die Theatervorstellung besuchte, bestellt wurde, um nach dem Souper noch etwas zu lesen (14. Dezember). Zum ersten Male kam es auch vor, daß der König abends eigenhändig: „Bravo!" auf das Programm schrieb, um zu bezeichnen, was ihm besonders gefallen (21. Dezember). Bei den Huberschen „Skizzen aus Irland" bemerkte der König mit Bleistift: „Gelesen!" da die Königin ihm daraus selbst vorgelesen; ein Wink für mich, den Gegenstand nicht weiter auf das Programm zu setzen.

Am letzten Vorlese-Abende dieses Jahres wurde Ihre Majestät die Königin so unwohl, daß sie sich zurückziehen mußte. Der König entfernte sich mit seiner Gemahlin und erschien nicht zum Souper, sondern kam erst nach demselben wieder, um in der Lektüre fortfahren zu lassen. Der König war überhaupt an diesem Tage ungemein ernst gestimmt, da mittags der österreichische Premierminister, Fürst Schwarzenberg, welcher mit dem Freiherrn v. Manteuffel von den freien Konferenzen in Dresden zurückgekommen war, in Charlottenburg gespeist hatte.

Das Jahr 1851 begann unter günstigen Umständen für mein Verhältniß zum Hofe, und der 20. Januar war ein entscheidender Tag dafür. Am 18. Januar wohnte ich dem Ordensfeste in Berlin bei und gab bei dieser Gelegenheit mein Programm ab. Nachmittags wurde ich indessen abbestellt, da Ihre Majestäten von dem Feste zu ermüdet seien; ich solle aber am Tage darauf kommen. Auch an diesem Tage wurde ich abbestellt, weil die Majestäten sich entschlossen hatten, das Theater zu besuchen. Der Fourier bestellte aber, Seine Majestät ließen mir sagen, ich solle nur, da ich zwei Tage vergebens gewartet, selbst einen Tag bestimmen, wo ich ihm etwas vorlesen wolle. Natürlich hielt ich es für meine Pflicht, mich gleich am andern

Abende in Charlottenburg zu melden, und hier war es, wo ich beim Serviren des Soupers von dem Hofmarschall Grafen Keller die Weisung erhielt, heute im Zimmer Ihrer Majestät der Königin zu soupiren. Wie schon bemerkt, war ich bisher, wenn Ihre Majestät die Königin der Vorlesung beiwohnte, mit dem dienstthuenden Flügel-Adjutanten und dem Kammerherrn zum Souper in ein anderes Zimmer gegangen und erst nach Beendigung desselben zur Fortsetzung der Lektüre befohlen worden. Heute wurde mein Couvert neben die der übrigen Gesellschaft, den Majestäten gegenüber, gelegt. Der Flügel-Adjutant Major v. Manteuffel sagte mir während des Soupers, daß dies eine Ehre sei, welche, so lange es einen königlich preußischen Hof gebe, noch nie einer Person bürgerlichen Standes und in einem Hofdienstverhältnisse widerfahren sei. Ueber die Veranlassung dazu erzählte mir derselbe, daß der König bei der Mittagstafel den Hofmarschall gefragt, weshalb ich nicht bei der Abendtafel bliebe und erst nach derselben zur Fortsetzung der Lektüre jedesmal wieder gerufen werden müsse, worauf dann der Befehl erfolgte, ich solle künftig bleiben. Gleich darauf sagte der König aber, der Hofmarschall möge sich bei Ihrer Majestät erkundigen, ob derselben diese Anordnung genehm sei. Die Königin hatte darauf erwidert, daß sie nicht allein nichts dagegen, sondern sich stets im Stillen darüber gewundert habe, wie das nicht schon längst geschehen sei. Damit war die Sache geordnet, und mein Verhältniß zur Hofgesellschaft wurde nun sofort ein anderes. Der König richtete häufig während des Soupers das Wort an mich, und die Unterhaltung wurde weniger förmlich. Daß diese Auszeichnung auch manchen Neid und manche Mißgunst hervorgerufen haben mag, ist mir nach späterer Erfahrung mit anderen Personen, über deren Auszeichnung durch die Majestät man sich auch gegen mich mißgünstig aussprach, sehr wahrscheinlich, obgleich ich persönlich davon nichts erfahren.

Am 15. Februar fand zum ersten Male eine Vorlesung

im Berliner Schlosse statt, und es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, in Räumen zu verkehren, wo die beiden Majestäten im März und April 1848 so viel Schmachvolles erlebt und ertragen. Während des ganzen Abends konnte ich das schmerzliche Gefühl der Erinnerung nicht los werden. Ueberdies setzte mich dieser Abend in mannigfache Verlegenheit. Prinz Carl begann nämlich während des Soupers über die von mir redigirte „Wehrzeitung" zu sprechen, weil gerade damals an der Stiftung eines Gegenorganes gearbeitet wurde. Mit größter Sorgfalt hatte ich stets vermieden, auf irgend eine Art bei Hofe meine politisch-literarische Thätigkeit zu erwähnen, weil ich sehr wohl fühlte, daß sonst meine Stellung überhaupt bald eine ganz unhaltbare werden müsse. Schon die Unterredung mit Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen am 26. Oktober des vorigen Jahres hatte mich über die Schwierigkeit dieser Stellung peinlich belehrt; heute Abend wurde indessen ganz offen und wie von einer bekannten Sache davon gesprochen, daß ich selbständig die „Wehrzeitung" redigire, und ich konnte nur schweigend über mich ergehen lassen, was ich nicht ändern konnte. Nach dem Souper nahm mich der König allein in eine Fensternische und sagte, er habe wohl bemerkt, daß ich nicht hätte antworten wollen, fand dies auch ganz angemessen, verlangte aber nähere Nachricht über das Projekt einer „Landwehr-Zeitung", wie die neue Anti-Wehrzeitung heißen sollte. Ich sagte, was ich wußte, und erfuhr bei dieser Gelegenheit wenigstens, daß der König aufmerksam meine fortgesetzte Thätigkeit auf dem Felde der politisch gewordenen Militärliteratur verfolgte.

Im Ganzen habe ich nur selten im Berliner Schlosse vor den Allerhöchsten Herrschaften gelesen, und es kam dort auch nie zu einer rechten Behaglichkeit, wie in Potsdam oder Charlottenburg. Die Erinnerung an jene furchtbaren Märztage ruhte zu schwer und sichtlich auf den Räumen, als daß der Hof sich hier hätte wohl befinden können.

Am 15. März hatte ich aus alten Aktenstücken und Originalbriefen König Friedrich Wilhelms I. einen Aufsatz über die Veranlassung zum Bau des Vernezobreschen, jetzt Prinz Albrechtschen, Palais vorgelesen und der König dabei geäußert: „Das ist so hübsch, daß die Birch eigentlich ein Stück daraus machen müßte!" Gleich am nächsten Tage begab ich mich zu dieser eben so geschickten wie fruchtbaren Bühnen-Dichterin, theilte ihr den Ausspruch des Königs sowie das literarische Material mit, und Frau Birch ergriff die Idee mit solcher Lebhaftigkeit, daß ich schon am 10. Mai das fertige, später oft gegebene Stück: „Wie man Häuser baut" den Majestäten vorlesen konnte. Als ich dem Könige meldete, daß das Stück fertig sei, befahl Allerhöchstderselbe in einer besonderen Ordre von Ludwigslust aus, wo die Taufe des Erbgroßherzogs von Mecklenburg stattgefunden, daß die Vorlesung sogleich nach der Rückkehr erfolgen solle, was denn auch geschah und sehr erfreute.

Am 22. Mai erhielt ich unerwartet den Befehl, mich sofort nach Warschau zu begeben, wohin der König einige Tage vorher zum Besuche des Kaisers von Rußland abgereist war. Ueber dort Erlebtes spricht ein besonderer Abschnitt dieser Erinnerungen. Ich brachte es sofort nach der Rückkehr in eine humoristisch erzählende Form und mußte, je nachdem es fertig wurde, ausschließlich daraus an mehreren aufeinanderfolgenden Abenden auf Sanssouci vorlesen. Gleich der erste Abend (7. Juni) sollte mir den Beweis geben, daß diese Art der Abendunterhaltung für den König bereits die Macht einer angenehmen Gewohnheit angenommen; denn meine Vorlesung fiel auf den Todestag des Hochseligen Königs und auf den Vorabend des heiligen Pfingstfestes, Tage, welche sonst bei Hofe in höchster Stille und Zurückgezogenheit zugebracht wurden. Beide Majestäten waren früh nach Charlottenburg gefahren, um dort das Mausoleum zu besuchen. Um nicht aufdringlich zu erscheinen, wollte ich unter solchen Umständen morgens meine gewöhnliches Programm

gar nicht abgeben und fragte deshalb den Hofmarschall um Rath, der indessen doch keine Entscheidung übernehmen wollte. Nun gab ich es allerdings dem diensthuenden Kammerdiener Woytasch, welcher aber erklärte, an einem solchen Tage dem Könige das Programm zu einer Abendunterhaltung nicht vorlegen zu können. Ich erwartete nun bis zum Abend die Abbestellung; als sie indessen nicht kam, mußte ich mich wie gewöhnlich einfinden. Der Flügel-Adjutant v. Bonin sah mich, verlangte mein Programm und nun ließ der König die Vorlesung sofort beginnen. Der Anfang meiner humoristischen Beschreibung der Warschauer Reise gefiel so ungemein, daß sie jeden weiteren Vorlese-Abend fortgesetzt werden mußte und der König besondere Einladungen dazu ergehen ließ. Auch am 19. Juli, dem Sterbetage der Hochseligen Königin Luise, wurde nicht ausgesetzt und der Schluß gelesen, nach welchem der König und auch die Königin ihr ganz besonderes Wohlgefallen darüber aussprachen.

Einige Tage nachher trat der König seine große Reise nach Königsberg und Pillau zu den Herbstmanövern, dann nach Erdmannsdorf und dann nach Hohenzollern an, auf welcher letzteren ich zum ersten Male die Ehre hatte, Seine Majestät begleiten zu dürfen. Ich hatte dies dem Flügel-Adjutanten Grafen Blumenthal zu danken, welcher, wahrscheinlich durch den Erfolg meiner Beschreibung der Reise nach Warschau veranlaßt, dem Könige Aehnliches für die Reise zur Huldigung nach Hohenzollern in Aussicht gestellt. Es sollte unterwegs mehrere Male zur Vorlesung beim Thee kommen, zuletzt auch während der Fahrt auf dem Bodensee; aber jedesmal trat eine Verhinderung ein. Auch von dieser Reise brachte ich eine reiche Ausbeute für die späteren Vorlese-Abende auf Sanssouci mit, und gab ich den verschiedenen Schilderungen den Namen: „Papierkörbliches" wegen der aphoristischen Form. Der Ausflug von Lindau am Bodensee, wo ich mich von dem Gefolge des Königs trennte, durch

die Schweiz nach Neufchatel war auch in anderer Hinsicht förderlich, doch gehört das nicht an diese Stelle.

Nach Potsdam zurückgekehrt, kam ich zum Beginn der Herbstmanöver der 6. Division, zu welchen der König sich schon am Freitage, den 12. September, nach Treuenbrietzen begeben hatte, wohin ich sofort befohlen wurde, als ich in Sanssouci meine Rückkehr gemeldet. Dort begann die Vorlesung der Erlebnisse und Beobachtungen von der Reise nach Hohenzollern und Neufchatel, zu denen auch die in dem Abschnitte „Fanny Oldi" geschilderten Vorgänge gehörten. Unter den einzelnen, meist humoristischen Schilderungen befand sich auch eine, welche den König zu so heftigem und anhaltendem Lachen brachte, wie ich selten erlebt. Es waren die allerdings sehr komischen Vorgänge, welche der Mohr des Königs, Hagen, mit einigen Küchenweibern in Hechingen gehabt. Da in dem Hauptquartier Treuenbrietzen nur Offiziere beim Thee gegenwärtig waren, so waren etwas starke Farben in der Schilderung erlaubt. Der Scherz gefiel aber so sehr, daß der König auf lange hin den Eindruck nicht vergaß. Gleich den nächsten Vorlese-Abend im Manöver-Hauptquartier Ferch bei Potsdam fing der König wieder davon an, und ich mußte es noch einmal, abermals vor Offizieren und abermals unter nicht endendem Gelächter lesen.

Der König war von Potsdam aus mit dem königlichen Dampfschiffe „Alexandra" über den Schwielow-See nach Ferch, begleitet von Ihrer Majestät der Königin und den Damen des Hofes, gefahren und hatte erst kurz vor der Abfahrt aus Sanssouci befohlen, daß ich mit auf dem Dampfschiffe fahren solle. Der Befehl traf mich aber so spät, daß ich trotz aller Eile erst an dem Abfahrtsorte — dem gräflich Ingenheimschen Garten an der Chaussee nach Brandenburg — anlangte, als das Dampfschiff bereits abgestoßen hatte. Als der König mich, verlegen über die unverschuldete Verspätung, am Gartenufer stehen sah, befahl er, daß das Schiff wieder anlegen und mich noch ein-

nehmen solle, was viele Schwierigkeiten machte und mich noch mehr in Verlegenheit setzte; denn nichts ist in Hofverhältnissen peinlicher, als sich Gegenstand für die Aufmerksamkeit aller zu fühlen. Als man bei Ferch angekommen, wurden die Biwaks durchfahren, wozu mir der Hofmarschall einen Platz auf dem Wagen der Hofdamen anwies.

Nachdem die Königin sich dann mit den Damen nach Potsdam zurückbegeben hatte, ging der König in das Speisezelt der Offiziere des 1. Garde-Regiments zu Fuß und befahl, daß ich hier meine Vorlesung halten sollte, wo dann wieder die Geschichte mit dem „Mohren" belacht wurde. Dann ging es in das Dorf zurück, wo der König nach dem Souper im Hause des Försters die Lektüre fortsetzen ließ. Am Tage darauf fand wieder Vorlesung in Sanssouci statt, und hier sollte ich nun abermals die „Mohrengeschichte" vorlesen und zwar Ihrer Majestät der Königin, welcher der König wiederholt davon erzählt hatte. Natürlich hatte ich gerade das Blatt, welches die „Mohrengeschichte" enthielt, verloren; wobei es diesmal sein Bewenden hatte. Zwei Tage nachher mußte ich in das Hauptquartier Petzow am Schwielow-See kommen, und auch hier fing der König wieder von der „Mohrengeschichte" an, und ob ich denn das Blatt noch nicht wiedergefunden hätte; — eben so bei der nächsten Vorlesung auf Sanssouci. Bis dahin hatte es verloren bleiben müssen. Nun aber wurde ich zum Mitgehen nach dem Jagdhause Hubertusstock in der Schorfheide befohlen und zwar mit dem Zufügen, dort seien keine Damen; ich solle mir also nur rechte Mühe geben, das Blatt mit der „Mohrengeschichte" zu finden.

Nachdem ich mit der Eisenbahn bis Biesenthal und von dort mit dem Leibarzte Dr. Grimm im Wagen bis zum Hubertusstock gefahren, kam ich um 6 Uhr dort an, und es ging sofort zum Thee, wobei der unglückliche Mohr nun endlich zur Ruhe kam. Auch am zweiten Tage, wo ich zum ersten Male die

Ehre hatte, mittags zur königlichen Tafel gezogen zu werden, fand abends eine lange Vorlesung statt. Ich hatte die mir bis dahin fremden Vorkommenheiten der Jagd und des ganzen Jägerwesens beobachtet und während des Tages einen humoristischen Aufsatz mit Ausdrücken aus der Jägersprache und über dort gehörte Anekdoten geschrieben, der abends, besonders durch seine Augenblicklichkeit, der ganzen Gesellschaft viel Vergnügen machte und die Veranlassung gewesen zu sein scheint, daß ich später auch zu anderen Jagden befohlen wurde. Ich beobachtete scharf, erkundete nach allen Seiten die Jagdvorgänge und konnte so immer des abends Neues und Bezügliches liefern; ein Eifer und Fleiß, den der König vielfach durch Wort und That anerkannte. Ich wurde dadurch der gewohnte und gern gesehene Begleiter des Königs bei seinen Jagden.

Als ich einige Tage nachher auf Sanssouci zur regelmäßigen Vorlesung erschienen war, kam der König selbst nach der Flügel-Adjutanten-Gallerie, wo ich wartete, und sagte mir: „Heute wird wohl nichts aus unserer Lektüre werden, denn der berühmte Architekt Hittorf aus Paris ist hier und will Mir seine Pläne und Ansichten neuer Bauwerke zeigen. Aber weggehen dürfen Sie deswegen nicht. Sie müssen zum Souper bei uns bleiben und jedenfalls morgen dafür kommen." (12. Oktober.)

Am 15. Oktober, zum Geburtstage des Königs, erhielt ich den schon auf der Burg Hohenzollern am Huldigungstage mir zugesagten Haus-Orden von Hohenzollern, als ich mich morgens zur Gratulation auf Sanssouci einfand, aber erst als die Gratulation vorüber war, und zugleich den Befehl, mich abends in Paretz einzufinden, wohin der Hof sich nach dem Diner begeben wollte, um den Geburtstag nur im Kreise der Familie zuzubringen. Auch dies war eine Auszeichnung, weil bis dahin niemand außer der im Dienst befindlichen Umgebung in diese Einsamkeit mitgenommen worden war. Da der König auch am 16. noch in Paretz blieb, so mußte ich am nächsten Tage abermals hinaus-

kommen. Diesmal war aber eine größere Gesellschaft, da der König die in Potsdam bei den Regimentern stehenden jungen Prinzen hatte einladen lassen. Der schmerzlichen, aber auch erhebenden Erinnerungen an den Hochseligen König gab es in dem so stillen Paretz mancherlei. Wie hätte ich früher je denken können, daß ich in einem Ruhesitze, zu dem bei Lebzeiten König Friedrich Wilhelms III. nur wenige der Höchsten und Auserwählten Zutritt hatten, jemals zu den Eingeladenen und unter diesen zu den Beachteten gehören würde!

Die heiteren Abende im Jagdhause Hubertusstock und meine von mir selbst zu humoristischen Aufsätzen benutzte Unkenntniß in der Jägerei hatten die königlichen Prinzen Carl und Albrecht veranlaßt, mich während des Monats Oktober mehrere Male zu den Parforcejagden im Jagdschlosse Stern bei Potsdam einzuladen. Da ich damals aus Gesundheitsrücksichten ein Reitpferd benutzte, so konnte ich die Jagden mitreiten und demgemäß ein humoristisches Protokoll derselben bei Tische verlesen. Diese scherzhaften Arbeiten machten so viel Glück, daß beide königliche Prinzen verlangten, ich solle mir einen rothen Rock machen lassen, dann jedes Mal die Parforcejagden mitreiten und ein für alle Mal die Redaktion und den Vortrag der Protokolle übernehmen. Gleich übersehend, wohin eine solche Ueberhebung in einer so durchaus aristokratischen Gesellschaft führen könne, wich ich dem gewiß freundlich gemeinten Anerbieten aus, indem ich vorschützte, daß mir die Mittel zur Anschaffung einer so kostbaren Garderobe fehlten. Die Prinzen mußten dies Seiner Majestät dem Könige mitgetheilt haben; denn bei der Vorlesung am 1. November in Sanssouci sagte der König mir plötzlich, ich solle mir auf seine Kosten einen vollständigen Parforce-Jagdanzug machen lassen, damit ich die Jagden seiner Brüder mitreiten könne. Hier half nun die Ausflucht der Mittellosigkeit nicht mehr, und ich bat daher Seine Majestät, mich zu entschuldigen, da ich wohl fühle, keinen Anspruch auf die Aufnahme

in eine Gesellschaft zu haben, zu welcher nur adliche Geburt, Stand und Reichthum berechtige. Der König erwiderte, daß ja auch der Stabsarzt Dr. Weiß bei diesen Jagden den rothen Rock trage; ich unterstand mich aber, auf meinen früheren Stand und auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, daß irgend ein Mitglied der Gesellschaft sich dadurch vielleicht für berechtigt halten könne, einen Scherz auf meine Kosten zu machen, den ich nicht zu ertragen gesonnen sei. Ich wisse wohl, daß Seine Majestät und die königlichen Prinzen, sowie diejenigen Personen, welche mich in meinen neuen, ehrenden Verhältnissen kennen gelernt, mir sehr wohl wollten; dies sei aber nicht von allen vorauszusetzen, und namentlich nicht von denen, die mich für einen anmaßenden Eindringling halten könnten. Der König hörte meiner etwas warm werdenden Auseinandersetzung zu, gab mir dann die Hand, und es war nachher nie wieder von einem rothen Rocke die Rede.

Wahrscheinlich um ein für alle Mal zu zeigen, daß der König meine Anwesenheit bei den Jagden und dem Diner billige, wurde ich am 3. November zur Vorlesung des Protokolls bei der großen Hofjagd am St. Hubertusfeste im Jadgschlosse Grunewald befohlen. Natürlich erschien ich dabei im schwarzen Frack mit Orden, machte erst die Jagd mit, dinirte mit der Gesellschaft im Schlosse und wurde während des Diners an die königliche Tafel gerufen, um das Protokoll vorzulesen. In der Thür zwischen dem Kabinete, in welchem sich die königliche Tafel befand, und dem Mittelsalon, in welchem sich die ganze Jagdgesellschaft aus den oberen Räumen zusammendrängte, stehend, mußte ich diesmal — und dann alljährlich bis 1858 einschließlich — das Protokoll lesen, dessen Inhalt ich indessen jedesmal erst dem Prinzen Carl zur Genehmigung vorlegte. Sowohl die Abfassung, als das Vorlesen dieser St. Hubertus-Protokolle gehörte mit zu den schwierigsten Aufgaben meines Dienstes. In Gegenwart der Königin und der Prinzessinnen

mußte das äußerste Maß im Humor gehalten werden, und doch verlangte Ort, Stimmung und Gesellschaft das möglichst Drastische. Die stete Wiederholung und der jedesmal laut ausgesprochene Beifall des Königs sprechen indessen für das Gelingen. Ich wurde dadurch eine so bekannte Persönlichkeit bei diesen Jagdfesten, daß der Hofkünstler Grawert mich auf Befehl des Königs auf dem Bilde von der Hubertusjagd anbringen mußte, welches 1858 auf der Berliner Ausstellung war und dann im Jagdschlosse Grunewald aufgestellt wurde.

Am 26. November fand die feierliche Beisetzung des verstorbenen Königs Ernst August in Hannover statt, und der König hatte befohlen, daß ich mich am 25. seinem Gefolge dahin anschließen solle, weil in Braunschweig übernachtet und dort eine Vorlesung stattfinden werde. Es wurde zwar weder auf der Hin-, noch auf der Rückreise etwas aus der beabsichtigten Vorlesung; aber in Braunschweig kam es im Hotel du Rhin, wo das ganze Gefolge wohnte, zu ungemein komischen Vorgängen, da alle Militärpersonen vergessen hatten, tiefe Hoftrauer mitzunehmen. Der König hörte davon und redete mich auf der Fahrt von Braunschweig nach Hannover auf mehreren Stationen an, indem er verlangte, ich solle ihm für Sanssouci eine recht vollständige Schilderung aller Reisebegebenheiten zusammenstellen, ja wo möglich schon für Braunschweig, wohin er für die Nacht zurückkehren werde. Das war ein unerwarteter und gefährlicher Auftrag für die Reise zu einem fürstlichen Begräbniß. Ich hielt ihn auch nicht für ernsthaft gemeint und wollte nur das Material zu einer genauen Beschreibung der Pompe funèbre sammeln.

In Hannover und dann im Schlosse Herrenhausen angekommen, wo die feierliche Beisetzung der königlichen Leiche stattfand, kam ich zum ersten Male, ohne meine Schuld und gewiß ohne meinen Willen, in eine peinliche Lage wegen meiner Stellung und meines äußerlich noch auf keine Weise geordneten Verhält-

nisses zum Hofe überhaupt. Ich wollte aus den Fenstern des Vorzimmers Seiner Majestät den großartigen Leichenzug übersehen und wartete dort mit dem Geheimen Kämmerier Schöning, bis der König sich hinab begeben haben würde, als ein Flügel-Adjutant des Königs von Hannover erschien und den Geheimen Kämmerier Schöning bat, ihm zu folgen, da er beauftragt sei, dem Gefolge Seiner Preußischen Majestät die bestimmten Plätze anzuweisen. Schöning hatte indessen noch mit dem Könige zu sprechen und wies auf mich, da ich auch zum Gefolge gehöre. Ich weigerte mich zwar, allein zu gehen, der Flügel-Adjutant drängte aber, da sein übriger Dienst ihn in Anspruch nehme, und so folgte ich denn, weil ich glaubte, es handle sich nur um einen Platz als Zuschauer auf irgend einer Estrade.

Schon im nächsten Zimmer befanden wir uns mitten in dem Leichengefolge. Zunächst Stabsoffiziere aller Truppengattungen, im zweiten Zimmer Generale und Minister, im dritten die höchsten Hofchargen, alle schweigend und mich betrachtend, als der Flügel-Adjutant mich allein hindurchführte. Ich fühlte mich wie mit Blut übergossen, als alle Blicke auf mir hafteten, und ich bat meinen ebenso höflichen wie dienstfertigen Führer, er möge mir erlauben, umzukehren, da hier wohl nicht mein Platz sei; er wollte das aber durchaus nicht zugeben, da der junge König Georg ihm ausdrücklich aufgetragen habe, das persönliche Gefolge des Königs von Preußen an den für dasselbe bestimmten Platz zu führen, während die mitgekommenen preußischen Militärpersonen bei den hannöverschen Generalen und Stabsoffizieren verweilen sollten. So führte er mich denn unmittelbar in das Thronzimmer, wo die königliche Leiche in Parade unter dem Thronhimmel stand und von den Großwürdenträgern der Krone und des Hofes umgeben war. Hier standen an der Fensterwand der General-Adjutant, die Flügel-Adjutanten vom Dienst, der Leibarzt 2c. des Königs von Preußen, und sahen mich auch ihrerseits mit großen Augen an,

als mein Führer mich mitten unter sie stellte. Ich drückte mich so tief als möglich in eine Fensternische, werde aber die Minuten nicht vergessen, die ich dort zugebracht; denn ich hatte das richtige Gefühl, nicht dorthin zu gehören. Unter den Hofchargen, welche mit den Insignien auf Kissen den königlichen Sarg umstanden, befand sich mir gerade gegenüber der Kammerherr und Intendant des Hof-Theaters v. Meding, unter dessen Direktion ich erst wenige Jahre vorher Gastrollen gegeben; ich sah ihm an, daß er sich gar nicht zusammenreimen konnte, wie ich, mit Orden dekorirt und von einem königlichen Flügel-Adjutanten geleitet, an diesen Platz komme. Glücklicherweise dauerte die peinliche Lage nicht lange. Mein Führer hatte mir zwar beim Weggehen gesagt, das persönliche Gefolge habe sich beim Leichenzuge unmittelbar den Königlichen Majestäten anzuschließen, ich war aber, sobald ich meine Lage erst erkannt, fest entschlossen, zurückzubleiben, was ich denn auch, als der Trauerzug sich in Bewegung setzte, that, so daß ich alles Uebrige vom Fenster aus mit ansah. War ich bis dahin immer schon auf das äußerste bemüht gewesen, mich persönlich so unbemerkt wie möglich zu halten, so veranlaßte das in Hannover Erlebte von nun an eine verdoppelte Vorsicht, und ist mir auch Aehnliches nicht wieder passirt.

Kaum nach Potsdam zurückgekommen, wurde ich schon zur Vorlesung befohlen und mir dabei gesagt, ich möge nur ja die Reisebeschreibung nach Hannover mitbringen. Also war es dem Könige doch Ernst damit! Nun war guter Rath theuer, und ich schrieb noch bis zum Abend nieder, was irgend zu erzählen war, beschränkte mich aber auf die Fahrt bis Braunschweig und den Aufenthalt dort, ohne Hannover und die Trauerfeierlichkeit auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Der Scherz hatte — ich möchte sagen — das Unglück, wieder sehr zu gefallen, obgleich ich doch erreichte, daß wenigstens von einer Fortsetzung nicht die Rede war. Der König muß aber wohl,

wie gewöhnlich, anderweitig davon gesprochen haben, daß er sich über meine humoristische Beschreibung der Reise zur Beisetzung nach Hannover sehr amüsirt; denn später gab mir der Minister Graf zu Stolberg zu verstehen, daß man an anderen deutschen Höfen wohl wisse, wie ich dem Könige die Reisen dahin auf lächerliche Weise schildere. Das ist zwar nie und nirgend von mir geschehen, wie meine Manuskripte ausweisen; aber was half ein solches Bewußtsein gegen die gelegentlichen, noch obenein für mich gut gemeinten Aeußerungen des Königs.

Vom 6. Dezember an wurde ich jedesmal in einer königlichen Equipage zu den Vorlesungen von Berlin nach Charlottenburg gefahren, so daß sich auch in dieser Beziehung mein Verhältniß äußerlich entsprechender gestaltete. So hatte denn das Jahr 1851 durch die Reisen, die Ordensverleihung und durch die größere Vertraulichkeit der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften meine Stellung befestigt, meine Wirksamkeit ausgedehnt.

Im Jahre 1852 fand am 24. Januar beim königlichen Theater die Feier der 25jährigen Amtsführung des Regisseurs Weiß statt. Ich erzählte den Majestäten davon und erhielt den Befehl, den Jubilar dazu von beiden Majestäten und den sämmtlichen anwesenden königlichen Prinzen zu beglückwünschen. Ich kam zwar erst gegen Mitternacht von Charlottenburg zurück, begab mich aber noch spät zu Tietz Unter den Linden, wo ich die Festgäste noch versammelt fand. Nachdem ich den Intendanten Herrn v. Hülsen von meinem Auftrage benachrichtigt hatte, richtete ich dem Jubilar die Glückwünsche der Majestäten aus und blieb dann noch bis ein Uhr in der Gesellschaft. Es war das erste Mal seit dem Jahre 1848, daß ich mich wieder in der Gesellschaft meiner früheren Kollegen befand. Wie manche Erinnerung wurde hier angeregt, aber auch wie viel anders erschienen mir Personen und Gespräche, als früher. Freilich war ich auch früher nie unmittelbar von dem Souper des Königs in den Kreis eines theatralischen Festmahles getreten. Dagegen

hatte ich beim Theater dreißig und bei Hofe erst vier Jahre gelebt; dessenungeachtet fühlte ich, daß die Trennung eine vollkommene geworden war.

Am 25. März begab sich der König nach Meurs am Rhein, wo diese Grafschaft die 150jährige Einverleibung in das Königreich Preußen feierte. Auch auf dieser Reise mußte ich den König begleiten, weil unterwegs sowohl wie dort Abendvorlesungen stattfinden sollten, und wie früher beschrieb ich die Erlebnisse in einem humoristischen Aufsatze, welcher später an mehreren Abenden unterhielt. Auch in Meurs selbst kam es zu einer Vorlesung in dem dortigen alten Schlosse. Unvergeßlich wird mir von dieser Reise der kurze Aufenthalt in der Stadt Krefeld sein, wo ich als junger Schauspieler bei der Derossischen Truppe in den kümmerlichsten Verhältnissen gelebt hatte und jetzt in königlicher Equipage die Ehrenbezeugungen von Personen empfing, die mich damals für unwürdig gehalten haben würden, ihr Haus zu betreten. (Siehe den betreffenden Aufsatz: Le Meursius prussien.)

Am 6. Mai begab sich der König nach Myslowitz an die russische Grenze, um dort den Kaiser zu empfangen, die Kaiserin aber zum Besuch in Potsdam zu geleiten. Ich erhielt erst kurz vorher den Befehl, mitzugehen, um bei dem zweimaligen Uebernachten in Breslau vorzulesen, wozu es aber nicht kam. In Kosel auf der Rückreise war Kaiser Nikolaus wieder besonders gnädig gegen mich und reichte mir vor dem ganzen Hofe die Hand, erinnerte sich auch mit Vergnügen der Tage in Warschau und Skierniewice im vergangenen Jahre. Auch diese Reise gab wieder Stoff zur Beschreibung.

Am 8. Mai abends kamen wir nach Potsdam zurück, und schon am 9. (Sonntag) kam ein Jäger mit der Frage, ob ich wohl vorbereitet sei, der Königin etwas vorzulesen. Da Ihre Majestät sich noch nie etwas allein hatte vorlesen lassen, so begriff ich diese Frage nicht, bejahte sie aber. Es war schon

7 Uhr abends, ich konnte also nur rasch Toilette machen und mich auf das Schloß begeben, wo alle Hofstaaten versammelt und die zahlreiche Gesellschaft in höchster Gala war. Die Kaiserin befand sich dagegen ganz allein in den Zimmern Friedrich Wilhelms I., und nur ab und zu durften einzelne ihrer Brüder und Schwestern in ihr Zimmer kommen, da sie sich sehr leidend befand und durchaus kein Geräusch vertragen konnte. Zum ersten Male befand ich mich in einer Gala-Versammlung des preußischen Hofes und wußte gar nicht, wie ich mich stellen oder rangiren sollte, da niemand von meiner Bestellung etwas wußte, auch nicht begriff, was ich bei einer solchen Veranlassung im Schlosse zu thun haben konnte. Ich durfte selbst nicht glauben, daß der König oder die Königin sich in dieser geräuschvollen Umgebung etwas vorlesen lassen würden, und hielt die ganze Bestellung für ein Mißverständniß, als Prinz Albrecht mich aufsuchte und mir sagte, die Kaiserin habe gewünscht, daß ich ihr etwas vorlesen solle, und zwar womöglich etwas, was sie an ihre Vaterstadt Berlin erinnere und worüber sie lachen könne, was bei ihrem kranken Zustande gar nicht mehr vorkomme. Nun war ich orientirt und erfreut. Es dauerte denn auch nicht lange, so holte mich der König selbst zur Kaiserin hinein, wo nur die Königin und die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg gegenwärtig waren. Das Zimmer war fast dunkel und nur von wenigen Schirmlampen erhellt; die Kaiserin saß in einem tiefen Lehnstuhl in halb liegender Stellung und sagte mir einige freundliche Worte. Ich mußte vorschlagen, was wohl ihren Wünschen entsprechen könne, und empfahl „Die Landpartie" von Glasbrenner. Als der König und die Königin auch ihrerseits diesen echten Berliner Scherz empfahlen, mußte ich mich hinter die Rücklehne des Lehnstuhls der Kaiserin setzen, so daß meine Lichte nicht genirten; der König flüsterte mir zu, möglichst leise zu lesen, und nun las ich die Landpartie fast ganz zu Ende. Im Anfange herrschte eine beängstigende Stille,

dann aber brach der König bei einigen komischen Stellen in das ungenirteste und glücklicherweise ansteckendste Gelächter aus, so daß die Kaiserin mehrere Male mit der Hand winkte, eine Pause zu machen, damit sie sich erst vom Lachen erholen könne. Doch blieben ihr manche echt Berliner Ausdrücke unverständlich, da sie seit 1817 nicht mehr im Volkstone hatte sprechen hören, so daß vielerlei Erklärungen die Vorlesung unterbrachen. Während derselben kamen nach und nach die einzelnen Schwestern und Brüder, aber nur wenn ein Anwesender hinausgegangen war, da die Kaiserin gewünscht, daß nie mehr als fünf Personen in ihrem Zimmer sein möchten.

Daß die Kaiserin sich sehr wohl unterhalten und behaglich gefühlt, bewiesen die am 13., 14. und 15. hintereinander befohlenen Vorlesungen in ihrem Zimmer.

Als ich nach Beendigung der Lektüre und mit dem Danke der Kaiserin entlassen aus dem Zimmer in die glänzende Gesellschaft zurücktrat, von welcher niemand bis dahin die Kaiserin von Angesicht gesehen hatte, war das Erstaunen groß, daß ich über eine Stunde in dem engsten Kreise der königlichen Familie hatte verweilen dürfen, und mich selbst überkam nun erst das ganze Bewußtsein dieser Bevorzugung. — An den folgenden Abenden las ich das damals erst erschienene Heldengedicht: „Leuthen" von Scheerenberg in drei Absätzen und mit solcher Erregung, sowohl durch die Dichtung als durch die Umgebung hervorgerufen, daß ich mich nachher ganz erschöpft fühlte. An diesen Abenden waren in dem Zimmer der Kaiserin außer der gesammten königlichen Familie und dem Großfürsten Konstantin auch viele hervorragende Personen gegenwärtig, deren Verzeichniß sich bei den betreffenden Programmen befindet. So vollständig, wie bei dieser Gelegenheit, habe ich die königliche Familie selten beisammen gesehen! Die Scheerenbergsche Dichtung verlangt die ganze Aufmerksamkeit des Zuhörers, und ich war erstaunt, die Kaiserin trotz ihres leidenden Zustandes an drei Abenden

hintereinander mit voller Spannung dem Vortrage folgen zu sehen.

Am 21. Mai hatte sich der ganze königliche Hof mit dem unterdessen ebenfalls angekommenen Kaiser Nikolaus nach Charlottenburg begeben, und da auf den 22. mein gewöhnlicher Sonnabend fiel, so mußte ich mich unbestellt dort einfinden. In Berlin hörte ich aber schon, daß der Hof das Ballet Satanella besuchen werde, also keine Aussicht zu einer Vorlesung sei. Um 7½ Uhr abends kam mir indessen doch noch der Befehl, mich sogleich in Charlottenburg einzufinden, da der Kaiser und die Kaiserin mich nach dem Souper noch lesen hören wollten. Als ich draußen ankam, promenirten die Allerhöchsten Herrschaften noch im Garten, und ich mußte — auch zum ersten Male — den Herren vom Hofstaate in dem Parterrezimmer der Königin Sophie Charlotte das Gedicht „Leuthen" vorlesen, von dem seither bei Hofe viel gesprochen worden war. Als der Kaiser aus der Balletvorstellung in Berlin zurückgekehrt war, wurde ich zu den Allerhöchsten Herrschaften hinaufbefohlen, und hier fand vor dem Beginn der Vorlesung das merkwürdige Gespräch mit dem Kaiser statt, welches in dem Abschnitte: „Petersburg" erzählt ist. Ich mußte nun meine „Landpartie nach Sanssouci von Piefke und Bomhammel" zur größten Ergötzlichkeit der Allerhöchsten Herrschaften vorlesen und erhielt beim Wegfahren die Weisung von dem Hofmarschall, mich von nun an jeden Abend, so lange der Kaiser und die Kaiserin noch verweilten, unbestellt in Sanssouci einzufinden.

Natürlich war ich pünktlich da, wurde aber erst am 26., als der Kaiser schon wieder abgereist war, zur Kaiserin befohlen, und zwar mit dem Bemerken, ich möge eine „Gespenstergeschichte" mitbringen, da die Kaiserin von ihren Schwestern gehört habe, daß ich ihnen so schöne Gespenstergeschichten vorgelesen habe; was denn auch geschah und besonders den Damen gefiel, während der König sich darüber lustig machte.

Dem glänzenden und geräuschvollen Treiben während der Anwesenheit der kaiserlich russischen Herrschaften folgten dann wieder die stillen Abende im engsten Kreise der königlichen Familie, mir stets die liebsten und glücklichsten, weil sich in ihnen die ganze Liebenswürdigkeit des Königs, sein vielseitiges und tiefes Wissen und seine große Herzensgüte fesselnd entfalteten.

Vom 23. Juni bis 5. Juli machte der König eine Revue-Reise in die Rheinprovinzen, um gleichzeitig die Kaiserin von Rußland aus Schlangenbad abzuholen und nach Potsdam zurück zu begleiten. Da mehrere lange Abende in den Rheinstädten bevorstanden, so wurde ich zum Mitgehen befohlen. Es kam aber weder in Münster, Benrath, Stolzenfels, noch in Trier zu einer Vorlesung, dagegen am 30. Juni auf der Rückreise des Königs von einer Truppenmusterung in Köln nach Stolzenfels zu einer solchen auf dem Dampfschiffe „Prinzessin von Preußen", zwischen den Städten Linz und Koblenz, man kann wohl sagen, einer Vorlesung unter erschwerenden Umständen. Der König war mit den Truppen und der Aufnahme in Köln sehr zufrieden gewesen und bestieg in der heitersten Stimmung das Dampfschiff, auf welchem der ganze Stab des Generalkommandos 8. Armeekorps und viele Offiziere aus Koblenz sich befanden. Schon auf der Hinfahrt am Morgen hatte der König nach einem Buche über das Treiben der „Emigrirten" in Koblenz während der französischen Revolution gefragt, so daß ich also auf der Rückfahrt eine Vorlesung erwarten konnte. Als wir abends an das Siebengebirge kamen, fragte mich der König auf dem Verdecke, was ich zum Vorlesen mitgebracht. Ich machte auf die letzte Reise nach der russischen Grenze aufmerksam, und so mußte ich denn unter dem Zelte der ganzen militärischen Gesellschaft vorlesen. Von ungefähr kam das Gespräch auf die Scheerenbergsche Dichtung „Leuthen", die der König nun schon mehrere Male gehört, welche aber keiner der anwesenden Generale und Offiziere kannte. Nun mußte ich auch diese bis zur einbrechenden Dunkelheit, und

zwar mit höchster Anstrengung lesen; denn das Rauschen des Dampfschiffes, die Böllerschüsse aus jedem Dorfe am Ufer, das Vivatgeschrei der am Ufer aufgestellten Bevölkerung, das alles war kaum zu übertönen! — Ich wurde auch am Abende vollkommen heiser und blieb es mehrere Tage. Gleichwohl war die Wirkung des mächtigen Gedichtes unter diesen Umständen auch eine außerordentliche und wurde als solche vom Könige bezeichnet, wenn er sich in späteren Jahren daran erinnerte.

Nach der Heimkehr fand in Potsdam am 13. Juli der Vorgang mit der französischen Schauspielerin Rachel statt, den ich in dem Abschnitte „Mademoiselle Rachel" ausführlicher aufgezeichnet. — Einige Tage darauf erhielt ich von dem Herzoge von Sachsen-Koburg-Gotha das Verdienstkreuz seines Sachsen-Ernestinischen Hausordens, und bat den König persönlich um die Erlaubniß, denselben tragen zu dürfen; was ich auch bei späteren Ordensverleihungen jedesmal vor dem Beginn der Vorlesung that, um dadurch die öffentliche Anzeige zu vermeiden, daß ich abermals einen fremden Orden erhalten.

Am 4. August machte der König eine Reise nach Putbus auf Rügen, um drei Wochen das Seebad zu gebrauchen. Dort standen einsame Abende in Aussicht, und so erhielt ich den Befehl, mitzugehen. Die Reise ging über Stettin und Bromberg nach Danzig, bis wohin die neue Eisenbahn eingeweiht wurde. In Weichselmünde erfolgte die Einschiffung am Bord des Postdampfschiffes „Königin Elisabeth", und der Minister Graf zu Stolberg ließ mir sagen, daß der König für den Abend an Bord Lektüre befohlen habe; ich wurde aber, als wir in See kamen, sofort so heftig seekrank, daß daraus nichts werden konnte und bis Putbus von einem Verlassen der Koje nicht die Rede war. Als der König von meinem Zustande hörte, hatte er die Gnade, mich in der Kajüte zu besuchen und mir baldige Besserung zu wünschen. Das fortdauernde Erbrechen griff aber meinen Hals dermaßen an, daß ich zwar den ersten Abend nach der Ankunft

in Putbus, dann aber sieben Tage lang nicht lesen konnte, weil ich total heiser geworden war. Vom 14. an las ich dann täglich bis zur Rückreise. Am 14. hatte der Fürst Malte von Putbus den König zu einer Soirée eingeladen, und da er seinem königlichen Gaste die gewohnte Unterhaltung bieten wollte, so wurde auch ich eingeladen. Wegen anderweiter, musikalischer Vorträge kam es nicht zur Lektüre, und zwar aus der sonderbaren Ursache, weil der König, selbst Gast, mich nicht auffordern konnte, Fürst Putbus, der mich als Gast geladen, mich nicht darum zu bitten wagte und ich mich doch nicht anbieten konnte. So erklärte sich das Verhältniß am nächsten Abende, als der König mich fragte, weshalb ich beim Fürsten nicht etwas gelesen hätte.

Die Zeit meiner Heiserkeit hatte ich benutzt, um mich reichlich für Historisches und Oertliches der Insel Rügen vorzubereiten, und es wurde Abend für Abend Gebrauch davon gemacht. Die Gesellschaft war mit sehr geringen Abwechselungen täglich dieselbe, auch auf Stubbenkammer, wo die Nacht vom 16. auf den 17. zugebracht wurde. Hier kam es zu einer merkwürdigen Scene. Das ganze Gefolge, bei welchem sich auch Alexander v. Humboldt befand, war durch die Seefahrt um die Halbinsel Mönchgut herum, das Diner auf Arkona, die abermalige Seefahrt und das Besteigen der Höhen von Stubbenkammer so übermüdet, daß man sich schon beim Thee kaum wach erhalten konnte. Als der Thee getrunken war, glaubte jeder, der König werde das Gefolge nun entlassen; statt dessen hieß es: „Schneider wird uns etwas vorlesen, ein griechisches Trauerspiel ‚Nausikaa‘, welches Mir Graf Gröben geschickt. Wen von den Herren das interessirt, der möge noch bei Mir bleiben!" — Natürlich blieben alle und ergaben sich in ihr Schicksal. Ich hatte ein besonders unterhaltendes Programm gerade für den Abend auf Stubbenkammer zusammengestellt und war nicht wenig erstaunt, daß der König das Ernsteste wählte. Die Ermüdung war denn auch so allgemein, daß die ganze Gesellschaft einschlief und General v. Gerlach

sowie Oberst v. Schoeler endlich laut schnarchten. Nur der König, dem die Scene großen Spaß zu machen schien, und Alexander v. Humboldt blieben wach. Der Blick von außen, wo viele Menschen standen, in das hell erleuchtete Zimmer soll von außerordentlicher Wirkung gewesen sein, und lange hielt noch nachher der Scherz über die „Nausikaa auf Stubbenkammer" in der Umgebung des Königs vor. Natürlich benutzte auch ich — das Beste, was ich dem Spotte gegenüber thun konnte — den Vorgang zu einer humoristischen Darstellung.

Bei den späteren täglichen Vorlesungen in Putbus kam ich mehrere Mal dadurch in Verlegenheit, daß Alexander v. Humboldt gleich nach dem Souper oder auch schon während desselben, da er abends nichts aß, irgend etwas Mitgebrachtes zu lesen begann, eben erhaltene Briefe aus Aegypten oder einen Artikel des Journal des Débats, der König aber ihn jedesmal unterbrach und mir anzufangen befahl. Das konnte dem berühmten Manne unmöglich angenehm sein und ließ es mich um so begreiflicher finden, wenn er mir nicht wohl wollte.

Auf der Rückreise nach Berlin mußte ich auch zwei Abende im Schlosse zu Stettin vorlesen, da der König dort und in andern pommerschen Städten die Truppen des 2. Armeekorps manövriren ließ. Für einen der Abende hatte ich mir das Material zu einer Darstellung des Gefechtes bei Stresow auf Rügen von dem großen Generalstabe aus Berlin verschreiben müssen.

Da bei der Rückkehr nach Potsdam Sanssouci durch Abwesenheit der Königin noch sehr einsam war, so brachte der König mehrere Abende im Marmorpalais bei der dort wohnenden Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, Prinzessin Charlotte von Preußen, zu, und auch ich wurde am 12. September dorthin befohlen. Es wurde indessen hier nur nach dem Souper gelesen, da die Konversation beim Thee eine sehr belebte war.

Am Geburtstage des Königs ging es wieder nach Paretz,

und am 29. Oktober erhielt ich den Befehl, mit nach Letzlingen in der Altmark zu gehen, wo jährlich große Treibjagden abgehalten werden. Ich lag an einer Grippe darnieder, die mich verhindert hatte, in diesem Jahre mit nach dem Hubertusstock in der Grimnitz zu gehen, wo meine Abwesenheit nach der Aeußerung des Königs sehr verspürt worden war und den sofortigen Befehl für Letzlingen veranlaßt hatte. Obgleich noch nicht ganz hergestellt und an einer entzündeten Nase leidend, wollte ich doch Letzlingen nicht versäumen und bereitete mich durch allerlei Jagdliches darauf vor. Während der dreitägigen Anwesenheit dort konnte ich zwar nur abends zu den Vorlesungen mein Zimmer verlassen und sah von den Jagden nichts, hatte aber die Freude, daß der König sich außerordentlich gut unterhielt und so herzlich und anhaltend lachte, daß der anwesende Herzog von Braunschweig mich einlud, mit nach dem Jagdschlosse Blankenburg im Harz zu kommen, wohin der König und die Königin, welche am 30. Oktober in Letzlingen angekommen war, sich als Gäste des Herzogs begaben. Ich blieb während des ganzen Aufenthalts in Letzlingen unwohl, las wegen fortdauernder Heiserkeit nur mit Mühe und wurde unter anderm am 30. abends 10¼ Uhr noch aus dem Bette auf das Schloß geholt, um von 10½ bis 11½ Uhr den Majestäten aus „Münchhausens Jagd- und Reiseabenteuern" vorzulesen.

In Blankenburg kam es zu einer Vorlesung nicht, wie überhaupt nie an einem fremden Fürstenhofe. Nach Potsdam zurückgekehrt, mußte ich am 3. November wieder im Grunewalder Jagdschlosse das Protokoll der vorjährigen Jagd lesen, welches ich während des Aufenthaltes in Letzlingen geschrieben und dort den Prinzen Carl und Albrecht zur Genehmigung vorgelegt hatte. Als mit dem 20. November die Zahl meiner Vorlese-Abende bereits auf 200 gestiegen war, wollte ich die Gelegenheit benutzen, das bisher Geleistete in übersichtliche Erinnerung zu bringen, da ich noch immer weder Gehalt, noch irgend eine Re-

muneration für meinen Dienst bezog, und schrieb einen Aufsatz über Dantal, den Vorleser Friedrichs des Großen, dem ich eine statistische Uebersicht meiner eigenen Vorlesungen anfügte. Der Zweck wurde aber verfehlt, da der König Anderes wählte. Auch später ist dieser Aufsatz nie zum Vortrage gekommen.

Am 21. Dezember wünschte der Prinz Carl, der auf der Jagd mit dem Pferde gestürzt war und lange das Bett hüten mußte, daß ich ihm auf seinem Krankenlager etwas vorlesen möge. Es geschah dies vormittags 11 Uhr in Gegenwart der am Bette sitzenden Prinzessin Luise, nachmals Landgräfin von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Die Besuche des Kaisers von Oesterreich sowie des Erzherzogs Maximilian, welche Abschied vom Prinzen nahmen, unterbrachen die Vorlesung.

An den beiden Weihnachtsfeiertagen mußte ich eine spannende Erzählung „Die Geheimnißvollen im Schlosse zu Eishausen" vorlesen, erlebte aber am zweiten Abende zum ersten Male, daß der König während der Vorlesung sehr unwohl wurde. Er hatte beim Prinzen Albrecht dinirt und sich an einer Fischspeise den Magen verdorben. Kaum hatte die Lektüre begonnen, so veränderte der König die Farbe, stöhnte und zeigte schwere körperliche Belästigung. Als ich auf den Wink der Königin aufhörte, schlug der König die Augen auf, fragte, weshalb ich mich unterbrechen ließe, und befahl mir, fortzufahren und mich gar nicht um sein Stöhnen zu kümmern. Das Uebelbefinden dauerte fort, und die Königin bat dringend, ein medizinisches Mittel dagegen zu gebrauchen; aber der König verweigerte es, hielt die Augen zwar fortwährend geschlossen, zeigte aber durch eingestreute Worte und Fragen, daß er der Vorlesung mit Aufmerksamkeit folge, blieb auch noch während des Soupers, aber ohne etwas zu genießen, und zog sich erst dann auf sein Zimmer zurück. Trotz des Unwohlseins behielt der König doch immer seine liebenswürdige Laune und zwang hin und wieder die wenigen Anwesenden zum Lachen über einen witzigen Einfall.

Das Jahr 1853 begann gleich am Neujahrstage, weil er auf einen Sonnabend fiel, mit einer Vorlesung; wie denn überhaupt ein für alle Mal der Sonnabend beibehalten wurde. Trat ein Hinderniß ein, so wurde ich dafür am Sonntag oder Montag befohlen, ja es kam vor, daß der König mich schon am Donnerstag oder Freitag bestellen ließ, wenn er voraus wußte, daß er am Sonnabend verhindert sein werde.

Es trat nun der gewöhnliche Verlauf ein. Von Charlottenburg einige Wochen in das Berliner Schloß, dann nach Charlottenburg zurück, dann mehrere Vorlese-Abende in Potsdam im Stadtschlosse, wenn der König zu Truppenbesichtigungen oder zu Jagden herüberkam, endlich die Uebersiedelung des Hofes, erst in das Potsdamer Stadtschloß, dann nach Sanssouci.

Am 28. April starb der Geheime Hofrath Ludwig Tieck nach langem Krankenlager. Obgleich er eigentlich nie die regelmäßige Funktion eines Vorlesers gehabt, so galt er doch dafür, und der Gedanke meiner Freunde, daß ich nun offiziell in seine Stelle rücken würde, war sehr natürlich. Namentlich wurde das sehr bedeutende Gehalt desselben von 3000 Thalern erledigt, so daß ich hoffen konnte, nun eine Remuneration zu erhalten. Es zeigte sich aber, daß dieses Gehalt ein künstlich zusammengesetztes war, daß er nämlich Beträge aus der Theaterkasse als Dramaturg, von der Akademie und nur 500 Thaler aus der Hofstaatskasse für die wenigen gehaltenen Vorlesungen empfangen hatte. Es dauerte auch noch lange, ehe in dieser Beziehung etwas für mich geschah, weil ich mich nicht entschließen konnte, darum zu bitten.

Im Mai reiste der König nach Wien, um den vorjährigen Besuch des Kaisers von Oesterreich zu erwidern. Hatte der König die Absicht, auf der Reise sich etwas vorlesen zu lassen, oder wollte er mir die Freude machen, Wien unter so glänzenden Verhältnissen kennen zu lernen, da er mich kurz vorher gefragt, ob ich schon in Wien gewesen sei, was ich verneinen mußte;

kurz, er fragte mich, ob ich mit wolle, aber als blinder Passagier, da er seine Abendunterhaltung doch als Gast nicht offiziell mitbringen könne. Natürlich sagte ich freudig zu und erlebte viel Erfreuliches und Ehrendes auf dieser Reise. Zu einer Vorlesung kam es weder dort noch auf der Reise, eben so wenig auf einer Reise Ende Juli über Erfurt, Kassel, Soest und Rehme nach Westfalen, wo der König eine neue Eisenbahn einweihte, und wohin er mein Mitgehen befohlen hatte, weil stille Abende in Aussicht standen, statt deren sich aber sehr geräuschvolle gestalteten. Dagegen hatte ich desto mehr und angestrengter während des abermaligen dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Putbus auf Rügen vom 5. bis 22. August zu thun.

Kaum war man aus Westfalen zurückgekehrt, so ging es am 30. Juli früh nach Danzig, von dort zur Einweihung der vollendeten Ostbahn auf dieser nach Königsberg, wo bei sehr schlechtem Wetter glänzende Feierlichkeiten stattfanden. In Pillau wollte der König sich nach Putbus einschiffen, und ich sah schon mit Schrecken eine abermalige Seekrankheit und dadurch Unfähigkeit zum Vorlesen voraus, um so mehr, als Berichte von heftigen Stürmen auf der Ostsee einliefen. In dem Abschnitte „Zwei Nächte" habe ich schon erzählt, wie gnädig der König mitten unter den glänzenden Festlichkeiten meiner gedachte, mir die Seereise ersparte und mich über Stettin und Stralsund nach Putbus gehen ließ. Als am 5. der König wegen des fortdauernden Sturmes auch über Stettin in Putbus ankam, begannen noch an demselben Abende die Vorlesungen und dauerten bis zur Abreise von dort fort. Ich hatte zwar fleißig vorgearbeitet und reichlich Eigenes im Vorrath; doch wurde es schwer, jeden Abend etwas Neues und gerade dem Könige Gefälliges zu bringen. Einige humoristische Schilderungen von den Reisen nach Wien, Kassel und Königsberg gefielen besonders. Hier las ich auch mehrere Abschnitte „Aus meinem Leben", deren Aufzeichnung ich damals gerade begonnen hatte, natürlich nur diejenigen, welche

keinerlei politische Beziehungen hatten, eine Klippe, vor der ich mich auf das sorgfältigste hütete.

Die Abendgesellschaften in Putbus waren auch in diesem Jahre ungemein vertraulich und unterhaltend, die Vorlesungen aber immer sehr anstrengend, da sie ungewöhnlich lange dauerten. Auch nach Stubbenkammer ging es wieder; es kam aber dort zu keiner Vorlesung, da der König nach dem Diner unwohl wurde und früh zu Bett gehen mußte. Am 17. August schrieb ich zum letzten Male ein ganzes Programm (Nr. 232), da der König meinte, das mache mir zu viel Mühe, ich möge immer nur durchstreichen, was schon gelesen sei, er werde sich schon herausfinden. Ich ließ also eine Art von stehendem Programmschema von einem Buchbinder anfertigen, in dessen zwölf Rubriken Papierstreifen eingeschoben werden konnten, die, wenn ihr Inhalt gelesen war, herausgezogen und bei Seite gelegt wurden. Um aber meine eigenen Notizen über die interessanten Abende nicht zu verlieren, legte ich von Nr. 233 an eine Reihe von Protokollen an, in welchen bis zu Nr. 253 die ausgezogenen Papierstreifen aufgeklebt, von da an aber die jedesmal vorgelesenen Gegenstände besonders verzeichnet wurden. Der König erklärte sich mit meinem Arrangement vollkommen zufrieden und wiederholte dabei, daß er mir nur Mühe habe sparen wollen.

Bei der Abreise von Putbus erhielt ich den Befehl, mich sofort nach Erdmannsdorf in Schlesien zu begeben, wo Seine Majestät einige Tage am Gebirge verweilen wollte, zunächst aber vier Offiziere des 6. Königlich Bayerischen Infanterie-Regiments, zu dessen Chef der König ernannt worden war, über Stralsund, Rostock und Schwerin nach Berlin zu begleiten.

Ueber Potsdam und Dresden begab ich mich ungesäumt nach Erdmannsdorf, wo ich am 30. August früh ankam und bei meiner Meldung im Schlosse sogleich abends zum Thee befohlen wurde. Als ich mich einstellte, fand ich die Zimmer sehr eng und die eingeladene Gesellschaft sehr zahlreich. Da ich in neuer

Oertlichkeit und unter neuen Verhältnissen immer sehr vorsichtig war und abwartete, bis ich gerufen oder mir ein Platz angwiesen wurde, so harrte ich im Nebenzimmer und konnte durch die offene Thür wahrnehmen, daß der König mein Programm las und den Nächststehenden sagte: „Schneider hat wieder prächtige Sachen aufgeschrieben! Ich freue Mich sehr darauf.“ Dessen ungeachtet kam es zu keiner Lektüre, da der aus Berlin berufene Geheime Ober-Baurath Stüler Pläne zu neuen Bauten vorlegte, die das Interesse des Königs in so hohem Grade fesselten, daß ich ganz vergessen wurde. Der Minister Graf zu Stolberg, welcher alle die Etikette betreffenden Anordnungen in der Hand hatte, war wegen Unwohlseins auf sein Zimmer gegangen, und so konnte niemand bestimmen, was geschehen, welchen Platz ich einnehmen sollte. So mußte ich denn im Nebenzimmer bleiben und mir hier auch das Souper serviren lassen. Wieder fühlte ich, daß meine Stellung eigentlich noch auf keine Weise geordnet war, und daß ich jedem neu eintretenden Verhältniß gegenüber rathlos stand. Ich hatte weder einen Rang, noch ein bestimmt begrenztes Recht und war stets in Verlgenheit, ob ich mich als eingeladener Gast des Königs benehmen dürfte oder als Diener benehmen müsse. Schon am nächsten Abend war das Verhältniß wieder das alte und ich, durch den König selbst herbeigerufen, wieder inmitten der Gesellschaft, hatte die Freude, daß meine Arbeiten den König fesselten und erheiterten, und nebenbei die Ueberraschung, daß mir angekündigt wurde, ich solle den König demnächst auch auf der Reise in die Provinz Sachsen zu den dort stattfindenden Herbstübungen des 4. Armeekorps begleiten. Der König war übrigens während des ganzen Aufenthaltes in Erdmannsdorf in ungemein froher Stimmung und fühlte sich durch die in Putbus genommenen Seebäder besonders wohl und erfrischt.

Als ich von dort nach Potsdam zurückgekommen, empfing ich den König, der in Bellevue noch einem Ministerrathe präsidirt

hatte, auf dem Potsdamer Bahnhofe, und beim Aussteigen aus dem Waggon rief er mir schon zu: „Sie kommen doch heute zu Mir nach Sanssouci?!" — Darauf nicht vorbereitet, konnte ich mich kaum schnell genug anziehen und erfuhr auf Sanssouci, daß der König schon mehrere Mal gefragt habe, ob ich denn noch nicht da sei. Ich konnte mir diese Ungeduld nicht erklären, da weder Fortsetzungen für etwas mit besonderem Beifall Begonnenes vorlagen, noch überhaupt zur Aufstellung eines Programms Zeit gewesen war. Der König ließ mich in sein Arbeitskabinet kommen und sprach mit mir über einen am 1. September in der „Wehrzeitung" erschienenen Leitartikel, den er außerordentlich lobte und ganz mit seinen Ansichten übereinstimmend erklärte. Dieser Artikel hatte sich nämlich gegen die Feier von Gedenktagen solcher Schlachten ausgesprochen, in denen preußische Truppen vorzugsweise gegen andere deutsche Armeen gekämpft. Abermals hatte ich Ursache, den Monarchen in seiner echt deutschen Gesinnung kennen zu lernen.

Am 4. September ging es in die Provinz Sachsen und zuerst nach Merseburg, wo wir zu spät eintrafen, als daß noch eine Vorlesung hätte stattfinden können. Auch am Tage darauf kam es nicht dazu, weil mehrere Fürstlichkeiten während des Abends eintrafen. Am 6. aber sagte mir der König schon vormittags, ich solle am Abend die bereits in Erdmannsdorf vorgelesene „Schlacht bei Roßbach" noch einmal vorlesen. Ich machte darauf aufmerksam, daß gestern Abend auch mehrere österreichische Offiziere in der Gesellschaft zugegen gewesen seien, denen vielleicht das Anhören einer Darstellung gerade dieser Schlacht nicht besonders angenehm sein dürfte, und nun befahl der König, daß die kaiserlichen Offiziere erst um 9 Uhr zum Thee bestellt werden sollten, dagegen möge ich die Vorlesung recht früh anfangen. Diese Späterbestellung wurde ruchbar, und am Nachmittage ließ mich der Minister Graf zu Stolberg rufen, um mir noch ganz besondere Vorsicht einzuschärfen. Da auch

der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha und der Prinz Karl von Bayern anwesend waren, so wurde das Programm sorgfältig geprüft und meine Novelle: „Seydlitz und Soubise“ daraus entfernt, weil sie auf dem Schlosse in Gotha spielte. Ueberhaupt schien man auch von anderen Seiten besonders ängstlich wegen der heutigen Vorlesung, ohne daß ich den Grund davon erfahren hätte. Abends sollte nun aber die Schlacht bei Roßbach mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln und Auslassungen beginnen, als der König erfuhr, daß mit dem nächsten Eisenbahnzuge die verwittwete Königin der Niederlande Merseburg passiren werde, worauf er sich sofort zur Begrüßung derselben nach dem Bahnhofe begab. Als er von dort zurückkam, hatten sich die österreichischen Offiziere bereits eingefunden, und nun hieß es leise im Vorübergehen: „Für Roßbach ist es heute doch zu spät geworden. Schade! Ein ander Mal.“

Von Merseburg ging es, dem Manöver folgend, nach Freiburg an der Unstrut, wo es indessen in dem alten Bergschlosse nicht zur Lektüre kam, dagegen am 9. in Naumburg vor einer besonders zahlreichen fürstlichen und militärischen Gesellschaft.

Kaum war ich nach Potsdam zurückgekehrt, als ich auch schon am 12. September wieder zu den Manövern des Garde- und 3. Armeekorps in das Hauptquartier Rüdersdorf fuhr, wo ich an zwei Abenden hintereinander, natürlich wie bei allen solchen Gelegenheiten vorzugsweise Militärisches, vorlesen mußte. Da der Raum sehr beschränkt war, so waren allein die Fürstlichkeiten bei der Lektüre gegenwärtig, während die ganze militärische Gesellschaft in einem Zimmer jenseit des Flures saß. — Hier in Rüdersdorf gestaltete es sich, daß ich den Prinzen von Preußen auf seiner Reise als deutscher Bundes-Inspekteur nach Olmütz und Wien begleiten durfte. Bei der Vorlesung am 17. September auf Sanssouci erfuhr ich dies offiziell durch den Prinzen von Preußen und zugleich von dem Minister Grafen zu

Stolberg, daß der König, als er um Urlaub für mich gebeten wurde, geantwortet habe: „Nein! den Schneider kann Ich nicht entbehren.“ Erst auf die Vorstellung, welchen Nutzen man von meiner Reise erwarte, wurde der Urlaub bewilligt. Von meinem Dienste als Vorleser war auf dieser ganzen Reise im Gefolge des Prinzen von Preußen nicht die Rede.

Nach der Rückkehr aus Oesterreich ging es am 17. Oktober in das Schorfheiden-Jagdhaus Hubertusstock und für den 27. und 28. Oktober nach Letzlingen, wo wieder Jagdliches und Humoristisches an der Tagesordnung war. Ein am letzten Tage in Letzlingen geschriebener Aufsatz über meine Theilnahme an der großen Treibjagd gefiel dem Könige so sehr, daß, als wir nachmittags am 29. nach Potsdam zurückkamen, bald nachher ein reitender und dann noch ein anderer Bote mit dem Befehl kam, ja zur Abend-Vorlesung den Aufsatz aus Letzlingen mitzubringen, da der König ihn der Königin vorgelesen haben wollte. Dem schloß sich am 3. November wieder das Hubertusfest im Jagdschlosse Grunewald an, und das nun schon herkömmlich gewordene Protokoll wurde gelesen.

Hin und wieder fehlte es auch nicht an unerfreulichen Erfahrungen. So war es am 4. September vorgekommen, daß der König zum ersten Male einen von mir vorgeschlagenen Aufsatz: „Das Gespenst des Alpes“ nicht auslesen ließ, obgleich solche gespensterhafte und unheimliche Gegenstände ihn sonst sehr interessirten. — In diesem Jahre riß bei Anwesenheit der Prinzessin Friedrich der Niederlande bei deren nur französisch sprechenden Hofdamen die Gewohnheit ein, sich an den Nebentischen ziemlich laut zu unterhalten, während ich vorlas. Da sonst der König immer darauf hielt, daß nicht die geringste Störung beim Vorlesen stattfand — mußte doch das ganze Theegeschirr erst hinausgetragen sein, ehe ich anfing, damit kein Klappern mit den Tassen oder Löffeln störte — so war mir dies laute Sprechen und Kichern ungewohnt. Vergebens warf die Ober-Hofmeisterin

Gräfin Brandenburg mißbilligende Blicke dorthin, vergebens brummte der König vor sich hin, denn den fremden Hofdamen mochte er wohl nicht so strenge Worte zurufen, wie er es den Hofdamen der Königin bei ähnlicher Gelegenheit in meiner Gegenwart gethan; kurz, die Lage wurde für mich peinlich. Ein guter Einfall half mir indessen darüber hinweg. Ich fing an, leise und immer leiser zu lesen, wozu glücklicherweise auch der Gegenstand, eine Geistergeschichte, aufforderte, und brachte es durch dieses einfache Mittel dahin, daß endlich die vollkommenste Stille herrschte. Der König erkannte die Kriegslist und sagte beim Weggehen: „Holde Flöte, durch dein Pianospielen selbst wilde Thiere Freude fühlen!" Bekanntlich eine Stelle aus der Oper „Die Zauberflöte".

Mit dem Beginn des Jahres 1854 sollte sich nun endlich mein Verhältniß auch äußerlich feststellen. Bei Gelegenheit der letzten Reisen, die ich im Gefolge des Königs gemacht, scheint es zur Sprache gekommen zu sein, daß mir unverhältnißmäßige Kosten dadurch erwüchsen, und der Geheime Kabinetsrath Illaire ließ eines Tages bei mir anfragen, welche Geschenke, Gratifikationen u. dgl. ich während der fünf Jahre erhalten, in denen ich den Majestäten vorgelesen. Die Antwort: „Gar nichts!" scheint in Erstaunen gesetzt und die schließliche Regelung meiner Stellung beschleunigt zu haben; denn ich erhielt eine jährliche Remuneration von fünfhundert Thalern und für die verflossenen fünf Jahre in Pausch und Bogen fünfzehnhundert Thaler als nachträgliches Geschenk. Auch ließ der König meinen Namen in den Staatskalender, unmittelbar hinter den Geheimen Kämmerier und vor die Bibliothekare setzen, womit nun plötzlich alle Schwierigkeiten gehoben waren, die sich sonst in Rang- und Etiketten-Verhältnissen hin und wieder noch bemerkbar gemacht hatten.

Am 11. und 12. Januar nahm mich der König mit nach Freienwalde, wo große Jagden und abends zwei Vorlesungen im Schlosse abgehalten wurden, das erste Mal in großer Gesell-

schaft der zur Jagd Eingeladenen, das zweite Mal nur vor den Fürstlichkeiten in einem kleinen Zimmer, während die Gesellschaft im Saale versammelt blieb.

Im Mai und bei außerordentlich schönem Wetter beschloß der König, allein mit der Königin einige Tage in dem Jagdschlosse Letzlingen zuzubringen, aber ohne eine Jagd abzuhalten. Beide Majestäten wollten ganz einsam den schönen Wald genießen, und es wurden auch nur sehr wenige Personen des Gefolges dahin mitgenommen. Zu diesen gehörte ich, was als eine ganz besonders ehrende Auszeichnung bei Hofe betrachtet wurde. Es kam indessen dort nur einmal zur abendlichen Lektüre. Da nur so wenige Personen zu versorgen waren, so wohnte ich diesmal im Schlosse selbst, in dem Zimmer, wo sonst gewöhnlich Prinz Albrecht wohnt. Von dort wurde ich nach Naumburg befohlen, wohin der König am 31. Mai kommen wollte, und wo Lektüre beabsichtigt war, zu der es aber nicht kam, so daß ich am 1. Juni nach Potsdam zurückkehrte.

Hier las ich am 3. Juli in Sanssouci aus einer Novelle von Widmann „Das steinerne Bild im Schlosse zu Leuthen“ (Für stille Abende) und kam an die Stelle Seite 4 des Buches, 12. Zeile von unten:

„Oskar war zu weit links gegangen“, —

Sofort sagte der König: „Nun, Schneider, das kann man von Ihnen im Jahre 1848 nicht sagen!“ — Da in der Novelle mit „links“ eine Oertlichkeit gemeint ist, so überraschte und erfreute mich diese gewiß unveranlaßte Aeußerung doppelt.

Anfangs August sollte es abermals nach dem Seebade Putbus gehen; der König verwundete sich aber auf einem seiner nächtlichen Spaziergänge im Garten von Charlottenburg am Schienbein so, daß er bis zum 19. das Zimmer hüten und während dieser Zeit die Vorlesungen vor seinem Sopha im Vortragszimmer stattfinden mußten. Soupirt wurde aber nicht in diesem Zimmer, sondern unter dem Mittelthurm im runden

Saale; auch wurde nach dem Souper, nach Vorschrift der Aerzte, die Lektüre nicht fortgesetzt.

Der König war noch nicht ganz genesen, als am 19. August abends abgereist wurde. Um 9 Uhr in Stettin angekommen, war ich kaum in das für mich bestimmte Zimmer im königlichen Schlosse getreten, als ich auch schon den Befehl erhielt, zur Lektüre zu erscheinen. Ich fand den König nicht wie sonst in dem großen Pfeilersaale, sondern in einem kleinen Nebenzimmer auf dem Sopha sitzend. Gnädig wie immer empfing mich der König gleich mit der Nachricht, daß ich nicht zu Schiffe mit ihm zu gehen brauche, sondern über Reinberg und Stahlbrode nach Putbus gehen könne, weil ich doch so sehr von der Seekrankheit litte. Der König saß, den kranken Fuß in horizontaler Richtung, auf dem Sopha und war nur von wenigen der vornehmsten Personen umgeben. Kaum war daher die Vorlesung beendet, so fuhr ich über Pasewalk, Anklam und Greifswald zur Ueberfahrt bei Stahlbrode nach Rügen und kam, da ich mit Extrapost fuhr, schon vor dem Könige dort an.

Diesmal war der Aufenthalt in Putbus ein wenig erfreulicher; denn der König blieb nicht allein fortdauernd leidend am Fuße, sondern erkrankte auch anderweitig in den ersten Tagen. Vom 21. August bis 10. September fand täglich Lektüre statt, und die Gesellschaft bestand selten aus mehr als sechs bis acht Personen. Ich hatte während dieser Zeit mehrere Male die Ehre, ganz allein mit dem Könige zu sein, und jedesmal sprach er dann über die Verhältnisse und Stimmungen in der Armee, mit denen er mich wegen meiner schriftstellerischen Verbindungen vollkommen vertraut glaubte. Diese Unterredungen waren oft sehr häklicher Natur und setzten mich in Verlegenheit, aus der eben nur vollständige Offenheit und Unbefangenheit befreien konnte.

Es kam diesmal häufiger als sonst vor, daß mir der König selbst etwas vorzulesen gab, z. B. einige Gedichte von Schiller, die ihm aus dem Gedächtniß gekommen waren — die Beschrei-

bung der letzten Augenblicke des Königs von Sachsen u. a. m. Am 21. August hatte ich unbegreiflicherweise den Schlüssel zu meiner Mappe vergessen und wußte in der Verlegenheit, da die Vorlesung eben beginnen sollte, mir nicht anders zu helfen, als daß ich die Mappe aufschnitt. — Der König blieb während der ganzen Zeit unwohl, mußte sich sehr schonen, und der Leibarzt Dr. Grimm verlangte, daß Seine Majestät abends nicht so lange aufbleiben möge. Da der König dies selbst erzählte, so fragte ich nach dem Souper von Viertelstunde zu Viertelstunde an, ob ich weiter lesen solle, habe aber nie so lange dauernde Vorlesungen gehalten, wie gerade während dieser Zeit.

Am 11. September wurde die Insel Rügen verlassen. Auf der Rückreise sollte im Stettiner Schlosse Lektüre stattfinden. Durch das Brechen eines Eisentheils an der Maschine des Dampfschiffes „Nix", welches mit dem Gefolge hinter dem Dampfschiffe „Königin Elisabeth" fuhr, auf welchem sich der König befand, verspäteten wir uns und mußten in Swinemünde übernachten, so daß aus der beabsichtigten Vorlesung in Stettin nichts wurde. Dafür wurde ich aber sogleich bei der Ankunft in Potsdam nach Sanssouci bestellt, wo diesmal die Gesellschaft nur aus vier Personen bestand, ein Fall, der noch nicht vorgekommen war, aber dadurch erklärt wurde, daß Ihre Majestät die Königin abwesend und die Potsdamer Garnison nach Berlin zu den Herbstmanövern ausmarschirt war.

Zu diesen Manövern ging es am 18. nach Königs-Wusterhausen, wo im Schlosse, und am 21. nach dem Dorfe Blankenfelde, wo auf dem Edelhofe des Grafen Häseler, beide Male vor besonders zahlreicher Gesellschaft, vorgelesen wurde. In Wusterhausen hatte ich nichts von eigenen Arbeiten auf das Programm gesetzt und der König gegen den Prinz-Regenten von Baden geäußert, daß das schade sei. In Blankenfelde meldete ich also, daß ich einiges mitgebracht, und mußte nun die schon so oft

gelesenen „Impressions d'un voyage à Treuenbrietzen“ lesen, die denn auch abermals ihre schon bekannte Wirkung machten.

Am 7. Oktober las ich in Sanssouci die „Furia infernalis“, eine Geister- und Schauergeschichte von Ludwig Bechstein, und der Eindruck, den sie machte, war ein außerordentlicher, namentlich auf Ihre Majestät die Königin und die anwesenden Damen. Es muß auch später viel davon gesprochen worden sein; denn ich erhielt einige Zeit nachher einen Brief von dem preußischen Militärbevollmächtigten in Petersburg, Grafen Münster-Meinhövel, der mich um die Geistergeschichte bat, welche ich in Sanssouci vorgelesen, da die Kaiserin davon gehört habe und sie kennen zu lernen wünsche.

Am 10. Oktober ging es nach dem Jagdhause Hubertusstock in der Schorfheide, und zwar auf der Chaussee über Groß-Schönebeck. Auch diesmal dinirte ich hier an der königlichen Tafel und mußte schon gleich nach dem Kaffee die Vorlesung beginnen, da kein Souper stattfand und während des ganzen Abends nur Thee und der berühmte „Jagdpunsch“ servirt wurde. Ebenso am Tage darauf.

Am 19. und 20. Oktober fanden wieder Vorlesungen in dem Jagdschlosse Letzlingen statt, wo — wie alljährlich — die großen Treibjagden abgehalten wurden. Der König wählte unter allen Vorschlägen des Programms, welche vorzugsweise Jagdliches und Erheiterndes enthielten, etwas Historisches: „Die Brandenburger in Ungarn“, und die ermüdeten Jäger mögen sich schwer dabei gelangweilt haben. Doch mußte an beiden Abenden daraus gelesen werden, und der König sagte am zweiten Abende beim Weggehen: „Ich danke Ihnen ganz besonders für den heutigen schönen Abend!“ Ich kann diese auffallende Wahl nur dadurch erkären, daß die königlichen Prinzen am ersten Abende schon vor dem Eintreten Seiner Majestät das Programm durchgelesen und dann den König darauf aufmerksam gemacht hatten, daß ich sehr viel Lustiges mitgebracht, worauf sie be-

sonders neugierig seien. Dann geschah gewöhnlich gerade das Gegentheil.

Der diesmalige Aufenthalt in Letzlingen war auch ein politisch sehr bewegter, weil hier daran gearbeitet wurde, Preußen zu einem engen Bündnisse mit Rußland gegen die Westmächte und Oesterreich zu bringen. Ich kam bei dieser Gelegenheit mit den dafür Thätigen zu manchen Beziehungen, deren Auseinandersetzung indessen nicht in diesen Abschnitt gehört.

Die Königin zeigte um diese Zeit eine besondere Vorliebe für Geister- und Gespenstergeschichten, nur durften sie keine natürliche oder prosaische Lösung oder Erklärung finden. Ich sorgte, so viel ich konnte, für dergleichen; doch war die Wahl aus mannigfachen Ursachen eine sehr schwere. Auch der König zeigte Geschmack daran, obgleich er oft die grauenvollsten Stellen durch einen Scherz unterbrach. Es war die Zeit des Tischrückens und Geisterklopfens, die Stimmung für dergleichen überhaupt eine allgemeine. Die niederländische Hofdame, welche mit der Prinzessin Friedrich der Niederlande wieder nach Sanssouci gekommen war, versuchte es abermals, während der Vorlesung französisch zu plaudern, aber nur den ersten Abend; da es nachher nie wieder geschah, sondern bei ihrer Anwesenheit von nun an die größte Stille herrschte, so muß ich annehmen, daß sie die Weisung dazu erhalten.

Am 3. November wurde das Hubertus-Protokoll im Jagdschlosse Grunewald gelesen und am 4. die Vorlesung in Sanssouci dadurch unterbrochen, daß sich der ganze Hof ins Freie begab, um eine Mondfinsterniß zu beobachten.

Im Dezember begab ich mich auf einige Tage nach Schwerin, um denjenigen unter den dortigen Offizieren, welche Mitarbeiter an der „Wehrzeitung" gewesen waren, persönlich das Gedenkblatt derselben zu überbringen. Als ich mich auch in das Anmeldebuch Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs einschrieb, ließ mich derselbe zu einer Audienz bestellen, zog mich

am 6. zur Tafel und wünschte für den Abend eine Vorlesung bei der Frau Großherzogin. Es war zwar keine Vorlesung in Sanssouci, aber sie war ihr in allen Arrangements so ähnlich, daß ich sie hier doch mit anführen muß. Bei meiner Rückkehr mußte ich dem Könige über alles in Schwerin Gesehene und Erlebte berichten, und wurde mir dieser Abend (9. Dezember) besonders deswegen wichtig, weil mich der König zum ersten Male mit dem herzlichsten Tone „Mein liebster Schneider!" nannte. Die Königin hat mich nur einmal — 1853 im Berliner Schlosse — „lieber Herr Hofrath!" genannt.

An demselben Abend (den 9. Dezember) hatte ich zur Ansicht ein merkwürdiges Stammbuch der Mutter des großen Kurfürsten mitgebracht, welches mir der Geheime Archivrath Dr. Maercker aus der Bibliothek des Hochseligen Königs anvertraut. Es gefiel besonders der Königin, und als ich es nach dem Souper mir zurück erbat, sagte die Hohe Frau, sie wolle es behalten. Ich unterstand mich, zu bemerken, daß das Buch, ein Unikum, mir aus der Bibliothek des Hochseligen Herrn nur auf kurze Zeit anvertraut sei, worauf die Königin den König fragte: „Aber Fritz, ist denn das nicht unser, was in Papas Bibliothek gewesen ist?" — „Ohne alle Frage!" lautete die Antwort, und ich war nicht wenig bestürzt über diesen Erfolg eines Vorzeigens meinem Darleiher gegenüber.

Das Jahr 1855 führte gleich im Januar den ungewöhnlichen Fall herbei, daß der König am 19. bei den jungvermählten Prinz Friedrich Karlschen Herrschaften Thee trinken und soupiren wollte, da er am Tage ein Kesseltreiben auf der Insel Potsdam abgehalten hatte. Wahrscheinlich wollten der Prinz und die Prinzessin dem königlichen Onkel die gewohnte Unterhaltung bereiten; denn ich wurde dazu eingeladen. Schon beim Eintritt in die Wohnung des prinzlichen Paares fragte der König: „Schneider ist doch hier?" und so mußte ich denn den ganzen

Abend lesen, da nicht soupirt wurde, weil der König das Jagd-Diner erst sehr spät beendigt.

Am 10. Februar mußte ich das alte Schauspiel: „Hermann von Unna", eine Jugenderinnerung des Königs, lesen. Das Pathos dieses Stückes aus der Mondschein- und Ritter-Periode des Jahres 1800 wirkte unwillkürlich so komisch und erheiterte den König so ungemein, daß er unerschöpflich in Erzählung von Jugenderinnerungen war, und als der Flügel-Adjutant daran erinnerte, daß der König dem Justizminister Simons sein Erscheinen auf einem Balle zugesagt, hieß es: „Nein! Schneider soll uns weiter lesen; entschuldigen Sie Mich, wie Sie wollen, Ich amüsire Mich zu sehr!" Das Stück sollte später auf dem Theater des Neuen Palais für den König allein gegeben werden, und war es zu diesem Zwecke bereits neu einstudirt, aber die Krankheit des Königs im Sommer verhinderte es.

Der Tod des Kaisers Nikolaus I. von Rußland und der Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen (Prinzessin Charlotte von Preußen) ließ mehrere Vorlese-Abende ausfallen, während die Brunnenkur des Königs Ende April dagegen die Vorlesungen rasch aufeinander folgen ließ. — Auf Anordnung des Leibarztes mußten sie mit dem Schlage 10 Uhr endigen, und der König fügte sich diesmal strikte in die ärztliche Anordnung. Dessenungeachtet erkrankte der König am Fieber und blieb während des Mai und Juni leidend. Dadurch entstanden allerlei Aenderungen in den bis dahin gewohnten Formen. In Charlottenburg durfte ich nicht mehr, wie sonst, im Adjutantenzimmer den König erwarten, wenn er zum Thee der Königin hinüberging, weil sich dort eine Menge Personen versammelt hatten, die sich nach dem Befinden des Königs erkundigten und solcher Besuch jenes Zimmers nur durch ein allgemeines Verbot zu vermeiden war. Dann mußte ich, weil der König später als gewöhnlich kam, auch während des Soupers weiter lesen; es wurde dann für mich allein servirt, während der König sich schon um 10 Uhr zurückzog.

Im Juli machte ich eine Reise nach Bayern, um in den dortigen Archiven das historische Material für mein Werk über den „Rothen Adler-Orden" zu sammeln. Von beiden bayerischen Majestäten ungemein gnädig und freundlich in Nürnberg aufgenommen, wurde ich an fünf Abenden zu Thee und Souper in der Burg der alten Burggrafen von Nürnberg eingeladen, wo ich ebenfalls vorlesen mußte. Mein Vortrag der neuesten Dichtungen unserer norddeutschen Dichter muß den Majestäten sehr gefallen haben, da ich einige Jahre später zu demselben Zwecke nach München eingeladen wurde.

Im August hatte ich während der Manöver des Gardekorps dreimal (am 27., 29. und 30.) Dienst auf dem Rittergute Groß-Beuthen, wo das Manöver-Hauptquartier bei dem Major v. Görzke war. Am zweiten Tage passirte mir das Mißgeschick, daß meine Dienstleute, als ich Potsdam verließ, vergessen hatten, meine Mappe mit in den Wagen zu packen. Ich kam zu spät in Groß-Beuthen an, um sie noch aus Potsdam herbei schaffen lassen zu können, und mußte mir aus der Bibliothek des Major v. Görzke möglichst Passendes aussuchen. Am frühesten Morgen des andern Tages mußte mein Kutscher auf einem der Wagenpferde nach Potsdam reiten, um die Mappe zu holen, so daß ich nun wenigstens am dritten Abende das für die Lokalität von mir vorbereitete, namentlich die geschichtliche Studie: „Der Kapellenberg bei Blankensee", noch lesen konnte.

Vom 12. bis 15. September fanden zu Buckow, in der sogenannten „Märkischen Schweiz", auf dem Schlosse des Grafen Flemming zwei Lektüre-Abende statt, weil der König von dort aus den Manövern der 5. Division beiwohnte. Wie gewöhnlich in den Manöver-Hauptquartieren, war die Gesellschaft der Zuhörer sehr zahlreich, und am ersten Abende kam es zu einem Vorgange, der mir am zweiten eine überraschende Menge von Lobeserhebungen der Anwesenden eintrug. Ich erzähle mit den Worten, die ich dort in Buckow in mein Protokoll geschrieben:

„Buckow, den 13. September: Viele der gestern Anwesenden machten mir erstaunliche Lobeserhebungen, daß ich so lebhaft und ernst die Partei meines langjährigen Freundes, des Major Blesson, gegen eine Aeußerung Seiner Majestät des Königs genommen. In dem Aufsatze desselben: „Wie man sich mit Erfolg für das Vaterland betrinken kann", kam eine Stelle vor, wo von republikanischen Gesinnungen die Rede war; wobei Seine Majestät äußerten: „Die hat Blesson 1848 auch gehabt!" Ich unterstand mich, allerdings etwas lebhaft und vielleicht zu entschieden, dem zu widersprechen, da ich sehr gut wußte, in wie falschem Lichte Blesson durch sein unglückseliges Kommando der Bürgerwehr erschienen war, und als ich ihn mit Gründen vertheidigt, endigte der König das etwas zu lebhaft gewordene Gespräch mit der Aeußerung: „Nun freilich, wenn Sie das sagen, Schneider, dann muß es wohl wahr sein!" — Damit endete der Vorgang, und ich hielt es theils für so natürlich, theils für so wenig erheblich, so gehandelt zu haben, daß ich in meinem gestrigen Protokoll gar nichts davon erwähnte. Heute wurde aber von verschiedenen Seiten ein so gewaltiges Aufheben von meiner Handlungsweise gemacht, daß ich es nachträglich für meine eigene Erinnerung aufzeichne."

Allerdings habe ich, wenn mir das Sprechen überhaupt erlaubt war, nie zugegeben, daß in meiner Gegenwart etwas Unvortheilhaftes über Personen gesprochen wurde, von denen ich wußte, daß sie es nicht verdienten, und der König war nie ungnädig darüber, wenn ich auch eine von ihm vorgefaßte Meinung bekämpfte. So habe ich manchem nützlich sein können, ohne daß er etwas davon ahnte. Ein Vorgang dieser Art in Putbus ist mir besonders im Gedächtniß geblieben.

Der General-Polizeidirektor v. Hinckeldey hatte eine große persönliche Abneigung gegen einen gewissen Malmène, welcher eine Erziehungsanstalt für arme Kinder gestiftet hatte und viel

von sich reden machte. Malmène hatte sich im Jahre 1848 vielfach als eifriger Royalist bemerkbar gemacht und wurde, da der Ministerpräsident v. Manteuffel ihm häufig Zutritt zu sich gestattete, auffallend angefeindet. Welche besonderen Gründe die Abneigung des Herrn v. Hinckeldey gegen ihn hatte, weiß ich nicht; daß sie aber sehr nachhaltig war, bewiesen spätere Vorgänge. Bei einer der Versammlungen des Gefolges zum Thee in Putbus erzählte v. Hinckeldey vor dem Eintritt des Königs allerlei Verwerfliches und Straffälliges von Malmène, der in der That sich einer schlechten Behandlung seiner Zöglinge schuldig gemacht zu haben schien, und nahm dadurch die ganze Gesellschaft gegen denselben ein. Als der König eintrat, fragte er, wie fast immer, wovon die Herren so lebhaft sprächen. Nun erzählten, nicht Herr v. Hinckeldey, sondern die Anderen so viel Nachtheiliges von Malmène, daß der König entrüstet sagte: „O, Hinckeldey, nehmen Sie Mir doch diesen Menschen ernstlich in die Finger!" — Das war genug, um dem General-Polizeidirektor volle Gewalt gegen den Angeschuldigten zu geben. Ich konnte mich aber nicht enthalten, erst dem General-Adjutanten v. Gerlach und dann dem Könige zu sagen: „Wenn Malmène Straffälliges begangen, so darf er gewiß seiner Strafe nicht entgehen; aber er hat auch Gutes gethan, und das sollte man ihm auch nicht vergessen. Als die Soldaten begraben wurden, welche am 18. März 1848 die Treue für Eure Majestät mit ihrem Leben bezahlt, da war unter den Wenigen, die ihrem Leichenzuge folgten, dieser Malmène mit seinen Knaben und sang während des Zuges, wie am Grabe, geistliche Lieder, weil keinerlei andere Musik da war. Das war an jenem Tage wirklicher patriotischer Mannesmuth, und den werde ich ihm wenigstens nicht vergessen!"

Die Worte mögen zu kühn gewesen sein, aber sie halfen. Ich hatte nun einmal Lebensklugheit für solche Fälle nicht gelernt, habe natürlich auch oft die Folgen davon tragen müssen,

es schließlich aber doch nie bereut. Malmène wurde bestraft, aber infolge eines Richterspruches, nicht durch polizeiliche Maßregeln, die sich auf einen königlichen Befehl stützen konnten.

Erst im September hatte sich der König von seinen Fieberanfällen wieder insoweit erholt, daß die Vorlesungen auch nach dem Souper fortgesetzt wurden. Schon um diese Zeit fiel es mir auf, daß der König so oft mit seinem Gedächtniß, besonders für Namen, zu kämpfen hatte. Dies kam häufig bei allerdings geringfügigen Dingen zur Erscheinung, rief aber gewöhnlich eine große Aufregung bei ihm hervor. In den meisten Fällen konnte irgend einer der Anwesenden aushelfen, und dann ging das Versagen des Gedächtnisses rasch vorüber. Ich schrieb es damals der bei älteren Leuten gewöhnlichen Erscheinung zu, daß sie jüngst Erlebtes leicht vergessen, während sie für ihre Jugend-Erinnerungen ein scharfes Gedächtniß bewahren. Erst später, als der König ernstlich erkrankte, kamen mir diese Vorgänge wieder in Erinnerung.

Im September und Oktober machte der König eine Reise in die Rheinprovinz, zu welcher ich ebensowenig befohlen wurde, wie ich zur Reise nach Erdmannsdorf im Juli befohlen worden war. Auf beiden Reisen hatte Ihre Majestät die Königin ihren Gemahl begleitet. Da ich sonst zu allen oder doch fast allen Reisen befohlen worden war, fiel mir das auf, und ich erkundigte mich, was die Veranlassung dazu sein könne. Hofrath Richter gab mir die Erklärung: „Wenn Ihre Majestät die Königin den König begleitet, so kann der Vorleser nicht wohl von vornherein mitgenommen werden, weil das aussähe, als bedürfe der König bei Anwesenheit der Königin noch einer besonderen Unterhaltung". Ob diese Erklärung die richtige war, muß ich freilich dahin gestellt sein lassen; aber gegeben wurde sie mir so.

Dagegen ging es Ende Oktober wieder nach Letzlingen, wo am 25. und 26. zwei Vorlese-Abende stattfanden, an denen diesmal auch zum ersten Mal die Adjutanten der Fürstlichkeiten

Theil nahmen, was bis dahin wegen des beschränkten Raumes nicht geschehen war. Der König Johann von Sachsen war bei diesen Gelegenheiten besonders freundlich gegen mich. Obgleich wir am 27. erst spät nach Potsdam zurückkamen, wurde ich doch sofort für den Abend nach Sanssouci befohlen, und auch am 3. November mußte ich abends, nachdem ich beim Hubertusfeste im Schlosse Grunewald, wie jährlich, das Protokoll gelesen, noch auf Sanssouci vorlesen. Am andern Morgen früh erhielt ich das bei den Protokollen (Nr. 352) befindliche Schreiben des Flügel-Adjutanten Obersten v. Alvensleben, in welchem der König mir sagen ließ, es seien einige Prinzessinnen da, die gern etwas „Grauliches“ hören wollten. — Rasch vorbereitet, erschien ich auf Sanssouci, und der König empfing mich mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit: „Nehmen Sie es nur nicht übel, Schneider, daß Ich Sie so rasch hintereinander und heute gar an einem Sonntage Ihrer Häuslichkeit entziehe; aber Meine Schwester Alexandrine will nun heute durchaus einmal eine Gespenstergeschichte hören!“ — Und mit welchem liebenswürdigen Ton sagte der Monarch solche Dinge! Nur wer Aehnliches aus seinem Munde gehört hat, kann die Wirkung ermessen, die es auf den so Behandelten ausübte.

Am 15. November fand eine eigenthümliche Vorlesung auf Sanssouci statt. In der Absicht, dem Domchor eine bestimmte amtliche Thätigkeit auch bei Hoffesten zu verschaffen, hatte ich die alten Rituale der ersten Kapitel des Schwarzen Adler-Ordens hervorgesucht und dem jungen, strebsamen Komponisten Rudolph Tschirch die neue Komposition derselben aufgetragen. Um diese nun auch zu Gehör und Verständniß zu bringen, veranlaßte ich den Dichter Georg Hesekiel, eine Dichtung anzufertigen, welche die verschiedenen Musikstücke, Psalmen, Intraden, Responsorien u. s. w. verbindet und erklärt. Nachdem ich dieses Gedicht bereits am 20. Oktober in Sanssouci den Allerhöchsten Herrschaften mit Beifall vorgelesen, kam es an diesem Tage zu einer Aufführung

der Musik, zu welcher ich abermals das Gedicht lesen mußte. Da der König zum Anhören der Musik in das rothe Vorzimmer gegangen war, Ihre Majestät die Königin mit den Prinzessinnen und Damen im Theezimmer blieb, so mußte ich mich in die Thür zwischen beiden Zimmern stellen, um, an einem kleinen Tische mit einer Lampe stehend, nach beiden Seiten hin verständlich zu sein. Die Sänger standen im ovalen Marmorsaale, die Trompeter im Vestibül; doch ging trotz dieser Schwierigkeit alles sehr gut zusammen und erwarb sich den wiederholt ausgesprochenen Beifall des Königs.

Im „Soldatenfreunde“ hatte ich bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Militär-Jubiläums Seiner Majestät des Königs eine militärische Biographie zusammengestellt und davon zweihundert Exemplare dem Prinzen von Preußen zur Vertheilung an die darin genannten Personen übergeben; dafür dankte mir die Königin am 24. November bei der Vorlesung im Charlottenburger Schlosse in gnädigster Weise.

In Charlottenburg wurde übrigens um diese Zeit nicht mehr, wie sonst, im grünen Theezimmer der Königin, sondern in dem runden Thurmsaale vorgelesen, weil die Abendgesellschaften dort zahlreicher geworden waren.

In diesem Jahre begannen die sogenannten Opernhausbälle, welche einen so überaus glänzenden Erfolg hatten. Da sie jedesmal am Sonnabend stattfanden, so fielen mehrere Vorlese-Abende ganz aus. Gleich bei dem ersten wurde ich schon früh morgens abbestellt, weil beide Majestäten den Ball besuchen wollten. Ich saß daher abends arbeitend in meinem Zimmer in der Wohnung meiner verheiratheten Tochter, als der Hof-Fourier kam und sich erkundigte, ob ich mit einem Billet zu dem Balle versehen sei. — Als ich das verneinte, hieß es weiter, ich möge nur hinkommen, der König wolle mir schon ein Billet verschaffen, damit er mich dort, wie gewöhnlich am Sonnabend, sprechen könne. — Am Tage des zweiten Balles erhielt ich einen

Brief von dem Flügel-Adjutanten Oberstlieutenant v. Schlegell, in welchem es hieß: „Seine Majestät hoffen Allerhöchstseinen Hofrath Schneider auf dem Balle zu sehen.“ So erschien ich denn natürlich, sonstiger Gewohnheit entgegen, auf sämmtlichen Bällen des ersten Jahres und wurde jedesmal in auszeichnender Weise vom Könige angeredet.

Die Majestäten besuchten in diesem Jahre mehr als bisher die öffentlichen Vergnügungen und Schaustellungen, so daß um diese Zeit monatelange Unterbrechungen in den Vorlese-Abenden vorkamen. Jedesmal sprach dann der König, wenn er mich sah, sein Bedauern darüber aus, regelmäßig z. B. bei dem Empfange auf dem Bahnhofe in Potsdam, oder wenn er mich beim Vorübergehen an meiner Wohnung ans Fenster rief, was jedesmal geschah, wenn der Spaziergang vom Schlosse in der Stadt nach Sanssouci ihn in die Nähe meines Hauses brachte.

Die Monate Mai und Juni des Jahres 1856 brachten eine besonders bewegte und interessante Zeit für mich. Die Kaiserin Mutter von Rußland war nämlich am 26. Mai hier angekommen. Bei ihrem leidenden Zustande sowohl, als wegen der Trauer um den verewigten Kaiser, konnte ich wahrlich nicht erwarten, zum Vorlesen befohlen zu werden, und hatte mich auch gar nicht besonders darauf vorbereitet. Aber schon am Tage nachher kam der Fourier mit dem Befehl, zum Thee auf Sanssouci zu erscheinen und „recht hübsche Sachen“ für die Kaiserin mitzubringen. Ich kam in große Verlegenheit, da ich einige Tage vorher meiner Tochter alle meine für den König gearbeiteten Manuskripte zum Durchlesen nach Berlin mitgegeben hatte und nun mit größter Mühe rasch ein Programm zusammenstellen mußte, von dem ich wenigstens ungefähr die Wirkung vorher kannte.

Auf Sanssouci hörte ich, daß die königliche Familie ganz allein versammelt sei und sämmtliche Hofstaaten wie Gäste den Thee in den Neuen Kammern trinken würden. Somit war wenig

Aussicht, in die Intimität der Allerhöchsten Herrschaften befohlen zu werden, bis der König selbst in die Adjutanten-Gallerie kam und mich fragte, welche Sachen ich mitgebracht, im Falle die Kaiserin etwas wünschen sollte. Ich überreichte mein Programm, und der König erkannte sogleich, daß ich solche Sachen mit aufgesetzt, die er schon kannte, und deren Wirkung er daher im voraus beurtheilen konnte. Prinz Albrecht, welcher mitgekommen war und sich bei jeder Gelegenheit als mein besonderer Förderer und Schützer erwiesen hat, nahm mich am Arm und wollte mich gleich mit in das Theezimmer nehmen; ich weigerte mich indessen, weil ich glaubte, noch einen besonderen Befehl Seiner Majestät abwarten zu müssen. Um 9 Uhr erfolgte derselbe, und ich trat nun in das wenig erleuchtete Musikzimmer Friedrichs des Großen. Kaum hatte ich meine Verbeugung gemacht, so rief mich die in einem niedrigen Lehnstuhl sitzende Kaiserin zu sich heran. Rasch wollte ich mein Portefeuille auf einen Stuhl an der Wand ablegen, gerieth dabei hinter dem Teppich auf das glatte Parquet, glitt aus und stürzte der Länge nach zu Boden, gerade vor die Füße der Kaiserin. Der Fall schien so gefährlich, daß niemand lachte, sondern nur Bedauern laut wurde. Ein ungünstigeres Entree konnte ich wohl nicht haben.

Die Kaiserin war ungemein gnädig, und der König schlug zur Lektüre „Das Familien-Konzert" von Hackländer aus dessen „Hausblättern" vor. Die Vorlesung hatte einen außerordentlich günstigen Erfolg; ich war im Anfange nicht gut placirt und mußte mich der Kaiserin näher setzen, so daß mein Lesetisch dicht hinter ihrem Stuhle stand. Der König sagte mir bei der Entlassung ein besonders herzliches „Bravo!" und fügte hinzu: „Sie haben uns heute Abend ganz köstlich unterhalten. Adieu! Sie soupiren heute mit Meinen Flügel-Adjutanten." Das Letztere sagte der König wahrscheinlich deswegen, weil ich sonst nach bisher gewohnter Art während des Soupers hätte im Zimmer bleiben müssen.

Nach dem Souper erschien Prinz Albrecht und befahl meine Begleitung auf dem Wege bis zu seiner Wohnung. In seiner Güte gegen mich äußerte er auf diesem Spaziergange, daß er jetzt selbst erstaunt sei, in welcher Gunst und Stellung ich mich bei Hofe befände, und noch mehr, wie ich mich darin zu erhalten wisse. Das Letztere war allerdings auch das Schwierigere.

Es folgten jetzt fast ununterbrochen dreizehn Vorlese-Abende hintereinander, fast alle durch die anwesenden fürstlichen Personen und äußere Verhältnisse von einander unterschieden. Am 27. war Ihre Majestät die Königin morgens nach Riesa gereist, um dort mit ihrer Schwester, der Königin von Sachsen, zusammen zu treffen. Der König hatte mir das Buch von Curt v. Schlözer „Chazot“ gesandt, aus welchem die Kaiserin etwas zu hören wünsche, da sie gestern dermaßen anhaltend gelacht, daß sie bei der Wiederholung eine Nervenerschütterung befürchte; ich sollte daher etwas Ruhiges lesen. „Chazot“ a vista zu lesen, hatte seine Schwierigkeit, da es bogenlange französische Zitate hat. Am 30. war der Kaiser Alexander II. ebenfalls bei der Vorlesung gegenwärtig und eben so gnädig gegen mich, wie sein unvergeßlicher Vater.

Zum ersten Male war gelegentlich dieser Anwesenheit des Kaisers der ganze Hof, sämmtliche Hofstaaten und die vornehmen Gäste in den Räumen von Sanssouci versammelt, und es machte einen fast ängstlichen Eindruck auf mich, als ich durch alle diese Fürsten, Orden und Uniformen hindurch in das Zimmer geholt wurde, wo die königliche und kaiserliche Familie allein versammelt war und nicht einmal die jungen Prinzen und Prinzessinen Zutritt hatten. Auch Alexander v. Humboldt kam nicht in die Nähe der Kaiserin, und es war mir im hohen Grade peinlich, als ich bei ihm vorbei mußte, um in das Zimmer der Kaiserin zu treten. Auch die skrupulöseste Bescheidenheit konnte mir über dergleichen Empfindungen nicht hinweghelfen. — Diesmal mußte

ich für den Kaiser etwas Heiteres lesen und zwar „Welche Folgen Empfangsfeierlichkeiten haben können.“

Am 31. waren beide Monarchen zu einer großen Parade nach Berlin gegangen und konnten, da sie auch einer Galavorstellung im Opernhause beiwohnen wollten, erst spät abends nach Sanssouci zurückkommen. Noch nie war ich in Abwesenheit des Königs zur Vorlesung befohlen worden; ich saß daher noch um 9 Uhr abends ganz ruhig an meinem Schreibtisch, als plötzlich der Befehl kam, sofort auf Sanssouci zum Vorlesen zu erscheinen und zwar auf Befehl der Königin. Die Königin von Bayern war angekommen und war, wahrscheinlich in der Erinnerung an die Vorlese-Abende in Nürnberg, außerordentlich gnädig und freundlich gegen mich. Sie hatte gehört, daß ich meine Reise nach Bayern in humoristischer Form geschildert, und gewünscht, diese Arbeit kennen zu lernen. Die Unterhaltung der drei Majestäten von Bayern, Rußland und Preußen war aber diesen Abend so lebhaft mit mir, ich mußte so viel erzählen, daß der König und der Kaiser von Berlin zurückkamen, ehe meine Vorlesung beginnen konnte. Natürlich zog ich mich sofort zurück, und so wurde diesen Abend nichts aus der Lektüre; desto erfreulicher war für mich die Unterhaltung gewesen.

Am 1. Juli fand eine Theatervorstellung im Neuen Palais statt, und da dort die kaiserlichen und königlichen Gäste versammelt waren, so fand ich diesmal nur die Kaiserin mit ihrer Schwester, der Großherzogin Alexandrine, und ihrer Hofdame, der Baronesse Frederiks, ganz allein und mußte nun die längst gewünschte „Gespenstergeschichte“ lesen. Spät kam noch der Kaiser dazu, der früher aus dem Neuen Palais fortgegangen sein mußte; denn die übrigen Allerhöchsten Herrschaften kamen erst sehr viel später zurück. In so engem Zirkel hatte ich bisher noch nicht gelesen.

Am 4. Juli hatte die Kaiserin gewünscht, ich möchte zum Vorlesen hereingerufen werden; da ich aber nicht bestellt worden

war, so mußte gemeldet werden, daß ich nicht da sei, worauf der König befahl, ich solle ein für alle Mal jeden Abend nach Sanssouci kommen, so lange die Kaiserin da sei, und hinzufügte: „Er wird es ja hoffentlich nicht übel nehmen, wenn er auch einmal nicht zum Lesen kommt." — So erfolgte denn von nun an die Bestellung täglich mit dem Zusatze: „im Falle die Kaiserin Lektüre befehlen sollte"; und gleich am 5. fand wieder eine Vorlesung statt, bei welcher die Kaiserin auf mannigfache Art mich auszeichnete. Kleine Handreichungen, welche bisher der König oder einer der Prinzen gethan, z. B. das Heranrücken des Rollstuhles an den Tisch, das Zurechtlegen eines Kissens unter ihre Füße, — was sie in russischer Sprache auftrug, — mußte ich thun, was selbst unter den königlichen Herrschaften auffiel. Auch sprach die Kaiserin heute von der militärischen Biographie ihres verewigten Gemahls und sagte mir ihren Dank für die wahre und ehrliche Darstellung in derselben.

Am Tage darauf war die Kaiserin wieder allein, da der König und die Königin abends nach Charlottenburg gegangen waren, um dort den 7. Juni, den Todestag des Hochseligen Königs, in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen. Zum ersten Male mußte ich heute auch während des Soupers weiter lesen, da die Lektüre besonders interessirte. Da ich aufhörte, als die Suppe servirt wurde, so sagte die Kaiserin: „Es genirt Sie doch nicht, Schneider, weiter zu lesen, wenn Ich esse? aber Sie thun es Mir zu Gefallen."

Auch die Kaiserin war am 7. zum Trauergottesdienste nach Charlottenburg gefahren, aber mittags bereits wieder nach Sanssouci zurückgekehrt, so daß ich auch an diesem Tage zum Vorlesen befohlen wurde. Um nicht gezwungen zu sein, etwas Humoristisches zu lesen, hatte ich den Prinzen Albrecht gebeten, den Abschnitt über König Friedrich Wilhelm III. — „Aus meinem Leben" — vorzuschlagen, was denn auch den erwünschten Erfolg hatte. Die bei der Vorlesung fast an jeden einzelnen Vorgang

geknüpften Bemerkungen und Erinnerungen der Anwesenden machten die Unterhaltung dieses Abends zu einer sehr belebten und interessanten. Dasselbe war auch an den beiden folgenden Vorlese-Abenden — den 8. und 9. — der Fall. Am 9. war zum ersten Mal Alexander v. Humboldt zur Kaiserin ins Zimmer befohlen worden und hörte der Vorlesung zu.

Am 10. setzte mich ein merkwürdiger Vorfall sehr in Verlegenheit, bis die Erklärung sie verscheuchte. Ich hatte nämlich jeden Abend in der Adjutanten-Gallerie gewartet, bis ich zur Kaiserin gerufen wurde, und das Rufen fand gewöhnlich durch den Hofmarschall, den dienstthuenden Flügel-Adjutanten oder selbst durch einen der königlichen Prinzen statt. An diesem Abende kam aber der Kammerdiener Winckelmann der Königin und sagte, ich möchte nur rasch herein kommen, denn die Königin habe ihm eben befohlen, in das Vorzimmer zu gehen und den König, welcher sich dort bei der Gesellschaft befand, einzuladen, zur Kaiserin herein zu kommen, weil der Hofrath gleich anfangen werde zu lesen. Obgleich verwundert über die ungewöhnliche Art der Bestellung, folgte ich dem Kammerdiener doch in das Zimmer der Kaiserin, nachdem ich ihn vor der Thür noch einmal gefragt, ob er seiner Sache auch gewiß sei, und er versichert, daß er selbst gehört, wie die Königin gesagt, ich solle lesen. Eingetreten, bemerkte ich sofort, daß man über mein Erscheinen verwundert und in Verlegenheit war. Die königliche Familie war, wie gewöhnlich, um den großen runden Tisch versammelt, sah sich befremdet unter einander an, dann auf mich, und ich fühlte, daß ich nicht erwartet worden war. Endlich stand der Prinz von Preußen nach einer leisen Rücksprache mit der Königin auf, trat an mich heran uud sagte: „Es muß wohl ein Mißverständniß sein, daß Sie eingetreten sind. Die Majestäten lassen für heute danken, Frau v. Luck wird heute Abend der Kaiserin etwas vorlesen!" —

Mit welchen Gefühlen ich meine Mappe zusammenpackte

und das Zimmer verließ, brauche ich wohl nicht zu beschreiben. Der Prinz von Preußen, welcher meine große Bestürzung bemerkt haben mußte, kam mir bis in das Vorzimmer nach und erkundigte sich, wer mich hereingerufen habe. Ich berichtete, was vorgegangen, und nun erklärte sich das Mißverständniß. Frau v. Luck, Gattin des General-Adjutanten und Generals der Infanterie, eine geborene Französin, las öfter bei Hofe aus neu erschienenen französischen Büchern etwas vor und hatte daher von der königlichen Familie den scherzhaften Beinamen „die Hofräthin" erhalten, weil sie mein Amt verwaltete. Das sollte auch heute geschehen, und die Kaiserin hatte eben gewünscht, daß Frau v. Luck ihre Lektüre beginne, als die Königin dem Kammerdiener auftrug, den König im andern Zimmer zu benachrichtigen, daß „die Hofräthin" sogleich anfangen werde, zu lesen. Der Kammerdiener, welcher diese, nur in der Intimität der königlichen Familie geltende scherzhafte Benennung der Frau v. Luck nicht kannte und mich nun schon zehn Abende hintereinander hatte vorlesen sehen, muß wohl verstanden haben oder hatte sich zusammengereimt, der „Hofrath" solle anfangen zu lesen, und daher dann das Mißverständniß, welches peinlich für mich begann, dann aber Gelegenheit zu scherzhafter Erinnerung gab; denn die königliche Familie lachte auf das herzlichste darüber, und ich wurde später oft daran erinnert. Jedenfalls hätte der Vorfall ohne diese Erklärung mich auf lange hin wieder scheu und ängstlich gemacht; denn es war in der That im höchsten Grade peinlich, sich den Gegenstand einer, wenn auch nur augenblicklichen, aber allgemeinen Mißbilligung zu wissen.

Am nächsten Abende, wo in der Vorlesung des „Chazot", und zwar in französischer Sprache, fortgefahren wurde, war viel von dieser Verwechselung des „Hofrathes" mit der „Hofräthin" die Rede. Der König war diesmal nicht anwesend, da er zu Schießübungen nach Spandau gefahren war.

Der zwölfte Vorlese-Abend bei der Kaiserin brachte eine eigen-

thümliche und in diesem Kreise kaum erwartete Kontroverse. In einem Briefe Chazots kam nämlich das Wort „la recrue“ (der Rekrut) vor, und kaum hatte ich ausgesprochen, so verbesserte die Kaiserin: „le recrue!“ — Ich war so betroffen darüber, daß ich eine Pause machte und mich umsah, ob ich nicht von einer der anwesenden fürstlichen Personen der Antwort überhoben werden würde. Der König, welcher es liebte, die unrichtige Aussprache eines Fremdwortes zu verbessern, und wußte, daß ich dann mit einer dankenden Bewegung des Kopfes das Wort richtig nachzusprechen versuchte, bemerkte, daß ich zögerte, le recrue zu wiederholen, und sagte: „Ein Rekrut ist masculini generis.“ Nun mußte ich allerdings erwidern und sagte: „Ein Posten stehender Soldat ist auch masculini generis, heißt aber doch die Schildwache.“ Diese Antwort rief einen lebhaften Streit hervor. Weder die Kaiserin, noch die Königin, weder Prinz Carl, noch Prinz Friedrich der Niederlande wollten das Wort jemals mit dem weiblichen Artikel gelesen haben, und ich konnte endlich nichts mehr erwidern, als daß ich es nie anders als mit dem weiblichen Artikel gelesen. Der König war gleich nach meiner ersten Erwiderung still geworden und hatte sich nicht weiter in die Diskussion gemischt; am andern Tage hörte ich aber von den Kammerdienern, daß gleich nach meinem Weggehen spät abends ein allgemeines Fragen aller auf Sanssouci wohnenden Herrschaften nach einem französischen Dictionnaire stattgefunden habe.

Der dreizehnte Vorlese-Abend war auch der letzte bei der diesmaligen Anwesenheit der Kaiserin, da am 14. Juni früh die Abreise nach Wildbad erfolgte. Obgleich die Vorlesung nur sehr kurz war, brachte ich doch den Chazot durch Weglassen des weniger Interessanten zu Ende. Beim Abschiede sprach die Kaiserin einen überaus gnädigen Dank gegen mich aus.

Für mich war diese Zeit eine mannigfach schwierige gewesen. Da die Kaiserin durchaus nur in der striktesten Zurückgezogenheit leben wollte, so hatten nur sehr wenige Personen den Vorzug,

auf kurze Zeit zur Abendgesellschaft hereingerufen zu werden, obgleich in den übrigen Räumen die glänzendste Gesellschaft versammelt war. Es hatte daher durchweg etwas Peinliches für mich, durch alle hindurch und bei allen vorbei jeden Abend zur Kaiserin hereingerufen zu werden. Es war zu auffallend, als daß nicht viel hätte darüber gesprochen werden sollen.

Bald nach der Abreise der Kaiserin machte der König eine Reise nach Stuttgart und dann nach Marienbad zur Kur, welche Pause ich benutzte, um mit meiner Frau eine Reise durch die Schweiz und Neufchatel zu machen. Die Vorlesungen begannen erst am 22. August wieder und zwar in dem Dorfe Stolpe hinter Tegel, dem Manöver-Hauptquartier des Königs, auf dem Edelhofe des Besitzers. Hier kam zum ersten Mal der Fall vor, daß der König mir die „Neue Preußische Zeitung“ reichte und befahl, ich solle den leitenden Artikel derselben: „Interventions-Konsequenzen“ vorlesen. Da dies noch nie vorgekommen war, so mußte mir es desto mehr auffallen, weil der Artikel von mir geschrieben war und sich gegen die damals vom Prinzen von Preußen vertretenen Ansichten aussprach, der Prinz von Preußen auch anwesend war. General v. Gerlach kannte mein Zeichen ⊙ und konnte möglicherweise dem Könige mitgetheilt haben, daß der Artikel von mir herrühre; kurz, ich las denselben in einer eigenthümlichen Stimmung gerade den beiden fürstlichen Personen vor, deren Meinungsverschiedenheit er besprach. Es ergab sich indessen später, daß hier nur der Zufall gewaltet hatte und keinerlei Absicht in dem Befehle des Königs lag.

Auch am Tage darauf und am dritten Tage in dem Dorfe Schönwalde bei Spandau fanden Vorlesungen statt, und zwar auf den besonderen Wunsch des Prinzen Karl von Bayern vorzugsweise humoristische. In Schönwalde wurde die Vorlesung übrigens nach dem Souper nicht fortgesetzt, weil der König in der Nacht einem Umgehungsmarsche der Truppen beiwohnen und bis 2 Uhr ruhen wollte.

Die Reise des Königs zu den Herbst-Manövern nach Pommern und Preußen unterbrach die Vorlesungen wieder bis zum November, wo am 3. in schon erwähnter Art das Protokoll der Hubertusjagd gelesen wurde. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine Erfahrung, die mich einen Blick hinter Verhältnisse thun ließ, welche wohl geeignet waren, mich wegen meiner Stellung besorgt zu machen, wenn diese von anderen und nicht von dem Wohlwollen des Königs abgehangen hätte. Wie gewöhnlich war das vorzulesende Protokoll erst dem Prinzen Carl auf Glienicke, diesmal aber auch noch auf den Wunsch des Prinzen Albrecht der Jagdgesellschaft auf dem Jagdschlosse Stern am 31. Oktober vorgelesen worden. Als ich nun am Hubertusfeste im Schlosse Grunewald beim Diner saß, hörte ich von meinen Nachbarn, daß an demselben Tische sich der Lieutenant v. S. befinde, der den Auftrag erhalten habe, ein humoristisches Protokoll zu schreiben, welches den Majestäten und der Hubertusjagdgesellschaft vorgelesen werden solle, und in der That hatte Lieutenant v. S. ein solches Protokoll bereits fertig in der Tasche.

Da Jedermann und auch der Lieutenant v. S. wußte, daß ich seit sechs Jahren mit dem Verfassen und Vorlesen des Protokolls beauftragt und die Sache somit zur Hofgewohnheit geworden war, so konnte ich in diesem Verfahren nur eine feindliche Absicht gegen mich erkennen und mußte irgend eine Beschämung oder unverdiente Zurücksetzung erwarten.

Diese Besorgniß steigerte sich, als mein Nachbar mir erzählte, daß das Gedicht des Herrn v. S. einige satyrische Anspielungen auf mich, und zwar auf meine vielen Orden und Ehrenzeichen, enthalte.

In peinlicher Erwartung dessen, was nun vielleicht mich Verletzendes geschehen werde, konnte ich nichts thun, als das Unvermeidliche über mich ergehen lassen. Da kam indessen Prinz Albrecht wie gewöhnlich herauf, holte mich zum Vorlesen

des Protokolls herunter, und die Vorlesung fand in gewöhnlicher Art, aber mit ungewöhnlichem Beifall statt. Herr v. S. wurde nicht aufgefordert, das seinige zu lesen.

Wieder oben das Diner fortsetzend, fand ich nun Herrn v. S. in großer Aufregung. Aus seinen heftigen Worten ging mir deutlich hervor, daß in der That wohl die Absicht vorgewaltet haben mag, mich von dem bisher eingenommenen Platze bei diesem Jagdfeste zu verdrängen. Ich bat nun Herrn v. S., mir sein Protokoll anzuvertrauen, da ich Gelegenheit nehmen wolle, es Seiner Majestät dem Könige in Letzlingen vorzulesen; was er denn auch in der Voraussetzung that, ich würde wohl den gegen mich gerichteten Witz nicht übel nehmen. Ich konnte das nun, da die unfreundliche Absicht nicht gelungen war, um so leichter versichern, und setzte daher, als es zwei Tage darauf nach Letzlingen ging, das Gedicht des Herrn v. S. auf das Programm, besprach die Sache aber doch vorher noch mit den Prinzen Carl und Albrecht, die mein Verfahren vollkommen billigten. Das Gedicht wurde denn auch vorgelesen und fand verdienten Beifall; doch war ich so frei gewesen, die über meine Orden witzelnde Stelle zu ändern. Ein verbindlicher Brief an den Lieutenant v. S. meldete den Erfolg und wird ihm gezeigt haben, daß ich nicht so handeln wollte, wie er gegen mich.

Der diesmalige Aufenthalt in Letzlingen war merkwürdig für mich, weil der Prinz von Preußen mir hier zuerst die wichtigsten Notizen für seine Biographie diktirte, welche im Januar 1857 zu seinem Militär-Dienstjubiläum im „Soldatenfreund" gedruckt erschien. Der Prinz arbeitete sowohl früh morgens vor der Jagd, als abends nach beendeter Vorlesung mit mir. Näheres darüber findet sich in demjenigen Abschnitt dieser Aufzeichnungen, welcher meine dem Prinzen von Preußen, nachmals Prinz-Regent und König Wilhelm, geleisteten Dienste bespricht.

Während der Vorlesung des letzten Abends in Letzlingen gingen nach einander drei von den vier Lampen des Lustres aus und verbreiteten einen entsetzlichen Geruch. Der König, welcher sonst leicht sehr heftig über offenkundige Nachlässigkeit in seinem Dienste werden konnte, nahm diesmal zu aller Ergötzen die Sache von ihrer lächerlichen Seite, ließ trotz der Dunkelheit und des selbst durch sofortige Räucherungen nicht zu bewältigenden Geruchs die Vorlesung bis 11 Uhr fortsetzen.

Gleich am Tage darauf war wieder Vorlese=Abend in Sanssouci, wo ich indessen das Unglück hatte, Sachen vorzulesen, die mir selbst während des Lesens nicht gefielen und auch der Gesellschaft nicht gefallen konnten, obgleich der König selbst, wie gewöhnlich, seine Zufriedenheit äußerte. Ueberhaupt wurde es je länger, je schwerer, das Richtige für alle Verhältnisse und für jeden Geschmack zu finden. Manches Gelungene und Wirksame hatte verwöhnt, und da der König oft schon beim Diner aufmerksam machte: „Heute liest Schneider, da werden Sie sich recht amüsiren!" so wurde es immer schwieriger, diese Erwartungen auch zu befriedigen.

Einige Tage nachher erfolgte die Uebersiedelung des Hofes nach Charlottenburg, wo in gewohnter Art die Vorlesungen fortgesetzt wurden und ich unter Anderem die unterdessen vollendete Biographie des Prinzen von Preußen vorlas, für welche ich vom Könige selbst manche werthvolle Zusätze und Berichtigungen empfing. Im Dezember hatte ich auch Gelegenheit, durch eine Vorlesung und daran geknüpfte Erzählung die Wiederaufstellung des sogenannten „Neidkopfes" in der Heiligengeiststraße zu bewirken, welchen ein früherer Besitzer von dem historisch=merkwürdigen Hause entfernt und an den Antiquar Meyer verkauft hatte.

Am 3. Januar 1857 las ich eben aus dem Berliner Kalender von 1847 einen Aufsatz von v. Raumer, in welchem viel von em Schlosse Monbijou in Berlin die Rede war, und den der

König erzählend vielfach vervollständigte, als eine telegraphische Depesche des Polizeipräsidenten von Berlin mit der Nachricht eintraf, daß das Schloß Monbijou brenne. Nach der Zeitangabe mußte der Brand gerade zu derselben Zeit begonnen haben, als in Charlottenburg alle Anwesenden sich lebhaft mit Erinnerungen an Monbijou beschäftigten.

Um diese Zeit begann ich meine Arbeiten für die Monographie über Sanssouci, und der König war so erfreut über die gewissenhafte Behandlung, sowie die vielen von mir zuerst in verschiedenen Archiven aufgefundenen neuen Aktenstücke, daß er mich auf das dringendste aufforderte, den Plan auszuführen. Von jetzt an bis zum Ende meines Vorleserdienstes sind daher fast ausschließlich Abschnitte dieser Arbeit gelesen worden.

Im Mai kam einmal im Potsdamer Stadtschlosse das Gespräch auf Tischrücken und Geisterklopfen, das damals grassirende Modethema. Als ich meine Meinung über Täuschung und Selbsttäuschung aufrecht erhielt, fiel mir ein, zum Beweise einige meiner früher von Bosco erlernten Karten-Kunststücke zu machen, und zwang sowohl den König, als sämmtliche Anwesende, sogenannte „cartes forcées“ von mir zu nehmen, obgleich ich vorher gesagt, daß ich diese Karten ihnen in die Hand forciren würde. Früher oft geübte Geschicklichkeit kam mir dabei zu statten, und ich mußte nun nach der Reihe eine Menge solcher Kunststücke produziren.

Es war dieser Abend der letzte, an welchem ich den König ganz gesund und lebensfroh gesehen. Auf der Rückreise von Marienbad über Wien erkrankte der hohe Herr in Pillnitz, nach den ersten Nachrichten sehr gefährlich, besserte sich aber bald, so daß eine eigentliche Gefahr vorüber schien. Am 17. Juli erfolgte die Rückkehr. Als ich aber auf dem Bahnhofe den König empfing und ihm zu seiner raschen Wiederherstellung Glück wünschte, sagte er mit einem unaussprechlich trüben Ausdruck: „Na! Na! Schneider. Diesmal war es schlimm! Ich war ganz benommen!“

Am Tage darauf traf die Kaiserin Mutter von Rußland und später auch der Kaiser Alexander II. wieder in Potsdam ein. Von beiden widerfuhr mir auch diesmal viel Ehrendes und Erfreuendes, namentlich verlieh mir Kaiser Alexander diesmal den St. Annen-Orden III. Klasse. Die Soiréen waren durch die gleichzeitige Anwesenheit des Großfürsten Michael und seiner Braut, Prinzessin Cäcilie von Baden, außerordentlich glänzend in allen übrigen Räumen Sanssoucis; aber dessenungeachtet blieb der enge Familienzirkel im Musikzimmer derselbe. Zum ersten Male kam übrigens am 24. Juli der Fall vor, daß ich während des Soupers der Herrschaften weiter lesen mußte. Obgleich das Tellerklappern und die Bedienung störten, so befahl die Kaiserin doch kein Aufhören der Lektüre, und es ging daher ununterbrochen fort. Nach diesen beiden ersten Abenden bei der Kaiserin mußte ich zwar noch neun Abende hintereinander nach Sanssouci kommen und mich bereit halten, wurde aber nicht wieder zur Lektüre befohlen. Die Ursache dieses plötzlichen Abbrechens ist mir nicht bekannt geworden. Wenn auch die Gegenwart des jungen großfürstlichen Brautpaares und der Besuch des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz — für dessen Schwerhörigkeit jede Vorlesung unpassend ist — Einiges erklärt, so blieb mir doch das neunmalige vergebliche Warten unerklärt.

Aber freilich drängten sich jetzt die Vorboten für das Ende meines Verhältnisses als Vorleser überhaupt, und es ist natürlich, daß man beim Rückblick auf das Erfahrene oft auch da Ursachen sucht, wo keine sind. Seit der Erkrankung des Königs in Pillnitz hatte ich zwar schon öfter die Bemerkung gemacht, daß hin und wieder nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit für die Lektüre bei ihm herrschte, wie früher, daß er sich fast gar nicht mehr auf Namen besinnen konnte; aber den ersten unzweideutigen Beweis seines Gehirnleidens sollte ich nach Abreise der Kaiserin Mutter, am 8. August, erhalten.

Ich war — auch zum ersten Mal — zum Thee nach

Charlottenhof befohlen, wo ich noch nie gelesen hatte, und die Lektüre fand unter den ungünstigsten Verhältnissen statt; denn ich mußte im Freien unter dem Portikus und beim Geräusch der Fontainen lesen, während der König sich ganz antheillos zeigte. Doch mußte ihn der Gegenstand — die Geschichte der alten Fasanerie von Potsdam — interessirt haben; denn als es kühl und zu dunkel zum Weiterlesen wurde, sagte er mir, ich möge nur noch mit nach Sanssouci hinauf kommen und dort weiter lesen. Wir fuhren in der schönsten Abendbeleuchtung durch den Park; auf Sanssouci angekommen, zog der König sich auf einige Augenblicke zurück, während die Königin mit der Gesellschaft sich in das Konzertzimmer begab. Ich wartete im rothen Audienzzimmer, bis ich befohlen werden würde, und als der König hindurchging, um sich zur Gesellschaft zu begeben, sprach er, wie gewöhnlich, einige Worte mit mir, die sich auf das schon Gelesene oder auf das zu Lesende bezogen, wobei ich mich genau erinnere, daß er meinen Namen nannte. An der offenen Thür stehend, erwartete ich nun, gerufen zu werden. Der König warf erst einen Blick in die illustrirten Zeitungen und sagte dann: „Nun, wie ist es, Lieschen, wollen wir lesen?“ — Als die Königin dies bejahete, rief der König: „Nun, dann soll er hereinkommen, — wie heißt er doch? — der — der —“ Natürlich fielen die Königin und Prinz Carl sogleich helfend ein: „Du meinst Schneider!“ — „Ja! — Der soll hereinkommen!“

Ganz betäubt von dem Gehörten, trat ich ein und las den übrigen Abend in einer unbeschreiblich ängstlichen und gedrückten Stimmung. So stark hatte ich diese Gedächtnißschwäche des Königs noch nicht kennen gelernt, fühlte aber wohl, daß in seinem Alter schwerlich eine Besserung zu hoffen sein dürfte, und sah gerade für meine Aufgabe fast unübersteigliche Schwierigkeiten voraus, wenn dieser Zustand noch schlimmer wurde. Ich nahm von jetzt an zur Vorsorge jedesmal Bilderwerke mit, um

im Falle die Aufmerksamkeit und das Verständniß für die Vorlesung versagte, doch das Interesse des Königs fesseln zu können.

Am nächsten Vorlese-Abende befahl der König — da sehr schönes Wetter war — die Lektüre im Freien, und sie fand unmittelbar vor dem Mitteleingange unter den Orangebäumen statt. Da es schon vollkommen dunkel geworden war, so wurden mir zwei Lichte in Glasglocken hingestellt, während die ganze Gesellschaft im Dunkeln saß.

Im September machte der König seine letzte große Revue-Reise zu den Herbst-Manövern des 4. Armeekorps nach Halle und Salzmünde. Kurz vor der Abreise erhielt ich den Befehl, den König auf dieser Reise zu begleiten; aber weder in Giebichenstein, noch in Wittekind kam es abends zur Lektüre, da der König sich während der ganzen Reise sehr leidend befand und früh Ruhe suchte. Erst in Salzmünde wurde gelesen, aber der König zeigte sich fast theilnahmlos. Durchweg herrschte eine ängstliche und gedrückte Stimmung, die bei den Anwesenden nicht einmal ein Lächeln aufkommen ließ. Der Leibarzt drang überdies auf ein frühes Beendigen der Soirée, und alle Personen, welche in die Nähe des Königs kamen, mußten es bemerken, wie unzusammenhangend er sprach, und wie das Gedächtniß ihm bei jeder Gelegenheit den Dienst versagte.

Nach der beeilten Rückkehr aus der Provinz Sachsen folgten regelmäßig im Zwischenraum von acht Tagen noch zwei Vorlese-Abende, bis zum letzten am 28. September 1857 in Sanssouci. Das Befinden des Königs hatte sich während dieser Zeit entschieden gebessert, und am 19. September war fast die ganze frühere Geistesfrische und Empfänglichkeit wiedergekehrt. Als ich an diesem Tage um die Erlaubniß bat, den eben aus Petersburg erhaltenen St. Annen-Orden anlegen zu dürfen, sagte der König: „Von Herzen gern! Ich weiß, daß Ihnen auch Kaiser

Alexander sehr gnädig gesinnt ist! Womöglich legen Sie den Orden gleich an, noch ehe Sie hereinkommen."

Daß der König sich wohler als bisher befand und besonders geistig vollkommen empfänglich war, bewies mir der Gegenstand der Lektüre, „Notice historique sur la vie et les oeuvres du célèbre architecte Schinkel, par Hittorf." — A. v. Humboldt, welcher am Tage vorher seinen achtundachtzigsten Geburtstag gefeiert, hatte den Aufsatz mitgebracht, und der König gab ihn mir zum Vorlesen. Die Aufgabe war bei der Menge griechischer und lateinischer Zitate, sowie architektonischer Kunstausdrücke in einer fremden Sprache, nicht leicht. Daß ich sie glücklich löste, bewies das sich daraus entwickelnde, lebhaft geführte wissenschaftliche Gespräch. Nach diesem Abende war ich wieder ganz beruhigt und hoffte auf dauernde Besserung.

Um so bitterer wurde ich enttäuscht, als ich statt zum Sonnabend den 26., wo der König einem Benefiz für das fünfzigjährige Dienstjubiläum des Schauspielers Gern in Berlin beiwohnte, am 28., Montags, nach Sanssouci befohlen wurde. Obgleich ich besonders Interessantes — mehrere Kapitel aus meiner historischen Arbeit über Sanssouci — las und auch eine lebhafte Diskussion sich daran anknüpfte, so fühlte ich doch, daß der König seiner Geisteskräfte nicht mehr mächtig war. In trübster Stimmung verließ ich Sanssouci und konnte mich, als ich durch den Marmorsaal ging, des Gedankens nicht erwehren, daß ich wohl zum letzten Male als Vorleser auf Sanssouci gewesen sei. Ich theilte dies beim Nachhausekommen meiner Frau mit, die bei der sonstigen, äußerlich rüstigen Erscheinung des Monarchen eine so traurige Ahnung nicht gelten lassen wollte. Aber es war wirklich der letzte Abend meines Dienstes gewesen! Ich wurde weder in Potsdam, noch in Charlottenburg weiter zum Vorlesen befohlen, noch auf den Reisen nach Meran und Rom mitgenommen. Jede geistige Aufregung, ja selbst Anregung sollte nach dem Rathe der Aerzte vermieden werden.

Das letzte Programm, im voraus für die nächste Vorlesung geschrieben, ist nie in die Hände des Königs gekommen.

Mannigfach waren noch die Aeußerungen seiner Gnade und Freundlichkeit für mich; aber mein Dienst als Vorleser, das Glück eines näheren geistigen Verkehrs mit diesem so reich begabten, edlen und wahrhaft tugendreichen Fürsten hatte geendet! —

Da ich bestimmt, daß die sämmtlichen Programme und deren Beilagen an das königliche Hausarchiv abgeliefert werden sollen, so stelle ich hier noch einige Notizen aus denselben zusammen.

Was die Lokalitäten betrifft, in denen die zusammen 415 Vorlesungen stattgefunden, so steht dabei in erster Reihe das Schloß Sanssouci mit 114 mal. Gewöhnlich wurde in dem Konzertzimmer Friedrichs des Großen gelesen, zweimal im Freien auf der obersten Terrasse (26. Mai 1849 und 15. August 1857) und dreimal im Mittel- (Marmor-) Saale, in Abwesenheit Ihrer Majestät der Königin.

Gewöhnlich fand ich mich um 8 Uhr abends ein und wartete im rothen Zimmer, bis die Herrschaften erschienen, oder, wenn fürstlicher Besuch anwesend war, in der Gallerie, bis ich gerufen wurde. Im Sommer kamen die Herrschaften oft erst spät von Ausflügen in die Umgebung zurück, wo dann der Thee wegfiel und die Lektüre sogleich begann. Der König kam jedesmal später zum Thee und mußte durch das rothe Zimmer gehen, wo er mich traf und dann eine Unterhaltung anknüpfte. Es waren dies die Momente, in denen der König am vertrautesten mit mir sprach und Gegenstände berührte, welche ganz außerhalb meines Vorleser-Amtes lagen. Hier sprach der König später auch von politischen und Armee-Angelegenheiten, besonders aber über Personen mit mir.

Im Stadtschlosse zu Potsdam fanden 82 Vorlesungen statt, und zwar in Anwesenheit Ihrer Majestät der Königin jedesmal in dem rothen Wohnzimmer Allerhöchstderselben in der zweiten

Etage. War die Königin abwesend, so wurde in den ersten Jahren in dem Vorzimmer daneben gelesen, dann aber immer in dem sogenannten Musikzimmer Friedrichs des Großen neben dem Vortragszimmer. Dies geschah sowohl wenn der König allein nach Potsdam kam, um Truppen zu besichtigen, oder zur Jagd, und dann nur Herren anwesend waren, als auch wenn die im Schlosse wohnenden Prinzessinnen mit ihren Damen eingeladen wurden. In keinem der Schlösser hat der König den Abend im Zimmer der Königin zugebracht, wenn Allerhöchstdieselbe abwesend war. Einmal wurde, ohne daß ich die Veranlassung erfahren, im Speisesaale der ersten Etage gelesen, einmal (19. Januar 1855) in den Zimmern der jung verheiratheten Prinzessin Friedrich Karl, und während der Anwesenheit der Kaiserin Alexandra von Rußland in den Zimmern Friedrich Wilhelms I. (Mai 1852).

Im Charlottenburger Schlosse haben 83 Vorlesungen stattgefunden, und zwar hauptsächlich im Theezimmer der Königin neben ihrem Wohnzimmer. In den letzten Jahren wurde im runden Speisesaale unter dem Thurm gelesen, während der Krankheit des Königs 1850 und August 1852 im Vortragszimmer vor dem Ruhebette Seiner Majestät. Für das Theezimmer der Königin war die Gesellschaft immer sehr klein, im Speisesaale größer und bei fürstlichem Besuche oft zahlreich. In Charlottenburg wartete ich im Adjutantenzimmer, durch welches ebenfalls der König aus seinem Kabinet zum Thee gehen mußte, und wo dasselbe Verhältniß, wie im rothen Zimmer auf Sanssouci, sich entwickelte.

Im Berliner Schlosse haben nur 11 Vorlese-Abende stattgefunden, meist in dem römischen Zimmer der Königin, einmal im Eckzimmer Allerhöchstderselben und zweimal in dem Vorzimmer zum römischen Zimmer. Eine eigenthümlich trübe Stimmung herrschte bei den Soiréen im Berliner Schlosse. Es war, als ob aus allen Ecken die Erinnerungen an die Ereignisse des

Jahres 1848 heraussahen. Der Aufenthalt der Majestäten hier war auch immer nur kurz.

In Charlottenhof habe ich nur einmal, schon während der Krankheit des Königs (8. August 1857) gelesen, ebenso nur einmal im Marmorpalais (12. September 1852), wo die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen (Charlotte von Preußen) den König in Abwesenheit der Königin zum Thee eingeladen hatte und ihm die gewohnte Unterhaltung bieten wollte.

Im ersten Jahre meines Dienstes las ich am 18. Oktober zum Geburtstag des Prinzen Friedrich Wilhelm auf dem Schlosse Babelsberg, fünfmal im Schlosse Glienicke beim Prinzen Carl und einmal während einer Krankheit desselben im Berliner Palais (Dezember 1852).

Die Reisen, Manöver und Jagden lassen sich in folgende Gruppen bringen:

In Letzlingen 1852, 1853, 1854, 1855 und 1856, jedesmal zwei Abende Ende Oktober, und einmal 1854 im Mai, als beide Majestäten ganz allein dorthin gegangen waren, um einige Tage in der Einsamkeit zuzubringen. Ich wohnte im Dorfe beim Schulzen oder beim Schulmeister und speiste mit dem Geheimen Kämmerier. War der König allein mit seinen fürstlichen Gästen und den Prinzen des Hauses, so fanden die Vorlesungen in dem Wohnzimmer des Königs, war die Königin anwesend, in dem Speisesaale statt.

In Hubertusstock in der Schorfheide 1851, 1853 und 1854, jedesmal im Oktober zwei Vorlese-Abende, bei Anwesenheit der Königin in dem oberen, beim Könige mit seinen Gästen im unteren Salon. Hier wurde ich jedesmal zur königlichen Tafel befohlen und wohnte abwechselnd im Jagdschlosse oder im Försterhause.

Im Schlosse zu Freienwalde zweimal im Januar 1854 bei strenger Kälte und in sehr unbehaglicher Umgebung. Die Vorlesung fand hier in einem Parterresaale statt.

Im Jagdschlosse Grunewald siebenmal bei dem St. Hubertus-feste der Jahre 1851 bis 1858.

Bei den Manövern und Manöverreisen 1850 einmal in Gütergotz bei Potsdam (August 1850) im Hause des Landraths Albrecht. — Zweimal in Treuenbrietzen (1850 und 1851) im Gasthofe „Zum Posthorn". — Einmal in Ferch (1851) im Offizierzelte des 1. Garde-Regiments zu Fuß und hinterher im Försterhause. — Einmal in Petzow (1851) im Edelhofe des Amtsrathes v. Kaene. — Zweimal in Rüdersdorf (1853) im Berg-Amte. — Dreimal im königlichen Schlosse zu Stettin (1852 und 1854). — Einmal auf dem Dampfschiffe „Prinzessin von Preußen" (Juni 1852) auf dem Rhein zwischen Köln und Koblenz. — Einmal in Salzmünde bei Halle (1857) in dem Ballsaale des Besitzers. — Einmal in dem Dorfe Stolpe (1856) auf dem Edelhofe. — Einmal im Dorfe Schönwalde bei Spandau (1856), ebenfalls auf dem Edelhofe. — Einmal in Merseburg (1853) im königlichen Schlosse und in demselben Jahre in Naumburg im Dompropstei-Gebäude. — Einmal in Königs-Wusterhausen (1854) im Schlosse. — Einmal in dem Dorfe Blankenfelde auf dem Edelhofe des Grafen Haeseler (1854). — Dreimal in dem Dorfe Groß-Beuthen (1853) auf dem Edelhofe des Major v. Görzke. — Zweimal in Buckow (1855) auf dem Schlosse des Grafen Flemming.

Diese Vorlesungen in den Manöver-Hauptquartieren waren äußerlich meistens mit großen Unbehaglichkeiten verknüpft, die Abendgesellschaft beim Könige dafür aber desto behaglicher. Die Quartiere waren, da ich mir eben grundsätzlich und wohl überlegt alles gefallen ließ, oft erbärmlich; nur Eins hatte ich mir — durch Erfahrung gewitzigt — ausbedungen: das Alleinwohnen, weil ich Neues für den König vorbereiten mußte. Lag ein solches Dorf in der Nähe von Potsdam, so nahm ich mir einen Wagen allein und fuhr dann quer durchs Land, von Dorf zu Dorf, wohnte auch unabhängig den Manövern bei, um darüber

Berichte für die Zeitungen zu verfassen, zunächst natürlich für meine eigenen Zeitschriften.

Je nach der Räumlichkeit waren die Abendgesellschaften des Königs klein oder zahlreich, in Merseburg und Buckow z. B. sehr glänzend, in Ferch und Treuenbrietzen dagegen aus höchstens drei bis vier Personen bestehend. Der König selbst war stets in der heitersten Laune. Oft war die Vorlesung nur ein Anknüpfungspunkt für die lebendigsten Erzählungen aus dem eigenen Leben des Königs, und das Buch wurde bei Seite gelegt, um einer witzsprühenden Unterhaltung Platz zu machen. Namentlich für seine Jugendeindrücke hatte der König ein wunderbares Gedächtniß und in der Darstellung derselben eine ungemeine Gestaltungsfähigkeit.

Seinen eigenen Geburtstag, den 15. Oktober, pflegte der König in Paretz, dem Lieblingsaufenthalt seines Hochseligen Vaters, zu verleben. Zweimal (1851 und 1852) wurde ich dahin mitgenommen, und dreimal kam es dort zur Lektüre.

In Putbus fanden bei dreimaliger Anwesenheit in den Jahren 1852, 1853 und 1854 täglich Vorlesungen statt, einmal im Schlosse des Fürsten von Putbus, zweimal in dem Wirthshause auf Stubbenkammer, sonst in des Königs Wohnung.

Im Schlosse Erdmannsdorf in Schlesien am Fuße des Riesengebirges (1853) zweimal, im alten Schlosse zu Meurs (1852) einmal, im Lustschlosse Skierniewice bei Warschau (1851) dreimal, — fast überall unter den verschiedensten Verhältnissen, glänzend oder vertraulich, förmlich oder ungezwungen, mit Rücksicht auf die Gäste oder ganz häuslich.

Die große Zahl der Vorlese-Abende, deren Entstehung und Verlauf der Verfasser hier geschildert, legt die Frage nach dem Programm derselben nahe und läßt vermuthen, daß eine ungemein große und mannigfaltige

Menge von Aufsätzen und Werken an ihnen zum Vortrag gekommen ist. Das Titel-Verzeichniß der Protokolle, die der Verfasser über jene Abende geführt hat, bietet daher eine wesentliche und nähere Charakteristik jener Zusammenkünfte. Obenan als Autor steht der Vortragende selbst mit den verschiedensten Beiträgen. Häufig las er Abschnitte aus der Theatergeschichte, aus seiner „Geschichte der Oper in Berlin", über die Theater in Hamburg und London; dazu Schauspielernovellen über Iffland, Talma, die Neuberin, „Angelo Constantini in Dresden und auf dem Königstein (1707. 1727)", „Aurora Bursay in Rheinsberg"; ferner kleinere „Kulissengespräche"; Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Dramen. Zahlreich sind seine die Tagesgeschichte begleitenden komischen Darstellungen von Ereignissen, bekannten Persönlichkeiten und Zügen namentlich des Berliner Lebens; ständig war die humoristische Darstellung des auf den Reisen mit dem Könige Erlebten, wovon die vorliegenden Memoiren mehr als eine Probe bieten; dazu litterarische Travestien; drastische Skizzen aus Polizeiakten und Polizei-Gerichtsscenen, komische Gedichte. Dem heitern Stil gehören endlich auch die humoristischen Jagdgeschichten und Jagdprotokolle an. Auch in seinen ernsteren Studien bevorzugte er diejenigen Ereignisse, in welchen die Zeit und berühmte Personen sich lebendig wiederspiegeln, und kleidete dieselben in eine novellistische Form, stellte sie auch wohl im volksthümlichen Stile dar. Gern benutzte er Stoffe, die zu Tagesereignissen in Beziehung standen, behandelte z. B. die dem Meyerbeerschen Propheten zu Grunde liegenden geschichtlichen Thatsachen oder die Geschichte des Thomas Münzer. Viele Aufsätze für den Soldatenfreund gelangten zum Vortrag, und überaus zahlreich waren die Beiträge zur Märkischen Geschichte: kurz und anschaulich dargestellte, charakteristische geschichtliche Begebenheiten; nahezu 100 zur Geschichte Berlins („Berlinische Nachrichten"), gegen 20 auf Potsdam, einzelne auf Charlottenburg, Brandenburg, Stralsund bezügliche.

Vorzugsweise die vaterländische Geschichte wurde auch aus Werken anderer Autoren behandelt; es wurden Riedels Forschungen zur brandenburgischen Geschichte benutzt; aus Klödens gleichartigen Studien die Quitzows, die Geschichte des falschen Waldemar, die Lebensgeschichte des Andreas Schlüter vorgetragen; Züge aus dem Leben brandenburgischer Herrscher, Leopolds von Dessau, Keiths; Frhrn. von der Trencks Gefangenschaft in Magdeburg; Th. v. Troschkes (Postumus) „Jugendjahre Friedrichs des Großen". An drei Abenden wurde aus Vehses Geschichte des preußischen Hofes vorgelesen. Die Geschichte der preußischen Armee kam in einem Vortrage über die brandenburgischen Kriege gegen die Türken, in Abschnitten aus Malinowskis Geschichte der preußischen Artillerie, aus Nostiz' (General der Kavallerie) Geschichte der Kavallerie aus der Zeit des zweiten Pariser Friedens (Manuskript), aus Gr. Waldersees Geschichte des 1. Garde-Regi-

ments zu Fuß in der Schlacht von Paris, in Exzerpten aus alten Parolebüchern zur Geltung. Manche Forschungen zur neueren Geschichte wurden mitgetheilt, so wurde A. v. Witzlebens Wasunger Krieg vorgetragen; mehreres aus dem rheinischen Antiquarius, z. B. über die Emigranten in Koblenz 1791/93. In der ersten Zeit behandelten mehrere Vorträge auch die Tagesgeschichte: es wurden vorgelesen der amtliche Bericht des Fürsten Windischgrätz über seine Kämpfe gegen Prag und Wien, der über den Straßenkampf in Dresden, über die Ereignisse vor Mantua, über die Kämpfe der Russen gegen Schamil, über die Schlacht von Idstedt. Auch einzelne darauf bezügliche Werke kamen zum Vortrag: L. Bamberger, Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung, Dr. Grobdeck, de morbo democratico.

Bei all dieser Mannigfaltigkeit bilden doch die geschichtlichen Vorträge die Minderheit gegen die überaus zahlreiche von Schneider ausgewählte schönwissenschaftliche Litteratur. Auch hier wechselt ernste und heitere, wissenschaftliche und leichte Lektüre, so daß wichtige neue Werke verschiedenster Art, Aufsätze, welche besonderen Anregungen oder Interessen entsprachen, und endlich solche zum Vortrag kamen, die namentlich in jener politisch schweren Zeit die wohlthuende Zerstreuung boten. Von Novellisten ist Hackländer vor allen bevorzugt worden; man kann an 40 Abenden ihn vertreten finden; dazu zählen noch die in den von ihm und Höfer herausgegebenen Hausblättern enthaltenen Novellen. Nächst ihm sind Hesekiel in seinen Erzählungen und Dichtungen etwa 17 Mal, Adami in seinen vaterländischen Erzählungen und Heinrich Smidt in seinen Seemannsgeschichten, seinen Devrient-Novellen und seinen Darstellungen aus der Geschichte von Berlin und Potsdam besonders beliebt gewesen. Vertreten sind ferner C. v. Reinhard, Meinhold, O. v. Horn, Oskar v. Witzleben, Leutner (Geschichten aus den Bergen), Polko (Musikalische Märchen), Paul Heyse (Urica und Rabbiata), Rellstab, Bechstein (Märkische Sagen und Hexengeschichten), Gubitz, Holtei, A. v. Sternberg, Kossak, Gerstäcker (Mahlhubers Abenteuer), Widmann; von militärischen Novellisten Wickede (Bilder aus dem Kriegsleben), Winterfeld (Garnisongeschichten) und die kleinen Plaudereien des Werks „Was sich die Offiziere im Büreau erzählen".

Gedichte wurden gern gewählt: Scherenberg wurde an etwa 29 Abenden, nächst ihm Fontane an etwa 11, W. v. Merckel an etwa 7 Abenden zum Vortrag gebracht; ferner Dichtungen von H. v. Mühler, Zedlitz (österreichische Soldatenlieder), vom Banus Jellachich, v. Redwitz, v. Lepel, F. v. Köppen, Märcker. Nicht selten sind auch dramatische Dichtungen: Mosenthals Drama Caecilia von Albano, Raupachs Mirabeau, Griepenkerls Robespierre, auf Herrn v. Hülsens Empfehlung das anonyme Werk „Eines Weltreichs Ende"; von Frau Birch-Pfeiffer „Wie man Häuser baut" und der Operntext La Reolle, Goldtammers Drama der Große Kurfürst, Rell-

stabs vaterländisches Zeitbild 1756, Tempelteys Klytämnestra, Fausts II. Theil, für die Bühne bearbeitet von Wollheim da Fonseca, Wieses Trauerspiel Simson, Beils Kurt v. Spartau, Kotzebues Unglückliche, von L. Schneider bearbeitet, Rud. Hahns Vaudeville „Der Geheime Registrator und sein Paletot, oder: nur ein Orden"; Jules Janins Schrift über Mademoiselle Rachel. — Von älteren Schriftstellern gelangten Julius Weber (Demokritos), Lichtenberg, Ramler und Abraham a S. Clara zu einzelnen Vorträgen, von klassischen Dichtungen Goethes Harzreise und Schillers Hochzeit der Thetis, von Fremden einzelnes aus Thomas Moore, Byron, Petrarka, Puschkin (übersetzt von Schneider), Scenen aus dem Hippolyt des Euripides, verglichen mit Racines Phaedra. — Die Gralsage wurde nach Vilmar vorgetragen. — Ein besonderer Platz war den „Geheimnißvollen Geschichten und räthselhaften Menschen" eingeräumt. Bülaus gleichnamiges Werk wurde hier zunächst benutzt; dann Petris „Sonderbare und räthselhafte Menschen", Douglas Jerrolds „Geheimnißvolle Geschichten"; der Pitaval; „Beglaubigte Mittheilungen aus der Geisterwelt und den Nachtgebieten der Natur"; Dr. C. Wittes „Die Lenormand"; Alex. Dumas' „1001 Gespenster"; Bertholdis „Ahnungen und Erscheinungen".

Die novellistische Presse bot in Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Herde ebenfalls Stoff; „Verrückte Rezensionen über die Tänzerin Pepita" wurden den Berliner Zeitungen entnommen. — Für die Jagd-Abende wurden Münchhausens Abenteuer und Bornemanns Jagdgeschichten benutzt. Die komischen Beiträge gaben insbesondere Glaßbrenners treffliche Berliniaden.

Aus der geographischen und ethnographischen Litteratur wurden Max Schlesingers Wanderungen durch London, Barths Reisen in Afrika (aus Zeitungsartikeln), Th. v. Grimms Wanderungen nach Südosten, Hubers Skizzen aus Irland und aus der Vendee, E. Niendorfs „heutiges Paris", Osenbrüggens nordische Bilder ausgewählt; aus der geschichtlichen Kurt v. Schlözers Chazot und Choiseul, Dr. Hahns neue Propheten; aus der kunstgeschichtlichen insbesondere Overbecks Pompeji, Hittorf über Schinkel, Kugler über die Marienkirche in Bergen, Belanis „Schlösser und Gärten von Potsdam".

Es erübrigt noch in Ergänzung der vom Verfasser betreffs des Zuhörerkreises bereits gegebenen Mittheilungen aus den Protokollen hervorzuheben, daß, abgesehen von den zur königlichen Familie sowie zu dem Hofstaat und der militärischen Begleitung gehörigen Herrschaften niemand öfter als Humboldt, an etwa 80 Abenden, den Vorlesungen beiwohnte; am häufigsten nächst ihm der Geheime Kabinetsrath v. Niebuhr; sodann der Leibarzt Dr. Grimm und der Polizeipräsident v. Hinckeldey; mehrmals der General-Direktor der Museen v. Olfers und der Architekt Stüler,

einige Mal der Bildhauer Professor Rauch und der Maler Hensel; vereinzelt die Professoren Leop. Ranke, Curtius und Lepsius, der Maler Grahl, der Dichter Raupach. — Es überwogen die Militärs und Diplomaten. Fast alle Namen von Bedeutung aus dem Kreise König Friedrich Wilhelms IV. sind in der Liste der Anwesenden verzeichnet; einmal, am 23. April 1856, ist auch „Oberst Baron v. Moltke, militärischer Begleiter Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm", einmal, am 31. August 1854, der „Bundestagsgesandte v. Bismarck-Schönhausen" unter den Zuhörern gewesen.

Mademoiselle Rachel.

1850. 1852.

Vom ersten Augenblicke ihres Auftretens in Paris an hatte mich die Rachel in hohem Grade interessirt. Mit gespannter Aufmerksamkeit war ich dem merkwürdigen Entwickelungsgange dieser Künstlerin gefolgt, hatte jedes Portrait, das von ihr erschien, meiner Sammlung einverleibt, was an biographischen Notizen über sie zugänglich wurde gesammelt, und mich der eigenthümlichen Erscheinung so lange erfreut, bis endlich übereinstimmende Nachrichten ihre Launen unerträglich, ihre Ueberhebungen gegen die Kollegen maßlos, ihren Lebenswandel unsittlich schilderten. Da erlosch mein Interesse an ihr in so hohem Grade, daß ich mich 1846 bei meiner Anwesenheit in Paris ihr weder vorstellte, noch auf irgend eine Weise näherte. Provost, Samson, besonders Regnier, sämmtlich erste Mitglieder des Théâtre français, mit denen ich viel verkehrte, erboten sich, mich bei ihr einzuführen, denn immerhin sei sie eine interessante Persönlichkeit; gleichzeitig wußte aber jeder einzelne ihrer Kollegen so viel Unfreundliches, Uebermüthiges und geradezu Häßliches von ihr zu erzählen, daß ich meinem schon bei der Hinreise gefaßten Entschlusse treu blieb und sie weder auf der Bühne sah, noch ihr außer derselben zu begegnen suchte. Bei

einem Diner, welches mir Provost gab, sprach sich Samson, ihr Lehrer und der Förderer ihres ersten Auftretens, in hohem Grade entrüstet gegen sie aus, und keiner der Anwesenden nahm sie in Schutz.

Obgleich Uebermuth in augenblicklich glänzender und beherrschender Stellung mir in meinen Verhältnissen beim Berliner Theater nicht fremd war und die stillen Klagen meines Tagebuches beweisen, wie schmerzlich das bei meinem Streben, ein freundliches kollegialisches Verhältniß zum Besten des Ganzen, der künstlerischen Wirksamkeit wie des Standes, zu erreichen, mich berührte, so reichte doch alles selbst in Deutschland Erlebte an diese kolossale Ueberhebung, an diesen Eigenwillen und diese wegwerfende Behandlung ihrer Umgebung nicht heran; und wenn ich auch Manches dem lieben Neid auf die so außerordentlich bevorzugte Stellung der Rachel zuschreiben wollte, so blieb doch immer noch genug übrig, um meine Abneigung gegen sie zu befestigen.

Samson besuchte mich am Tage nach diesem Diner und brachte mir ein Exemplar seiner gedruckten „Épître à Mlle. Rachel, par Samson, son maître“, einer Dichtung, die er öffentlich an sie richtete, als sie, kaum seiner Leitung als Lehrer bei ihren ersten Debüts entwachsen, das Publikum durch ihr Spiel entzückte und den übrigen Künstlern des Théâtre français zugleich einen Vorschmack von dem gab, was sie von der neu aufgehenden Sonne zu erwarten hatten.

Was von ihren Liebschaften oder vielmehr von ihrer Käuflichkeit erzählt wurde, mag ich gern für unwahr und böswillig halten, habe mir auch nie Mühe gegeben, zu ergründen, was daran übertrieben oder gegründet war; jedenfalls hielt mich aber der auch in dieser Beziehung über alles Maß ungünstige Ruf von einer Annäherung zurück.

So blieb mir diese merkwürdige Künstlerin persönlich fremd,

wenn auch interessant als eine der Studien, die ich für meine theatergeschichtlichen Arbeiten sammelte.

Im Sommer des Jahres 1850 hörte ich, schon in Potsdam wohnend, von ihrer Anwesenheit in Berlin und von ihren Erfolgen auf der königlichen Bühne, für welche sie eine Schauspielergesellschaft mitgebracht hatte, die ihr das Stichwort für ihre Glanzrollen geben sollte. Seit dem Jahre 1848 hatte ich die Bühne nicht mehr besucht und fühlte mich auch von dieser als außerordentlich gepriesenen Erscheinung nicht so angezogen, daß ich meinen schon Gewohnheit gewordenen abendlichen Arbeiten entsagt hätte.

Am 3. August, dem Geburtstage des Hochseligen Königs, wurde ich schon früh zum Vorlesen nach Sanssouci bestellt. Es kam unerwartet, da die Majestäten den Vormittag in stiller Beschaulichkeit in Charlottenburg zugebracht, dort das Mausoleum besucht und mittags auf der Pfaueninsel dinirt hatten. Als ich mit meiner Mappe unter dem Arm in den Vorsalon von Sanssouci eintrat, kam der König eben mit der Frage an den dienstthuenden Lakaien aus seinem Zimmer: „Ist Schneider noch nicht da?" — und als dieser auf mich wies, kam Seine Majestät bis in den Vorsaal mir entgegen:

„Ich habe eine recht impertinente Bitte an Sie, Schneider! — Getrauen Sie sich wohl, Mir die Tragödie „Polyeukt" von Corneille vorzulesen? Die Rachel will Mir das Stück am Dienstage vorspielen, und Ich kenne es nicht!"

„Ich auch nicht; wenn Eure Majestät aber Nachsicht mit mir haben wollen, so will ich thun, was in meiner Kraft steht. — Wo aber das Buch hernehmen? Ich besitze weder selbst eine Ausgabe des Corneille, noch wüßte ich so rasch in Potsdam ein Exemplar herbeizuschaffen."

„Nun, da wird wohl Rath zu schaffen sein. Gehen Sie in die Bibliothek Friedrichs des Großen, dort hinter Meinem Vortragszimmer. Ich müßte Mich ganz irren, oder Ich hätte

dort früher eine Ausgabe der „œuvres de Corneille“ gesehen.“

„Zu Befehl, Eure Majestät. Aber ich werde kaum Zeit zur Vorbereitung haben.“

„Nun, so lesen Sie ohne Vorbereitung!“

„Aber es ist das erste Mal, daß ich Euer Majestät etwas in einer fremden Sprache vorlesen soll!“

„Ich habe Sie ja im französischen Theater spielen sehen, weiß also recht gut, daß Ich Ihnen keine besondere Schwierigkeit zumuthe.“

„Wie soll ich aber ein Trauerspiel lesen, dessen Inhalt ich gar nicht kenne; wie den Charakteren den richtigen Ausdruck geben?“

„Thut alles nichts! — Sie erzeigen Mir dadurch einen ganz besonderen Gefallen.“

Nun hörten natürlich alle weiteren Bedenklichkeiten auf. Ich ging in das bekannte runde Bibliothekzimmer Friedrichs des Großen, welches ich damals zum ersten Male betrat, und fand in der That bald das Gesuchte, aber in einer Duodez-Ausgabe vom Jahre 1643, eng und fast unleserlich gedruckt, in der Orthographie jener Zeit. Von einer Vorbereitung oder auch nur einem flüchtigen Ueberblicken des Inhalts war denn auch wirklich nicht die Rede; denn da eine fünfaktige Tragödie voraussichtlich den ganzen Abend in Anspruch nehmen mußte, so befahl der König unmittelbar darauf den Anfang der Vorlesung und äußerte, als er meine Befangenheit sah:

„Schneider will Mir heute den Gefallen thun, französisch zu lesen, obgleich er das Stück nicht kennt. — Ich bin aber überzeugt, es wird recht gut gehen.“

In dieser im voraus ausgesprochenen „Ueberzeugung“ lag wenigstens die Garantie, daß die Anwesenden, — es war, außer Ihrer Majestät der Königin, die gewöhnliche Abendgesellschaft, Alexander v. Humboldt, die Hofdamen Gräfin v. Hacke und

Fräulein von der Marwitz, der Kammerherr Graf Dönhoff, der dienstthuende Flügeladjutant und der wachthabende Offizier, — am Schlusse der Vorlesung nicht gerade ihr Mißfallen äußern würden, und so begann ich ziemlich guten Muthes die Tragödie. Es ereignete sich denn auch richtig, daß ich gleich in den ersten Scenen einige Charaktere mit ganz falschem Tone las. Erst als sich bei weiterer Entwickelung die Charaktere in ihrer wahren Gestalt zeigten, konnte überhaupt von einer dramatischen Färbung des Ausdrucks die Rede sein. Im Anfange war es ein Ablesen, mit dem dritten Akte wurde es ein Recitiren, und ich erinnere mich, daß ich schon während des ersten Aktes, als ich den Bösewicht des Stückes sanft und behaglich las, mich korrigirend die Vorlesung mit der Entschuldigung unterbrach: „Pardon, Votre Majesté, c'est le traitre de la pièce!“ und nun mit dem Ausdrucke fortfuhr, den ein für alle Mal ein dramatisch Lasterhafter konventionell haben muß.

Es wurde — nur durch das Souper unterbrochen — von 8½ Uhr bis 11¼ Uhr gelesen, und obgleich ich nach jedem Akte zögernd innehielt und den Befehl zur Fortsetzung erwartete, so mußte ich doch die ganze Tragödie auslesen. Es war, mir selbst zum Erstaunen, gut gegangen, da ich seit Jahren nicht laut französisch gelesen und der alte Druck mir ganz bestimmte materielle Schwierigkeiten entgegensetzte. Nur wer selbst Aehnliches versucht, vermag mir nachzufühlen, was ich während dieser Vorlesung ausgestanden.

Freundliche, ermunternde Worte beider Majestäten machten mich bald die ausgestandene Angst vergessen, und voll Freude konnte ich bei der Rückkehr nach Hause auf die Rückseite des Programms schreiben: „Schien es doch fast, als hätte ich heute auf die Probe gestellt werden sollen. War es der Fall, nun so habe ich sie bestanden, und dürfte der heutige Abend manches gefördert haben.“

Drei Tage darauf, am Dienstag den 6. August, fand die

Vorstellung des „Polyeukt“ durch Mademoiselle Rachel und ihre Truppe im Theater des Neuen Palais von Sanssouci statt. Schon am Tage vorher erhielt ich für mich und meine Familie drei Billets zum Balkon. Da dies bisher nicht geschehen war und die Hofstaatsbeamten wußten, daß ich schon seit Jahren keine Theatervorstellung besucht, so mußte das seine besondere Bewandtniß haben, und auf meine desfallsige Erkundigung hörte ich denn auch, daß Seine Majestät befohlen habe, ich sollte mir diese Vorstellung ansehen, da ich ja die Tragödie vorgelesen. Dagegen reichte meine bis dahin befolgte Regel nicht aus, und so saß ich mit Frau und Tochter unter den Zuschauern, ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, daß ich heute die so lange vermiedene Bekanntschaft der berühmten Künstlerin, und zwar in nächster Nähe machen sollte. — Ihre Leistung war wirklich eine vortreffliche und ich eben durch jene Vorlesung mehr als viele andere darauf vorbereitet, sie ganz würdigen zu können. Obgleich ihre Rolle keine Gelegenheit bot, gerade das zu zeigen, worin sie unerreichbar ist — die Verneinung im Weibe, die bösen, die feindlichen Leidenschaften — so ließ die große und noch mehr die seltene Künstlerin sich doch erkennen. Sie beherrschte die Bühne so absolut, daß ihre ganze Umgebung in noch schreienderem Abstande gegen sie erschien und es selbst geringerer Begabung schon ein Leichtes gewesen sein würde, aus deren Mitte hervorzutreten. Ich war erfreut, die Vielbesprochene gesehen zu haben, aber ich war nicht hingerissen, nicht außer mir und mußte erst an das Ensemble des Théâtre français denken, um mir die ganze Wirkung ihres Spiels begreiflich zu machen. Ihre Mitspieler waren in der That das Aufgelesenste, was ein agent dramatique in Paris für möglichst wohlfeilen Preis nur hatte „pour l’étranger“ zusammen bringen können, und kaum erträglich.

Zwischen dem dritten und dem vierten Akte, als der Hof den Zuschauerraum auf einige Augenblicke verlassen hatte, um

in den nahen Sälen eine etwas kühlere Luft zu suchen, sah ich plötzlich den Kammergerichtsrath v. Drygalski, Justitiarius des königlichen Theaters, welcher während der Abwesenheit des General-Intendanten v. Küstner die Geschäfte der General-Intendantur führte, in den Zuschauerraum zurück kommen, sich überall umsehen und, als er mich gefunden, die Seitentreppe herauf kommen, die von dem Zuschauerraume am Orchester rechts und links auf den Balkon führt, und sich nach mir durchdrängen. Er sagte mir, Seine Majestät habe befohlen, ich solle die Künstlerin zum Souper und nach demselben in die Gallerie neben dem großen Muschelsaale führen, wo beide Majestäten Mademoiselle Rachel sprechen wollten.

Nach Beendigung des Stückes ließ ich daher Frau und Tochter allein nach Hause fahren, begab mich auf die Bühne und fragte nach dem Bruder der Künstlerin, der, wie ich gehört, eine Art von Faktotum der Unternehmung war, und sagte ihm, daß ich den Befehl hätte, sie sämmtlich — der Haushofmeister Kurs hatte mich unterrichtet, daß ein Souper für die ganze französische Gesellschaft in den Parterrezimmern neben den Apartements Friedrichs des Großen angerichtet sei — zur Tafel zu führen. Schwerlich vermutheten die Schauspieler in dem, damals schon mit dem Rothen Adler-Orden geschmückten, anscheinenden Hofbeamten den ancien camarade, und ich fand mich auch nicht veranlaßt, diesen Anspruch an ihre kameradschaftlichen Gefühle besonders geltend zu machen.

So harrte ich denn, bis Mademoiselle Rachel das Kostüm abgelegt und für die ihr bereits angekündigte Vorstellung bei beiden Majestäten eine eben so einfache, wie distinguirte Toilette gemacht. In dem für das Souper bestimmten Zimmer fand ich bereits die ganze Gesellschaft versammelt, als ich mit Mademoiselle Rachel am Arme dort eintrat und neben ihr Platz nahm. Schon die ganz gewöhnlichen Komplimente nnd Einleitungen der Unterhaltung zeigten die eben so geistreiche wie taktvolle Frau. Der

finstere Ausdruck, den ihre Portraits haben, und der sich in heftigen Ausbrüchen der Leidenschaft auf der Bühne bis zum Häßlichen verzerrt, war einem liebenswürdigen, verbindlichen Lächeln gewichen und gab ihrem Gesichte einen ungemeinen Reiz. In jedem Worte zeigte sich die Frau von Welt, die Gewohnheit der Bewegung in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Mit fesselnder Offenheit sprach sie es aus, daß sie nur ungern gerade die Tragödie „Polyeukt“ gewählt, weil die Rolle keineswegs geeignet sei, ihre Fähigkeit zu zeigen; da sie aber sehr wohl wisse, daß der König von Preußen „un vrai et bon chrétien“ und ein wahrhaft religiöser Fürst sei, so habe sie geglaubt, ihn durch die Wahl dieses vorzugsweise christlichen Trauerspieles zu erfreuen. Der König werde über die gewaltige Form hinweg auch die Tendenz des Stückes gesehen und gewiß ihre Wahl gebilligt haben, wenn sie selbst als Schauspielerin dabei auch im Nachtheil geblieben sei. Das wurde so ehrlich und ohne alle „finesse“ erzählt, daß die Wahl den Schein der Spekulation verlor und zur wirklichen Huldigung wurde.

Bei aller Verbindlichkeit und Freundlichkeit ihres Benehmens fühlte man doch jeden Augenblick heraus, daß sie die absolute Herrscherin in diesem Kreise sei, und als gegen Ende der Tafel beim Champagner einer der Schauspieler laut den Lakaien herbeirief, der das Einschenken besorgte, warf sie ihm einen Blick zu, der mich vollkommen begreifen ließ, weshalb ihre Kollegen in Paris mit solcher Abneigung von ihr sprachen.

Die Unterhaltung wurde immer interessanter. — Sie erzählte von der fast väterlichen Güte, mit welcher der vertriebene König Louis Philipp sie behandelt, wie er selbst ihre Schwächen und Launen übersehen, und gab auf anscheinend ungesuchte Weise zu verstehen, daß ihr Hofverhältnisse bekannt und die Ehre, von Königen ausgezeichnet zu werden, nichts Neues sei.

Ich hatte gebeten, mich zu unterrichten, wann das letzte Gericht bei der königlichen Tafel aufgetragen würde, und als es

geschah, bat ich Mademoiselle Rachel, mir zu folgen. Wir mußten durch die Zimmer Friedrichs des Großen, die nur so weit durch einzelne auf den Möbeln stehende Lichter erleuchtet waren, daß man eben den Weg durch die ganze Reihe der Apartements finden konnte. Was sie auf dem Gange durch diese geschichtlich merkwürdigen Räume von ihrer Bewunderung des großen Königs sagte, war geschickt; aber ich konnte dabei den Gedanken nicht los werden, daß ich dieselbe Schauspielerin am Arme durch die Zimmer Friedrichs des Großen führte, die in Paris nach der Februar=Revolution auf dem Théâtre français die Marseillaise mit einem so furchtbar wilden Ausdruck gesungen, immer wieder gesungen und so lange gesungen, bis selbst dem Pariser Publikum diese tendenziös republikanische Schaustellung zu viel wurde. Der Schauspieler kann allerdings gezwungen werden, in revolutionären Stücken zu spielen; veranstaltet er aber selbst sein Erscheinen in ganz Ungehörigem und Unverlangtem, so spricht er dadurch seine persönliche Gesinnung aus und macht die Kunst der Leidenschaft dienstbar. Niemandem wäre es eingefallen, von der tragischen Schauspielerin Gesang zu verlangen; sie hatte auch nicht gesungen, sondern in rauhen, wie von Blut erstickten Tönen dieses furchtbar aufregende Lied in Scene gesetzt und die erste Bühne Frankreichs zur Succursale eines demokratischen-Klubs gemacht. Dergleichen Erinnerungen paßten nun freilich schlecht zu unserer Wanderung durch diese Räume, aber ich vermochte nicht, mich ihrer zu erwehren.

In der langen Gallerie, welche unmittelbar an den großen Muschelsaal stößt, aus dem wir das Geräusch einer großen königlichen Abendtafel ertönen hörten, fand ich bereits einige Damen der höchsten Potsdamer Gesellschaft, welche gehört hatten, daß Mlle. Rachel hier den Majestäten vorgestellt werden würde. Um sie persönlich kennen zu lernen, hatten sie die Tafel früher verlassen und waren in die Gallerie getreten. Generalin v. Luck Excellenz, eine geborene Französin, redete die Künstlerin sogleich

an, und auch diesen Damen gegenüber bewies sie den vollendetsten Takt. Endlich wurde es im Muschelsaale plötzlich still, die Stühle rückten, also erhob sich der König von der Tafel.

Gleich darauf traten beide Majestäten in die Gallerie und schienen verwundert, schon andere Damen hier zu finden, obgleich diese sich sogleich zurückzogen. Auch die Gallerie war nur schwach durch einzelne Lichter erleuchtet, deren trüber Schein den großen Raum noch größer erscheinen ließ. Es war so dunkel, daß man die seitwärts stehenden Personen nicht erkennen konnte.

Nachdem ich Mlle. Rachel mit einer Verbeugung vor die Majestäten geführt, trat ich zurück. Der König hatte mich offenbar nicht erkannt, weil der Wechsel zwischen dem glänzend erleuchteten Muschelsaale und der halbdunklen Gallerie zu plötzlich gewesen war; denn er fragte im Verlaufe des überaus gnädigen Gespräches, ob ich sie denn nicht hierher geführt. Als ich nun näher trat, stellte der König mich der Künstlerin als ihren Dolmetscher bei ihm vor, da ich ihm den „Polyeukt" vorgelesen, wodurch er erst im Stande gewesen, den Schönheiten ihres Spieles ganz zu folgen. Kein Wort, keine Miene verrieth hier die Republikanerin, und es war eben, als ob sich das alles ganz von selbst verstände, als ob sie sich nie in anderen Verhältnissen bewegt hätte. Auch die Königin richtete einige ungemein gnädige Worte an sie, und die Generalin v. Luck sagte mir später, daß sie ganz enchantirt von den taktvollen Antworten der Rachel gewesen sei.

So endete dieses erste Zusammentreffen mit der Künstlerin. Ich begleitete sie, nachdem die Majestäten sich zurückzogen, zum Wagen und nahm einen wesentlich anderen Eindruck von ihr mit mir, als ich ihn erwartet hatte.

Am nächsten Vorlese-Abende im Sanssouci, am 10. August, hatte ich die Biographie der Rachel von Jules Janin, die schon erwähnte „Epitre" ihres Lehrers Samson und historische Notizen über die Tragödie „Polyeukt" auf das Programm gesetzt,

und Seine Majestät wählten vorzugsweise diese drei Sachen gleich beim Beginn des Vorlesens. Bei dieser Gelegenheit sprachen beide Majestäten ihren vollen Beifall zu dem geistreichen und taktvollen Benehmen der Künstlerin aus, und der König sagte:

„Ich danke Ihnen, Schneider, daß Sie so freundlich gegen die Rachel gewesen, obgleich man Mir gesagt, daß Sie nicht besonders gut auf sie zu sprechen sind.“ (Programm Nr. 82.)

Zwei Jahre später, im Juli 1852, kam Mademoiselle Rachel zum zweiten Male nach Berlin, und zwar besonders dahin berufen, um während der Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin von Rußland aufzutreten. Für den 12. Juli war eine zweite Vorstellung im Neuen Palais angesetzt, sie unterblieb aber wegen der drückenden Hitze, während welcher die Kaiserin von Rußland sich auf ärztliche Anordnung vorzugsweise im Freien bewegen sollte. Am Tage darauf, den 13., erhielt ich nachmittags den Befehl, Mademoiselle Rachel auf dem Bahnhofe zu empfangen und nach der Pfaueninsel zu führen, wo dieselbe einige Scenen vor den Allerhöchsten Herrschaften recitiren werde. Ich hatte kaum noch Zeit, mich anzuziehen, da mir gesagt wurde, daß sie mit dem Zuge um 5 Uhr Berlin verlassen werde. — Als sie, von ihrem Bruder Felix (Raphaël) begleitet, erschien, war die Begrüßung von ihrer Seite eine fast herzliche. Sie fragte mich, was sie denn auf der Pfaueninsel solle; denn man hatte ihr nur ganz im allgemeinen gesagt, daß sie einige Scenen recitiren möge. Da fragte sie mich zu viel, denn ich wußte ebenso wenig, wie sie, was eigentlich die Absicht des Königs sei. Erschrocken war ich aber, sie in einem ganz schwarzen Anzuge zu sehen. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid mit den kostbarsten Spitzen-Falbalas, sehr einfach, aber distinguirt, sogar schwarze Handschuhe von Spitzen, und nichts, was einer Gesellschafts-

Toilette an einem schönen Sommertage im Freien ähnlich sah. Als ich sie nach dem Grunde dieser Wahl für ihre Toilette fragte, erwiderte sie:

„Daß ich Brillanten und kostbare Kleider im Ueberfluß besitze, weiß man. Der Künstlerin geziemt es aber, gerade in so hoher Gesellschaft, so einfach wie möglich zu erscheinen. Kostbar genug ist mein Kleid, das werden die Damen schon verstehen."

„Aber genau die Farbe der tiefen Trauer? — Bei Hofe erscheint man nie in Trauer, wenn es nicht befohlen ist."

„Schwarz ist aber nicht allein Trauer, es ist auch die Farbe der Modestie, der Bescheidenheit."

„Bescheidenheit läßt sich auch in Stoff und Schnitt ausdrücken, ohne der Farbe zu bedürfen. Ihre Majestät die Kaiserin ist leidend. Man hält ihr sorgfältig jeden trüben Anblick fern. In Rußland herrscht mancher Aberglaube in Bezug auf dergleichen. Kurz, ich möchte rathen, die Toilette zu verändern, wenn ich nur wüßte, wie das thunlich wäre. Ich würde Sie so schnell wie möglich erst in meine Behausung fahren und meine Frau zu Rathe ziehen; aber mein Befehl lautet, Sie vom Bahnhofe nach der Pfaueninsel zu bringen, und da ich nicht wissen kann, ob die Allerhöchsten Herrschaften Sie nicht schon erwarten, so darf ich meinerseits wenigstens nicht zögern."

„So führen Sie mich in das Schloß Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Carl. Die hohe Frau hat mir gesagt, ich möge mich bei ihr melden, wenn ich nach Potsdam käme. Dort werde ich mich erkundigen, ob Ihr Bedenken gegründet ist, und dann schon ein Mittel finden, meine Toilette noch zu ändern."

Mit scharfem Blick hatte das weltkluge Mädchen erkannt, daß sie trotz der geschickten Ueberlegung bei der Wahl ihrer Toilette doch eine Unschicklichkeit begehen könne, und daß dies nicht geschehe, daran mußte der Frau ebenso viel liegen, wie

der Künstlerin an dem zu hoffenden Succes. Aber freilich, des letzteren war sie ja sicher.

Wir fuhren über Babelsberg nach Glienicke. Unterwegs wurde berathen, was den Allerhöchsten Herrschaften wohl erwünscht und wie dies zu gestalten sein könne. Offenbar hatte man auf der Pfaueninsel nicht die ganze Schauspielergesellschaft haben wollen. Es sollte sich die Recitation auf Monologe oder höchstens solche Scenen beschränken, in welchen der Bruder — zugleich chaperon — ihr das Stichwort gab. Monsieur Raphaël hatte ein endloses Packet Bücher mitgebracht! Ich rieth indessen zu möglichst wenigen Vorschlägen und unter diesen nur zu dem wirklich Effektvollsten. Obgleich Chargé d'affaires seiner Schwester, hatte Sieur Raphaël doch noch nicht einmal an ein Programm gedacht, und dies zu redigiren, sollte unsere erste Sorge auf der Pfaueninsel sein. Rachel war in einer ungemein gehobenen Stimmung, denn sie schien ganz erfüllt von der Aussicht, heute vor dem Kaiser von Rußland zu erscheinen, nach dem sie mich immer wieder fragte: Ob er wirklich ein so schöner Mann sei? — Ob er wirklich seine ganze Umgebung an Körpergröße überrage? — Ob er denn auch freundlich sein könne? — Kurz ich mußte mein ganzes Wissen von ihm auspacken.

So kamen wir nach dem Lustschlosse Glienicke. Ich ließ mich bei der Comtesse Virginie v. Haack, Hofdame Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Carl, anmelden, während Mlle. Rachel im Wagen wartete, und schilderte hier unsere Verlegenheit wegen der Toilette. Mit der Einladung von Seiten der Frau Prinzessin hatte es seine Richtigkeit, und die Künstlerin wurde von Ihrer Königlichen Hoheit auf das gnädigste empfangen. Dann ging es an ein Berathen mit der Comtesse v. Haack über den Anzug, und ich schlug endlich vor, aus dem Trauerkleide durch Hinzufügung einer Rose im Haar, helle Handschuhe und Drapirung des schwarzen Spitzenschleiers als

Mantille ein spanisches Nationalkostüm zu machen. Dazu ließ sich Rath schaffen, und wahrlich, Mademoiselle Rachel verlor nichts durch diese Aenderung. Die Rose unter der Mantille stand ihr ganz vortrefflich und erhöhte das Pikante ihrer Erscheinung. — So waren wir über das Eine beruhigt und wurden es auch über das Andere, nämlich die Anwesenheit der Allerhöchsten Herrschaften auf der Pfaueninsel.

Wir hörten, daß der Hof erst gegen 8 Uhr dort landen werde, nachdem auf dem königlichen Dampfschiffe der Wasserkorso besucht worden sei, den die Potsdamer Gesellschaft den kaiserlichen Gästen veranstaltet. — Nun hatten wir Zeit, und als die Prinzessin Carl das Boot bestieg, um ebenfalls zu dem Wasserkorso zu fahren, führte ich meine Pflegebefohlene auf die Terrasse des Kasino, von wo aus sich die breiten Wasserflächen zwischen der Glienicker Brücke und Sakrow bequem übersehen lassen. Das lebendige Schauspiel eines Wasserkorso schien Mlle. Rachel ungemein anzuziehen. Als wir indessen das königliche Dampfschiff nahen und von einem Blumenregen aus allen Booten empfangen sahen, wurde es Zeit, unseren Weg nach der Pfaueninsel fortzusetzen; denn es durften dort doch noch allerlei Anordnungen zu treffen sein.

Nach dem Uebersetzen mit der Fähre bat ich die Familie des Hofgärtners Fintelmann, der Dame einige Augenblicke den Aufenthalt zu gestatten, und verschaffte dem Bruder Schreibgeräth, um endlich das nöthige Programm aufzusetzen, worauf ich mich nach dem Schlosse begab, um die getroffenen Vorbereitungen in Augenschein zu nehmen. Dazu aber hätte ich mir noch länger Zeit lassen können, denn nirgends sah ich auch nur die geringste Anstalt für das Erscheinen der berühmten Schauspielerin vor dem Hofe. Vergebens durchstrich ich das ganze Gebäude, um etwas einer Bühne oder auch nur einem Zuschauerraume Aehnliches zu entdecken, und wandte mich endlich an den Haushofmeister Kurs, der mit dem Ordnen der Theetische auf dem

Rasenplatze vor dem Schlosse beschäftigt war. Auf die Frage, wo denn Mlle. Rachel vor den Allerhöchsten Herrschaften erscheinen solle, erhielt ich die lakonische und nur durch ein Hinzeigen auf den Kiesweg zwischen zwei Rasenstücken erklärte Antwort: „Hier!"

„Wie, hier im Freien?!"

„Allerdings, die Allerhöchsten Herrschaften können bei der Hitze doch nicht in den engen Zimmern sitzen!"

„Das begreife ich, aber andererseits begreife ich auch, daß eine Künstlerin wie die Rachel nicht im Freien und auf Kieswegen zu spielen pflegt."

„Für gewöhnlich glaube ich auch nicht, aber unter solchen Umständen wird es wohl einmal gehen müssen!"

Das war eine ziemlich trostlose Aussicht, und ich gestehe, daß ich denn doch mit einiger Befangenheit zu der harrenden Tragödin zurückkehrte, um ihr das wenig ermunternde Resultat meiner Erkundigungen mitzutheilen. Mit möglichster Vorsicht brachte ich ihr bei, daß weder von einer Bühne oder auch nur von einem Versuche dazu die Rede, noch irgend ein anderes Hülfsmittel vorhanden sei, um äußerlich ihr Erscheinen zu unterstützen.

„Comment, en plein air? Me croyez-vous une saltimbanque?"

Da war es heraus, das gefährliche Wort, das ich allerdings gefürchtet hatte, und das schwer zu bekämpfen war. Die Abneigung jedes Schauspielers vor einer Darstellung unter freiem Himmel ist eine vollkommen begründete, und gerade ich, der ich sie doch hier beseitigen mußte, war von ihrer Berechtigung durchdrungen. Das so verbindliche Lächeln der Gefeierten hatte einer ihrer stechendsten und geringschätzendsten Physiognomien Platz gemacht, und sehr entschieden erklärte sie mir, daß sie sofort nach Berlin zurückkehren werde, da sie nicht die geringste Lust habe, ihren Ruf als erste Schauspielerin des Théâtre

français durch eine „comédie champêtre“ auf das Spiel zu setzen. Auch Sieur Raphaël gerieth in außerordentliche Aufregung und erklärte die absolute Unmöglichkeit, daß seine Schwester auf dem Rasen spiele. — Zunächst wurde an den „ancien camarade“ appellirt, der denn doch das Erniedrigende dieser Zumuthung begreifen werde, und ich mußte daher die Sache von der diplomatischen Seite aufgreifen, da aus künstlerischem Standpunkte sich allerdings dem Widerstande nicht beikommen ließ.

„Bei jeder anderen Schauspielerin wäre das allerdings ein Wagniß; aber Sie sind unter allen Umständen Ihres Sieges gewiß! Was vermag auch die ungünstigste Umgebung gegen Ihr Genie? — Im Gegentheil wird sie nur dazu dienen, Ihr Talent noch heller strahlen zu lassen!“

„Allons donc! Trêve de compliments!“

Damit ging es also nicht.

„Haben Sie aber auch überlegt, daß Ihnen dadurch eine Auszeichnung widerfährt, wie sie vor Ihnen noch keiner Schauspielerin widerfahren ist? — Wäre eine Bühne da, oder wäre der Ort, wo Sie auftreten sollen, auch nur auf die unscheinbarste Art von dem Publikum getrennt, so blieben Sie die Schauspielerin, die man zur Unterhaltung des Hofes berufen und für ihre Leistung glänzend honorirt. Man würde einige Komplimente an Sie richten, dann aber sich zurückziehen und ich Sie nach Hause begleiten müssen, wie Sie gekommen. — So aber werden Sie sich mitten in der fürstlichen Gesellschaft befinden; Sie werden wie eine Eingeladene, nicht wie eine Befohlene, behandelt werden; Sie werden mit den Herrschaften Thee trinken, und man wird das Wort an Sie richten, wie es einem Gaste des Hauses, nicht einer Virtuosin zukommt. Tausende werden Sie beneiden. Ich muß gestehen, daß mir eine größere Auszeichnung für eine Künstlerin noch nicht vorgekommen ist. Was wird man in Frankreich sagen, wenn man hört, daß Sie mit den Monarchen

von Preußen und Rußland Thee getrunken und nur ganz beiläufig und auf allgemeines Verlangen der höchsten Gesellschaft in Europa einige Proben Ihres eminenten Talentes gegeben!"

„Croyez-Vous?“ —

Damit ging es also. —

„Versetzen Sie sich in das Zeitalter Ludwigs XIV. Denken Sie an Molière in den Gärten von Versailles! Die Geschichte des Theaters ist stolz auf solche Vorgänge, die den Künstler adeln! — Man wird die Rachel neben Molière nennen!"

„Croyez-Vous? — Mais“ — —

Also noch ein mais! —

„Haben Sie aber auch bedacht, daß der heutige Abend Ihnen zum mindesten 300 000 Francs einbringen kann? — Wenn der Kaiser von Rußland Sie heute nicht sieht und ich über den Grund Ihrer Weigerung berichte, so bleibt Ihnen Rußland für immer verschlossen, und Sie selbst haben mir ja gesagt, daß es Ihr sehnlichster Wunsch sei, in Petersburg auftreten zu dürfen. Man wird sagen, Sie hätten Ihrer Majestät der Kaiserin nicht gefallen, und wenn Sie nicht nach Rußland dürfen, so triumphiren Ihre Feinde." —

„C'est vrai! pourtant“ — — —

„Wenn man Sie ohne alle die gewöhnlichen theatralischen Hülfsmittel sehen und bewundern will, so liegt darin die Anerkennung, daß Ihr immenses Talent solch äußerlichen Beiwerkes gar nicht bedarf, und daß man Sie gar nicht als comédienne, sondern als femme distinguée behandeln will!"

„Croyez-Vous?“

„Aber Sie müssen sich rasch entscheiden; denn dort kommt das königliche Dampfschiff, und wenn die Allerhöchsten Herrschaften aussteigen, muß ich meinen Bericht machen."

„Eh bien, je jouerai!“ —

Uff! das hatte schwer gehalten! — Um ihr den Rasenplatz, auf dem sie spielen sollte, nicht früher als im Augenblicke der

Entscheidung zu zeigen, hielt ich sie am Ufer zurück, bis der Hof gelandet war; denn ich fürchtete, daß die Trostlosigkeit eines servirten Theetisches mitten auf dem Rasen und sonst weiter nichts in der ganzen Umgebung als einige sprudelnde Fontainen, deren Geräusch weder einer Phädra noch einer Esther bei dem Recitiren ihrer respektiven Tiraden besonders hülfreich sein mochte, meine bis dahin angeführten Gründe schlecht unterstützen würde.

So überreichte ich denn das von Raphaël geschriebene Programm Seiner Majestät dem Könige. Ich war aber in keiner geringen Besorgniß, als sich im Anfange die so verführerisch geschilderte Aufnahme der Künstlerin in die Gesellschaft doch nicht so gleich machen wollte. Allerdings hafteten aller Augen auf der interessanten Persönlichkeit; aber ehe die Herrschaften nicht das Wort an sie gerichtet hatten, war wenig Hoffnung, meine etwas poetischen Lizenzen in Erfüllung gehen zu sehen. Endlich wurde Rachel Seiner Majestät dem Könige und dann dem Kaiser von Rußland vorgestellt, und damit war das Eis gebrochen. Alles drängte sich um sie, und sie war, wie bisher heimlich, jetzt auch offiziell der Mittelpunkt für das Interesse geworden.

Ich selbst hatte die königliche Familie noch nicht so zahlreich und glänzend versammelt gesehen, wie an diesem Abende. Außer dem Kaiser und der Kaiserin von Rußland waren der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Prinz Friedrich der Niederlande mit seiner Gemahlin, die sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses anwesend. Der Hof war in seinem vollsten Glanze.

Und nun sollte es an die Recitation gehen. Das Zwielicht war schon hereingebrochen, und in kaum einer Viertelstunde mußte es völlig dunkel sein. Da Sieur Raphaël, das lebendige Stichwort, seine Repliken ablesen mußte, während seine Schwester frei recitirte, so war irgend eine Beleuchtung nothwendig. Wie

sollten aber gewöhnliche Wachslichte im Freien brennen? oder wo sollten Wandlampen aus dem Schlosse auf dem Rasen angebracht werden? Glücklicherweise waren Glasglocken vorhanden, die schnell hergerichtet und in Bereitschaft gehalten wurden. Es mußte denn auch bald genug nach ihnen gerufen werden; denn es wurde rasch so dunkel, daß von einem Erkennen der Gesichtszüge nicht mehr die Rede war. Da wurden denn die Wachslichte in den Glocken vor die Füße der Darstellerin auf den Kiesweg gestellt, und Sieur Raphaël gab sein Stichwort als Theseus, in der linken Hand eine Glasglocke, in der rechten das Buch; denn er war ja nur auf den Hippolyt eingerichtet.

In dieser Umgebung gewährte das Ganze einen höchst eigenthümlichen Anblick. — Unmittelbar unter den Fenstern des Schlosses saßen an dem noch gedeckten langen Theetische die Damen. Daneben standen die Monarchen, nur durch den Kiesweg von dem Theater im Freien geschieden. Als Kulissen und Hinterwand dieser Bühne dicht gedrängt ein enger Kreis von Generalen, Diplomaten, Ministern, Hofherren; dahinter murmelten die kleinen Rasenfontainen, und mitten in diesem wunderbaren Bilde die schwarze Gestalt der Künstlerin in der ganzen Ekstase ihrer tragischen Kraft, ganz losgehoben von der fast komischen Hülfe ihres Bruders, der mit dem Lichte in der Hand die Zwischenreden ablas. Wie sie sich bewegte, war sie bald grell beleuchtet von den flackernden Windlichtern da vor ihr auf dem Kieswege; bald verschwand ihr Gesicht im Dunkel, wenn sie einen Schritt über den Kreis hinaus trat, bis wohin die Radien des Lichtscheins drangen. — So zahlreich und belebt die Versammlung war, so todtenstill wurde sie, so athemlos lauschte sie, als Phädra, Virginie und Adrienne Lecouvreur — aus diesen drei dramatischen Dichtungen waren Recitationen gewählt worden — in den leidenschaftlichsten Momenten in der Rachel ihre vollendete Vertreterin fanden. In der That feierte sie einen Triumph, der ihr gewiß selbst unvergeßlich geblieben ist. Was

ich mir selbst vorgespiegelt, um sie zu überreden, wurde zur vollsten Wahrheit. Niemand vermißte das Beiwerk, ja sein Fehlen war recht eigentlich der Reiz des ganzen seltsamen Vorganges.

Fast dreiviertel Stunden dauerte das Spiel, und es hätte sehr viel länger dauern können, da niemand Ermüdung fühlte; aber die unausgesetzte Anstrengung der Künstlerin wurde endlich sichtbar und veranlaßte Seine Majestät den König, ihr seine ungetheilte Zufriedenheit mit ihrer wahrhaft bewundernswerthen Leistung auszusprechen. Der Kaiser redete sie an und zeichnete sie auf jede Weise aus. Die Kaiserin, Ihre Majestät die Königin und alle Prinzessinnen richteten freundliche und ehrende Worte an sie. Der Kreis schloß sich um die Gefeierte, und ich konnte nur für die Rückfahrt besorgt sein. Es war jedenfalls zu spät geworden, um den Bahnhof in Potsdam noch bis zum letzten Bahnzuge nach Berlin zu erreichen; ich holte daher Verhaltungsbefehle ein und sandte infolge derselben einen reitenden Boten voraus, der einen Extrazug um Mitternacht und ein Souper in der Restauration des Bahnhofes bestellen mußte. Wir sahen den Hof noch auf dem bunt beleuchteten Dampfschiffe nach Potsdam abfahren und verließen dann ebenfalls die Insel.

Das Souper en trois in einem kleinen Zimmer der Bahnhofs-Restauration machte der königlichen Bestellung Ehre. Obgleich sehr angegriffen, war die Rachel in der fröhlichsten Laune und von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit. Immer wieder dankte sie mir, daß ich ihre kindischen Bedenken — so nannte sie es selbst — besiegt, daß ich sie zu ihrem Glücke gezwungen; denn der Kaiser hatte sie wirklich nach Petersburg eingeladen, und so stand denn auch materiell eine reichliche Entschädigung in Aussicht. Ich mußte ihr sämmtliche fürstliche Personen aufschreiben, welche auf der Pfaueninsel anwesend gewesen waren, und aus der Eile, mit der Sieur Raphaël sich

des Papiers bemächtigte, glaubte ich auf einen baldigen Abdruck desselben in einer französischen Zeitung rechnen zu dürfen. Der Freundschaftsversicherungen waren kein Ende, und auch Sieur Raphaël, der bei der Ueberredungs-Scene vor der Fintelmannschen Gärtnerwohnung seinen Unwillen gegen meine diplomatischen Künste kaum verbergen konnte, auch keineswegs mit Beifallsbezeigungen für seine „répliques" überhäuft worden war, wurde nun beim Champagner, und da denn doch alles so glücklich vorüber gegangen war, mein Freund. Beide gaben mir auf dem gewohnten Champagner-Etiquette ihre Autographen als Erinnerung an diesen für uns alle merkwürdigen Tag (siehe Nr. 363 der betreffenden Sammlung), und so trennten wir uns, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen.

Im Dezember desselben Jahres erhielt ich durch den Doktor Stolle — er starb 1854 — den beiliegenden Brief der Rachel aus Paris und mit ihm eine ungemein geschmackvolle Brustnadel, aus einer reich gefaßten, großen Perle bestehend. Sie schrieb:

Je ne puis oublier l'intérêt, que Vous m'avez montré à ma dernière visite au palais de Votre mille fois gracieux Roi, et Votre presque paternel désir, de me faire bien accueillir auprès de Leurs Majestés Impériales. J'en ai gardé le plus doux souvenir, et comme je tiens de n'être pas oubliée par Vous, je Vous prie d'accepter une petite épingle, que je prends sur ma pelote, et que je serai heureuse de voir sur Votre cravate à mon prochain voyage en Prusse.

Recevez, mon cher Monsieur, l'assurance de ma gratitude, et veuillez me croire Votre très dévouée

Rachel.

Die jedenfalls unerwartete Liebenswürdigkeit mußte erwidert werden. Ich sandte ihr ein Exemplar der Folio-Luxusausgabe meiner „Geschichte der Berliner Oper" in einem besonders kost-

baren Einbande. Ein angestrengt liebenswürdiger Brief begleitete das Geschenk. Später las ich einmal in den Zeitungen, daß die Künstlerin hin und wieder eine Auktion von den tausend und aber tausend Nippes anstellen lasse, die man ihr huldigend zu Füßen legt, weil die Menge der überflüssigen und unbrauchbaren Dinge ihr die Wohnung verengt. Wahrscheinlich ist also auch meine „Geschichte der Oper", oder vielmehr der luxuriöse Einband derselben, unter den Hammer gerathen.

Beim Schreiben fällt mir allerlei Nachträgliches ein. — An jenem Abende, wo die Rachel im „Polyeukt" auftrat — am 6. August 1850 — befand sich auch der König von Frankreich Henri V., damals noch Duc de Chambord, unter den Gästen des königlichen Hofes. — Ich erwähnte, daß einige Damen vom Hofe vor beiden Majestäten in jener halbdunklen Gallerie des Neuen Palais mit ihr sprachen. Es war die Generalin v. Luck Excellenz mit ihrer Tochter Luise und der Hofdame Comtesse Virginie v. Haack. Die Generalin, ein eifrige Royalistin und Type des Faubourg St. Germain, erzählte mir später, daß sie die Rachel gefragt:

„N'est ce pas, Mademoiselle, il Vous a fait plaisir de jouer devant un parterre de rois, car Vous savez, le Duc de Chambord Vous a vu?"

„Certainement, Madame, et j'espère bien de jouer devant le Duc de Chambord à Paris!"

Ich habe diese Aeußerung nicht gehört, weil ich aufmerksam auf das Geräusch im Muschelsaale war, um zu berechnen, wann die Majestäten kommen würden. Ist sie — und gerade so — gefallen, so wäre sie nur eine Bestätigung der Betrachtungen, deren ich mich nicht erwehren konnte, als ich die determinirte Sängerin der Marseillaise durch die Zimmer Friedrichs des Großen führte.

Als sie im Juli 1852 zum zweiten Male nach Berlin kam, hatte schon vor der Ankunft des Kaisers von Rußland eine Vor-

stellung des Trauerspiels „Les Horaces" vor Ihrer Majestät der Kaiserin auf dem Theater des Neuen Palais stattgefunden. Auch bei dieser Gelegenheit erhielt ich den Befehl, Mademoiselle Rachel zu empfangen, sie zur Tafel zu führen und ihr alles zu zeigen, was sie von Sanssouci zu sehen wünsche. Es geschah nach dem Diner in einem königlichen Wagen. Die Unterhaltung war eine angenehme, wenn auch gemessene. Irgend wie Hervorragendes ist mir davon nicht im Gedächtniß geblieben. — Ich that eben nichts, als das Gebotene, und mag es auch wohl etwas unbehülflich gethan haben. — Nur ihres gar nicht endenden Erstaunens erinnere ich mich, auf der Brust des „ancien camarade" mehrere Orden zu sehen. Sieur Raphaël meinte, so weit sei man in Frankreich doch noch nicht, obgleich sie jetzt eine Republik hätten. Aber die Schauspieler seien dort immer noch „hors rang". — Da kein Souper stattfand, so endete mein Auftrag mit dem Augenblicke, wo wir von der Spazierfahrt durch die königlichen Gärten zurückkamen und sie sich in ihre Garderobe begab, um sich zu kostümiren.

Einer Unterhaltung jenes Abends auf der Pfaueninsel muß ich noch gedenken. Vor dem Beginn der Recitation hatte die Rachel gegen einige der komplimentirenden Herren geäußert, daß sie nur aus Rücksicht für die so überaus gnädige Aufnahme der Allerhöchsten Personen sich dazu verstanden, ohne Kostüm, ohne Beleuchtung, ohne eine Bühne einige ihrer Scenen zu spielen. Das konnte ein General gar nicht begreifen und sprach später nach Beendigung der Recitation mit mir über diese Ziererei der Künstlerin, die sich dadurch wohl nur noch interessanter machen wolle. In noch ganz frischer Erinnerung der Ueberredungskünste, die ich hatte anwenden müssen, und da ich es wirklich als eine große Selbstverleugnung von ihr anerkannte, daß sie sich dazu hergegeben, erwiderte ich:

„Nun, so ganz nichtig und unwesentlich ist doch die äußere Umgebung nicht, und Sie selbst würden Anstand nehmen, beim

Kommando Ihres Korps alles rein Aeußerliche bei Seite zu setzen!"

„Wie so?"

„Die ganze militärische Welt kennt Sie als einen der versuchtesten und geschicktesten Truppenführer. Wollten Sie es aber unternehmen, etwa nur in einen Bademantel gehüllt vor der Front zu erscheinen und so zu kommandiren, so würde das Resultat doch ein wesentlich anderes sein. Das Kostüm erhöht weder, noch vermindert es Ihre Fähigkeit. Sie bleiben der anerkannt tüchtige General auch im Bademantel, aber die Wirkung ist eine andere!"

„Freilich wenn man es von der Seite betrachtet! — Ich verstehe allerdings nichts vom Theaterwesen. — Aber Sie haben Recht, nun wird mir die Leistung des Mädchens noch interessanter!"

Und in der That, sie war in hohem Grade interessant. Wenigstens gehört sie unter die merkwürdigsten theatralischen Erfahrungen meines Lebens.

Das von Sieur Raphaël geschriebene Programm liegt unter Nr. 174 in der Sammlung meiner Vorlese-Programme.

Eine Kurierreise mit Hindernissen.

1851.

Nach den Begebenheiten des Jahres 1848 war zwischen dem preußischen und dem russischen Hofe eine unverkennbare Kälte eingetreten. Kaiser Nikolaus hat es nie begreifen und noch weniger billigen können, daß König Friedrich Wilhelm IV. nicht mit Aufbietung der vollsten militärischen Kraft den Märzaufstand niedergeschlagen. Auch später mißbilligte der Kaiser fast alles, was in Preußen geschah, und das früher so vertraute Verhältniß war einer gewissen Gereiztheit gewichen, die sich in Wort und That während der Jahre 1849 und 1850 kund gab.

Ich stand damals den Verhältnissen noch zu fern, um zu wissen, was endlich im Jahre 1851 wieder eine Annäherung zwischen beiden Monarchen herbei geführt, hörte aber mit Freude anfangs Mai dieses Jahres, daß der König eine Reise nach Warschau machen werde, um den dort eintreffenden Kaiser Nikolaus zu besuchen, welcher sich von dort nach Olmütz zum Besuch des Kaisers von Oesterreich begeben wollte. Der Gedanke, diese Reise mitzumachen, kam mir nicht im entferntesten in den Sinn; hatte ich bis dahin doch noch keine Reise des Königs mitgemacht. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich am 22. Mai, also mehrere Tage nach der Abreise des Königs, und nachdem die

Zeitungen schon Berichte über seinen glänzenden Empfang in Warschau gebracht, eine telegraphische Depesche vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin empfing, nach welcher ich mich auf Befehl Seiner Majestät des Königs mit dem nächsten Eisenbahnzuge nach Warschau zu begeben, vorher aber im Ministerium zu melden hätte, um Depeschen mitzunehmen. Paß und Reisegeld würde ich bei der Meldung erhalten.

Der freudigen Ueberraschung folgte indessen sehr bald der Zweifel, zu welchem Zweck ich denn eigentlich dahin berufen würde. Sollte ich als Dolmetscher dienen? Sollte ich überhaupt nur Depeschen dorthin bringen? Denn daß der König mich als Vorleser verlangen werde, ließ sich doch kaum denken, da er ja, nach der bekannten Sitte beider Höfe, den Abend im Familienkreise zubringen mußte und man seine gewohnte häusliche Unterhaltung doch nicht mit in das Haus des Gastfreundes bringt. Da aber die Depesche nichts darüber sagte, so war eben alles möglich, nnd ich bereitete mich daher auf alle Fälle vor. Sehr rasch war gepackt, und schon der nächste Zug brachte mich nach Berlin, wo ich im Ministerium Paß und Reisegeld, sowie die Weisung empfing, mich bei dem Hofpostmeister Schneider zu melden, von welchem ich die Depeschentasche erhalten würde. Näheres über den eigentlichen Zweck meiner Reise wußte man mir nicht zu sagen, nur daß ich keineswegs bloß zum Chargé de dépêches ausgesucht worden sei, erfuhr ich; ich sollte sie nur mitnehmen und dadurch eine Feldjägerreise ersparen, weil ich ja dorthin berufen war.

So begab ich mich denn zu dem mir längst befreundeten Hofpostmeister Schneider, der sein Erstaunen und zugleich seine Freude darüber aussprach, daß mir eine solche Auszeichnung zu Theil wurde. Denn der so ungemein liebenswürdige Mann hatte von seinem Schwiegervater, dem Geheimen Kämmerier König Friedrich Wilhelms III., Timm, einmal gehört, daß der König sich sehr gnädig über mich geäußert und, wie er sagte, große

Stücke auf mich gehalten habe. Hier erfuhr ich, daß man mir eine Kurier-Brieftasche einhändigen werde, die ich natürlich mit äußerster Sorgfalt zu behandeln, vor jedem Schaden zu bewahren und in Warschau in die Hände des Reisepostmeisters Balde abzuliefern hätte.

Ich hatte wohl bei Feldjägern und Kurieren gesehen, daß sie eine verschlossene Ledertasche auf der Brust und an einem Riemen um den Hals gehängt getragen, machte mir daher keine Sorge über die Schwierigkeit des Geschäfts, kaufte rasch noch allerlei beim Einpacken Vergessenes und begab mich dann gegen 9 Uhr abends in das Hofpostamt, wo ich den Hofpostmeister noch anwesend und in voller dienstlicher Beschäftigung traf. Gleich die erste Bekanntschaft mit der sogenannten „Tasche" begann den Reigen der Hindernisse, aber auch des Humors, der mich auf dieser ganzen Reise nicht verlassen sollte und es erklären mag, wenn ich auch in der Erinnerung und für die Aufzeichnung meiner Erlebnisse den Humor vorwalten lasse.

Schon bei meinem Eintritt zeigte mir Freund Schneider einen ganzen Stoß von Briefen, der durchaus nicht zu dem Bilde paßte, das ich mir von einer zierlichen, vor der Brust hangenden Feldjägertasche gemacht, und mit jeder Viertelstunde, endlich von Minute zu Minute wuchs dieser Berg von Briefschaften, Zeitungen und Packeten, welche von den verschiedenen Ministerien einliefen. Zurückgelassene Gattinnen des königlichen Gefolges brachten ganz unverhältnißmäßige Volumina verheiratheter Korrespondenzen. Suppliken, Gnaden- und Unterstützungsgesuche schwollen bedrohlich an, und hin und wieder stahlen sich auch Packete mit unter die Masse, deren Inhalt eher alles Mögliche, nur keine Depesche vermuthen ließ. Diese angenehme Vermehrung dauerte bis Schlag 10 Uhr, wo das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dem schon vorhandenen Harzgebirge von Packeten noch einen „Brocken" hinzufügte, der schon allein eine Kurierreise gelohnt haben würde.

Schweigend hatte ich der Anhäufung dieser Papiermassen zugesehen und gehofft, daß nun eine Art von Sichtung stattfinden werde; denn daß alle diese Briefe und Packete so außerordentliche Eile haben sollten, konnte ich selbst bei der gouvernementalsten und regierungsfreundlichsten Auffassung nicht annehmen. Wie ungerechtfertigt war aber diese Ansicht! Kaum war der auswärtige Ministerialbote mit seiner Quittung und dem Ausrufe verschwunden: „Heute ist es viel geworden!" so begann das Geschäft des Einpackens, zu welchem Ende ein Postbote zwischen Ofen und Holzkorb ein Felleisen hervorzog, das in der That — aber wahrscheinlich vergebens — seines gleichen gesucht haben würde.

Der auswärtige Ministerialbote hatte jenen Ausruf, daß es heute viel geworden, nur auf das Packet bezogen, welches er selbst gebracht. Hätte er die nun beginnende Manipulation gesehen, er würde das nicht gesagt haben.

Mit wahrhafter Befremdung sah ich, wie nach und nach der Berg auf dem Tische in das Thal jenes Felleisens verschwand. Mit einer wirklich bewundernswerthen, vielfache Uebung bekundenden Geschicklichkeit wurde hinein gelegt, geschoben, gedrückt, gepreßt und endlich, als es nicht mehr möglich, auch nur einen kleinen Finger noch hinein zu bringen, die Klappe gewaltsam herübergezogen, was indessen nur durch Anwendung beider Kniee gelang. Verschlossen, versiegelt und mit der Adresse „An den königlichen Reisepostmeister Balde" versehen war das Monstrum bald, und nun fand die Ueberlieferung an mich statt.

Man deutete mir an, daß ich nach der Vorschrift die Tasche — das schamlose Wort wurde wirklich in Gegenwart dieses unglaublichen Felleisens ausgesprochen — stets bei mir behalten müsse, daß ich nie ohne dieselbe den Wagen verlassen dürfe, daß ich aber nicht nöthig hätte, sie absolut um den Hals zu tragen — obgleich zu diesem Zweck zwei Riemen vorhanden waren — sondern sie auf den Schoß legen könne. Schweigend,

wie ein Opferlamm, empfing ich diese ganz allgemein gehaltene Instruktion und versuchte es, das depeschengeschwollene Ungethüm aufzuheben. Der Postbote, theils in Erwartung eines Trinkgeldes, theils in der gutmüthigen Absicht, mir kein zu deutliches Vorgefühl der mich erwartenden Vergnügungen zu verschaffen, schnitt meinen Aufhebungsversuch dadurch ab, daß er mein baldiges Schoßkind in die Droschke schleppte, in welcher bereits mein eigener Koffer, eine Hutschachtel, ein Regenschirmfutteral und mein Mantel Platz gefunden hatten. Der Kutscher schüttelte bedenklich den Kopf, als er auch noch das Felleisen hinein wuchten sah, und erbot sich, als er bemerkte, daß ich neben all dem Gepäck keinen Platz zum Sitzen hatte, das Felleisen zu sich auf den Bock zu nehmen. Der bedauernswerth Unwissende hielt es wahrscheinlich für ordinäres Passagiergut und hatte keine Ahnung davon, daß er vielleicht das Gleichgewicht Europas für sieben und einen halben Silbergroschen transportiren sollte. In diensteifriger Entrüstung wies ich das Anerbieten zurück, und da der Rücksitz für das Felleisen zu schmal war, so spedirte ich es achtungsvoll auf den Vordersitz, setzte mich selber aber auf den Rücksitz, um keinen Augenblick seines Anblicks verlustig zu gehen. Schon beim Aussteigen am Frankfurter Bahnhofe stellten sich die ersten Süßigkeiten des Transportes ein, da ich einem Träger die geheiligte Last nicht anvertrauen wollte und ihm lieber meine eigenen Sachen als jene Vorrichtung überwies, die man mit Hintenansetzung aller Wahrheitsliebe eine Tasche zu nennen gewagt hatte.

Ich ging mit mir zu Rathe, in welcher Wagenklasse ich mit Berücksichtigung des vorgeschossenen Staatsinteresses fahren sollte, und entschied mich für das juste milieu der zweiten. Bald saß ich mit meinem Schoßkinde im Coupé, das sich denn auch sofort mit anderen Reisenden füllte; darunter war eine Amme aus Guben mit einem ungemein schreienden Kinde, ein Jude aus Meseritz mit einem endlosen Bärenpelze und auf dem Schoße einem Kästchen mit Proben von Schwefelsäure, Vitriol, Salmiak,

Theriak und anderen nicht ausschließlich zu den Wohlgerüchen gehörigen Substanzen; ein Amtmann aus der Gegend von Schweidnitz, der seiner Frau einen Berliner Baumkuchen mitbrachte und diesen schonend auf seinen Knieen hielt; ein Engländer, der schon zum Wollmarkt nach Breslau wollte, und noch einige andere Personen, die sich erst im weiteren Verlauf der Dinge entwickeln sollten.

War mir die Amme oder vielmehr ihr säugender Staatsbürger aus Guben bereits beim Einsteigen unangenehm, so schien ich oder vielmehr mein Felleisen den übrigen Reisenden auch entschieden verdächtig zu sein. Hätte ich einen Platz zwischen zwei Nachbarn wählen können, so würde sich das unangenehme Gefühl einer allerdings fortdauernden Felleisen-Belästigung doch mehr vertheilt haben; so aber saß ich am Fenster, und ein ganzes Drittel der Breite meines ledernen Staatsgeheimnisses befand sich daher in fortgesetzter Friktion auf den respektiven Knieen meines Nachbars, eines Berliner Handlungsreisenden, der leider die Zeit vor der Abfahrt zum Genuß verschiedener Gläser bayerischen Bieres benutzt hatte und sich daher in einer vorzugsweise angeregten Stimmung befand. Wir waren noch nicht abgefahren, als derselbe bereits seine Abneigung gegen mein Schoßkind durch allerlei Sticheleien zu erkennen gab.

„Hören Sie mal, mein Herr, wenn Sie sich vielleicht mit dieses etwas korpulente Portemonnaie malen lassen wollten, dann würde es ein Kniestück werden müssen. Wenigstens was meine Knien betrifft, so fangen diese nach und nach an, das zu begreifen. Vielleicht könnten wir mit diese stillende Dame da drüben ein Abkommen treffen, daß Sie beide sich manchmal in das Gepäck abwechselten. Sie könnten das kleine Wurm nehmen, das heißt, wenn es gerade satt ist, und die Dame könnte sich diesen Pompadour zulegen, weil das weibliche Geschlecht mehr an Mitnehmen von viel Gepäck gewöhnt ist! — Verzeihen Sie, daß ich diese

Anstalt einen Pompadour nannte; wenn ich sie recht ansehe, so kommt sie mir wie ein Ridikül vor."

„Hindert Sie denn das Packet so sehr?"

„Ach nein! noch nicht! — Aber das kommt noch; denn nachts möchte ich gerne schlafen, und ich liebe die dicken Oberbetten nicht, namentlich wenn sie so hart sind! Ach Gott! da fängt das geschätzte Wurm da drüben an zu schreien. Na! busse, busse bäcken! Ist ein recht niedliches Kind, dieser Säugling! — Recht angenehme Stimme, aber für das Vokal-Konzert doch noch nicht ganz ausgebildet. Hat sich wahrscheinlich über das Pfeifen erschrocken. Na! Na! — busse, busse! Buhkühken von Halberstadt, bringst doch unse Kindken wat! — Wie ist es denn mit einer Cigarre, meine Herren? ist doch wenigstens eine Abwechselung. Kann ja eine recht niedliche Nacht werden! Dieser Sack hier und das liebe kleine unruhige Kind! — Sagen Sie mal, könnten Sie den Pompadour nicht da oben hinter uns an den Hutnagel hängen? oder vielleicht das Kind oder den Baumkuchen vor dem Herrn da — denn könnten wir vielleicht sitzen. So wie es jetzt ist, möchte das seine Schwierigkeiten haben."

Unter solcher Unterhaltung ging es ziemlich bis Frankfurt, wo ich mich, der erhaltenen Instruktion gemäß, in dem Post-Büreau erkundigen mußte, ob dort aus den östlichen Provinzen unterdessen Briefe an Seine Majestät den König eingelaufen waren. Natürlich konnte Aussteigen und Erkundigung nur in Begleitung meines offiziellen Gegenstandes vorgenommen werden, der sich ungemein pittoresk auf meinem Rücken ausnahm. Ich glaube sogar ein Lächeln des schmerzlichsten Mitgefühls bei dem dienstthuenden Postbeamten bemerkt zu haben, als er mich in der Funktion eines Kofferträgers erblickte. In der That hatten sich dort einige Briefe eingefunden, über deren Empfang ich quittiren mußte, deren Verpackung in das mehrerwähnte Felleisen aber erstens dessen Versiegelung, zweitens die absolute Un-

möglichkeit entgegen stand. Sie wurden daher geheimnißvoll in die Brusttasche gesteckt und wieder in das Coupé eingestiegen. Mein unverwüstlicher Nachbar empfing mich sogleich mit seiner liebenswürdigen Unterhaltung.

„Ach da sind Sie ja wieder! Na das ist ja recht hübsch. Und Ihr Pompadour ist auch wieder mitgekommen? Hiergelassen scheinen Sie von dem werthvollen Inhalte nichts zu haben? Sie glauben gar nicht, wie lieb es mir ist, daß dieses Möbel wieder mitgekommen ist; denn mir fingen schon an die Knien kalt zu werden, weil sie nun mal eine Weile nicht so gut bedeckt waren. So! So! Nanu ist ja alles wieder in der schönsten Ordnung! — Da, da! da fängt unser junger Reisegefährte wieder an zu schreien. Er hält wahrscheinlich Ihr Etui für eine Wiege. Nein, mein Söhnchen! das ist keine Wiege, da kommst Du nicht rein! — Wie wäre es denn, Madame, wenn Sie dieses geschätzte Wurm einen Lutschbeutel anvertrauten?"

Leider war das Kind aber fast die ganze Nacht nicht zu beruhigen. Der Berliner schwatzte, der Amtmann schnarchte wie eine Lokomotive, der Jude oder sein Pelz oder sein Kasten mit chemischen Präparaten roch sehr übel, der Engländer und die übrigen anonymen Mitreisenden rauchten, einige sogar eine wahrhaft beängstigende Sorte von Cigarren, und mein Felleisen drückte mir ununterbrochen die Kniee wund. Es war eine Nacht, wie ich dergleichen nicht oft erleben möchte, auf dieser Reise aber doch noch einige erlebt habe. In der Rückerinnerung und Beschreibung gestaltet sich dergleichen um Vieles amüsanter, als es sich in der Wirklichkeit durchlebt. Nächte sind überhaupt schon Schattenseiten des Lebens, eine nächtliche Kurierreise mit einem fünfundsechzigpfündigen Felleisen auf den Knieen und in solcher Umgebung aber wahrer Nachtschatten, und nicht einmal von dem Lichtpunkte der Coupélampe erhellt, denn diese war bereits hinter Köpenick vorsichtig ausgegangen.

In Breslau angekommen und durch die angenehme Nach-

richt überrascht, daß man dort drei Stunden liegen bleiben müsse, wollte ich rasch einige Bekannte besuchen. Da ich mich aber von meinem ledernen Begleiter nicht trennen durfte, so wurde er natürlich in einer Droschke mitgenommen und die Fahrt in trauter Gemeinschaft angetreten. Vor dem Hause eines zu Besuchenden angekommen, begann ich sofort das Kapituliren mit dem Droschkenbändiger, wer hinaufgehen und den Freund herunter citiren sollte; denn von Treppensteigen mit meiner geliebten Bürde war physisch, von einem Zurücklassen derselben in der Droschke aber moralisch keine Rede. Einen fand ich nicht zu Hause; der zweite, welcher glaubte, es mache sich jemand einen schlechten Spaß mit ihm, ließ mir sagen: „Der Herr Hofrath möchte nur wieder nach Potsdam zurückreisen, wo er hergekommen sei!“ ein dritter endlich warf den Boten zur Treppe hinunter, weil er ebenfalls an einen schlechten Scherz glaubte. Mit diesen Versuchen waren meine freundschaftlichen Absichten in Breslau abgethan, denn der Kutscher weigerte sich, noch weitere Botengänge bei solchen Konsequenzen zu unternehmen. Mit einem Blick des Vorwurfes auf mein Felleisen fuhr ich zum Bahnhofe zurück, was topographisch nicht anders, als beim dortigen Theater vorbei, geschehen konnte.

Der Direktor desselben, Dr. Nimbs, stand vor der Thür und wurde meiner kaum ansichtig, als er mit dem Rufe: „Wir haben die Sonne aus dem Propheten leuchten lassen!“ auf mich zustürzte. Ich sagte bon jour! Er wiederholte aber mit Stolz und fast schreiend: „Wir haben diesmal bei der Illumination die Sonne aus dem Propheten leuchten lassen!“ Jetzt erst wurde mir klar, was Herr Dr. Nimbs von mir wollte. Als nämlich Seine Majestät der König im Jahre 1849 in Breslau die Rückkehr Ihrer Majestät der Königin erwartet hatte, war das Theatergebäude mit einer besonders glänzenden Illumination geschmückt gewesen. Fast gleichzeitig, als die Nachricht davon in Berlin bekannt wurde, hatte Dr. Nimbs an mich geschrieben

und die von mir umgearbeitete Oper „Cosi fan tutte“ verlangt, auch eine Angabe des Honorars erbeten. Da nun sowohl das Breslauer Theater als Herr Dr. Nimbs in trüber Zeit nichts weniger als loyale Gesinnung gezeigt, so freute mich die Nachricht von jener Illumination, und ich schrieb ihm, daß ich wegen Rückkehr zur gesunden Vernunft und wegen der Illumination gar kein Honorar verlangte, sondern mich freute, daß er nach besten Kräften meinen Allergnädigsten Herrn geehrt. Dieser Vorgang schien dem Dr. Nimbs ins Gedächtniß zu kommen, als er meiner in vorüberfahrender Stellung ansichtig wurde, und der Gedanke, vielleicht noch andere Stücke von mir ohne Honorar zu erhalten, hatte jene sonderbare Begrüßung veranlaßt. Mit dem Versprechen, jene Prophetensonne nicht zu vergessen, kehrte ich, ohne einen Freund besucht zu haben, nach dem Bahnhofe zurück.

So kurz eine Stunde am Arbeitstisch ist, so länglich wird sie in einer Bahnhofs-Restauration, wenn man sich bewußt ist, eigentlich ein Kurier zu sein. Ich holte daher eine russische Grammatik hervor und rekapitulirte die Gespräche. Auch eine sehr unterhaltende Beschäftigung, wenn man näher an der fünften als an der zweiten Null ist. Einen Trost hatte ich indessen während dieser Zeit. Mein Felleisen lag nämlich nicht auf, sondern unter meinen Knieen, was wegen der physikalischen Gesetze der Schwere und des Druckes sehr dankbar anzuerkennen war.

Endlich schlug die Stunde der Abfahrt, und das Felleisen wanderte in meiner Begleitung wieder in ein Coupé. Vergebens hatte ich dem Kondukteur einen Wink, das heißt zehn Silbergroschen, gegeben, daß er womöglich einen Platz neben mir leer lassen sollte. Bis zum Augenblick der Abfahrt sah es so aus, als ob diesmal mir der kühne Wurf gelingen sollte, aber „mit des Schicksals Mächten ist kein sicherer Bund zu flechten!“ Eben sollte es zum dritten Male klingeln, als das

Gesicht meines Berliner Reisegefährten in die Coupéthüre herein sah und rief: „Aber da ist ja noch ein Platz, Herr Kondukteur! Und der Herr mit dem Sack ist auch da! Na, wo der Platz hat, da werde ich wohl auch noch sitzen können. Den Sack, ich wollte sagen den Herrn, kenne ich schon!" Achselzuckend und mit einem entschuldigenden Blick auf mich, in dem sich die ganze schmerzliche Idee eines vergebens ausgegebenen Achtgroschenstücks malte, öffnete der Kondukteur, das Coupé war voll von Reisenden nach Krakau und der Unglückssack wieder auf meinem Schoße. Obgleich man Wiederholungen in einer Erzählung vermeiden soll, so muß ich doch noch einmal bemerken, daß er fünfundsechzig Pfund wog.

„Na da sind wir ja wieder beisammen. Das freut mich! Habe Ihr Etui da wirklich recht vermißt, während ich auf der Börse war. Wäre mir sehr lieb gewesen, wenn die Preise ein wenig mehr gedrückt gewesen wären, und dies hätte nicht fehlen können, wenn uns Ihr Sack mit seiner angenehmen Gegenwart erfreut hätte. Zanken sich jetzt auf der hiesigen Börse, ob sie Juden zulassen sollen oder nicht; war sehr amüsant! Zanken sich auch wegen der Bürgermeister-Wahl. Verträglichkeit scheint überhaupt hier in Breslau keineswegs chambre garni zu wohnen. — Ist mir nur lieb, daß die Staatsbürgerin aus Guben mit ihrem jungen Gesangskünstler nicht weiter mitgereist ist. Ihr Sack ist doch wenigstens stille. Wenn der auch noch Töne von sich geben könnte, denn würde er wirklich stören. — Bitte, meine Herren, etwas feu! hat keiner kein Feuer nicht? Nach dem Frühstück ist eine Cigarre äußerst — — —!"

Schon wollte einer der Mitreisenden in die Tasche greifen, als ein ältlicher Herr erklärte, er könne das Rauchen nicht vertragen und müsse daher sehr bitten, es zu unterlassen. Glücklicheres konnte mir nicht wohl begegnen, denn nun wendete sich der ganze Strom der Beredsamkeit meines Berliners gegen den

hinter der Zeit zurückgebliebenen Greis drüben in der Ecke, und mein Sack hatte einige Stationen Ruhe. Ich wollte, ich hätte das auch von meinen Knieen sagen können.

Ohlau, Brieg, Oppeln und Cosel lagen bald hinter uns. Auf der Station Gleiwitz gab es aber Aufenthalt, denn die sämmtlichen Coupés wurden von Polizeibeamten durchsucht, weil von der Festung Silberberg zwei Staatsgefangene entkommen waren, mit deren Signalement alle Reisenden aufmerksam verglichen wurden. Einer derselben muß klein und dick gewesen sein; denn ich schien den Untersuchenden vorzugsweise verdächtig. Pässe und Paßkarten mußten produzirt werden, wobei ich bemerke, daß der Polizeibeamte in Potsdam, der meine Paßkarte ausgestellt, das Wort dick durch den ungleich höflicheren Ausdruck korpulent umgangen hatte. Mein Paß sowohl als meine Paßkarte imponirten dem oberschlesischen Fouché nur wenig, das mit offiziellem Siegel versehene Post-Felleisen aber desto mehr; denn flüchtigen Verbrechern pflegt das Hof-Postamt in Berlin durchschnittlich keine Depeschen anzuvertrauen. Durch diese unvermuthete Untersuchung war mein Name, mein Auftrag und die eigentliche Natur meines Felleisens den Mitreisenden bekannt geworden, und ich wurde nun mit Fragen über den Zustand der europäischen Politik bestürmt.

Da meine politische Wissenschaft aber nicht über die äußere Form meines Schoßkindes hinausging, so war ich so politisch, gar nichts zu wissen. Nur über Portugal kramte ich unglaubliche Nachrichten aus, die aber sämmtlich blinden Glauben fanden, da sie von einer offiziellen Person geäußert und von der schwerwiegenden Autorität meines Felleisens unterstützt wurden. Mein Berliner war von dem Augenblick an auffallend stille geworden. Auf der nächsten Station Ruda stieg er aus und hatte, als er wieder herein kam, eine preußische Kokarde an seiner Mütze befestigt, die vorher nicht zu bemerken gewesen war.

Bis Myslowitz hatte ich nun Ruhe vor ihm, denn mit

Leuten von der Regierung schien es der Handlungsreisende doch nicht verderben zu wollen.

Ohne Myslowitz beleidigen zu wollen, kann man diesen geographischen Punkt auf der Landkarte einen Flecken nennen, insofern der Gedanke eines Fleckens, der sich auf irgend einem Gegenstande befindet, auch den Gedanken an Schmutz involvirt.

Von dieser, im Zustande der Anfeuchtung besonders aufdringlichen Formation erdiger Stoffe besitzt Myslowitz einen anerkennenswerthen Ueberfluß, und vertheilt sich derselbe sowohl auf den angeblich gepflasterten Straßen, als in dem Innern der Häuser, von denen indessen damals nur zwei diese staatswirthschaftliche Bezeichnung verdienten, und diese beiden waren Hotels, welche sich gegenseitig mit lebhaftem Brotneide beschäftigten. In dem einen, bei Herrn Freund, hatte Seine Majestät der König bei der Hinreise nach Warschau gewohnt, worüber begreiflich das andere, Herr Kraezzer, empört war. — Ein spekulativer Hausknecht des letzteren bemächtigte sich meiner und führte mich triumphirend vor dem Hotel Freund vorbei in das Hotel Kraezzer. Ich war bereits durch mein Felleisen so windelweich und sanft geworden, daß ich alles mit mir und meinem eigenen Gepäck machen ließ, wenn nur keiner meinen Depeschen in die Nähe kam. Unter Versicherungen der vortrefflichsten Bedienung und einigen brotneidischen Bemerkungen gegen das Hotel Freund, welches denn doch nicht alles allein schlucken könne, wurde ich in ein Zimmer geführt, in welchem einige weibliche Mitglieder der Hoteldienerschaft unter anmuthigen, aber polnischen Gesprächen beschäftigt waren, zu scheuern oder, wie der Wirth sagte, die Dielen naß aufzunehmen. So beschönigend dieser Ausdruck auch klang, so war er doch eine schreiende Lüge, denn die Dielen schwammen buchstäblich im Wasser. Mein bescheidenes Bedenken gegen die Möglichkeit, in einem frisch gescheuerten Zimmer zu schlafen, wurde durch die einfache Bemerkung niedergeschlagen, daß kein anderes Zimmer

leer sei und ich daher froh sein solle, überhaupt in Myslowitz ein Unterkommen zu finden, da der heutige Bahnzug viele Passagiere gebracht, die doch sämmtlich untergebracht sein wollten.

Ein Blick aus dem Fenster auf die Häuser der Stadt überzeugte mich, daß schwerlich anderweitig ein Unterkommen zu haben sein werde, und ich entschloß mich daher, das Zimmer zu behalten. Einstweilen könne ich ja, so wurde mir vorgeschlagen, unten in dem Wirthszimmer bleiben. Hatte ich mein Felleisen hinauf geschleppt, so konnte ich es jetzt wieder hinunter schleppen. Mein eigenes Gepäck ließ ich dagegen, nachdem ich Bücher und Schreibgeräth herausgenommen, oben, empfahl aber noch Oeffnen der Fenster und Einheizen, damit der feuchte Dunst möglichst schwinde. Nach dem jedenfalls anspruchslosesten Abendessen setzte ich mich, um jener Feuchtigkeit oben möglichst Zeit zum Schwinden zu lassen, an das Pult des Wirthes und schrieb das Programm für einen doch immerhin möglichen Warschauer Vorlesungsfall. In der Hast und Eile hatte ich eine ganze Bibliothek in meinen Koffer geworfen, Manuskripte und Bücher von Duodez bis Folio. Aus diesen wurde jetzt gewählt und das Programm mit Eleganz, aber unter erschwerenden Umständen, namentlich durch den vollständigen Mangel eines landesüblichen Lineals, konfektionirt. Da meine Handschrift für gewöhnlich eine empörende ist, für jenes Programm aber eine zeitraubende war, weil ich mir Mühe geben muß, lesbar zu schreiben, so wurde es Mitternacht, ehe das Literatur-Extrakt vollendet war.

Das Bereiten einer großen Streu in dem Wirthszimmer und das nicht zu Zubette-, sondern Zustreuegehen verschiedener Reisenden aus der oberschlesischen basse volée hatte mich durchaus nicht gestört. Wirth, Wirthin und Gäste hatten sich bereits zur Ruhe begeben; nur ein schläfriges polnisches Stubenmädchen harrte meiner noch. — Wie die Jungfrau von Orleans angeblich nicht ohne ihre Fahne kommen durfte, so durfte ich nicht ohne mein Felleisen zu Bette gehen. Ich wanderte, oder vielmehr es

wanderte also wieder die Treppe hinauf. Als Beleuchtung drückte mir das mit polnischer Redeweise behaftete Stubenmädchen ein ungemein fließendes Talglicht in die Hand und wünschte mir eine „dobre notsch“ oder etwas dem Aehnliches; was ich mir aus der Situation kombinirte.

In dem Zimmer war eine schwebende Hitze, weil wirklich eingeheizt worden war, um die Nässe aufzutrocknen. Ich eilte daher, ohne mich weiter umzusehen, an die Fenster, um frische Luft einzulassen, die denn auch wirklich in so angenehmer Fülle hereinströmte, daß mein schon halb ohnmächtiges Talglicht sofort verlosch. Das war schlimm, aber eigentlich ein Vortheil, da ich nun die Reize des Zimmers nicht mehr in ihrer ganzen Vollkommenheit genießen konnte.

Nachdem ich im Dunkeln vorsichtig die Thür verschlossen, denn beim Abendessen hatte Herr Kraezzer erzählt, daß die aus Silberberg entsprungenen Verbrecher einen Förster in der Umgegend auf die grausamste Weise ermordet, näherte ich mich dem Bette, um mich auszuziehen, erschrak aber nicht wenig, als mir plötzlich beim Abnehmen der Decke ein Strom polnischer, also durchaus unverständlicher Worte entgegenquoll. Mein erster Gedanke war an irgend einen der Silberberger, mein zweiter ein krampfhafter Griff nach meinem Felleisen, das ich in der Gegend des Ofens deponirt hatte. Ersichtlich hatte sich entweder ein später angekommener Reisender oder ein Hausgenosse, möglicherweise aber auch ein Silberberger Förstermörder in mein Bette gelegt.

In der Posse: „Pagenstreiche“ ruft der alte Herr v. Stuhlbein aus: „Großer Gott! habe ich mein Bette dazu, daß sich Gestalten hinein legen?“ — Diese Worte von Gern gesprochen, oder vielmehr von Gern geräuspert, klangen mir in den Ohren. Ich versuchte es, dem vor mir in meinem Bette liegenden menschlichen Wesen zu expliziren, daß er sich im unredlichen Besitze einer fremden Lagerstätte befinde; da besagtes Wesen

aber deutschen Lauten unzugänglich war und immerfort polnischen Unmuth aussprudelte, so versuchte ich es mit Russisch; aber auch das ließ ihn kalt, natürlich die Bettwärme abgerechnet; ein Beweis, daß dieser Pole nicht aus dem Königreich Polen war, denn dort läßt ein russischer Naturlaut das Ohr eines polnischen Hörers nicht ungerührt und auch nicht unaufmerksam. So viel wurde mir klar, eine Verständigung mit diesem ungesetzmäßigen Inhaber meines Bettes war nicht möglich.

Was sollte nun aber geschehen? Das ganze Haus schlief bereits, und wenn es mir selbst gelungen wäre, den Mann wieder aus meinem Bette herauszubringen, so hatte der Gedanke, mich in das bereits von ihm benutzte Möbel hineinlegen zu müssen, wenig Fesselndes. — Eine prächtige Situation! — Ich dachte endlich, der Klügere giebt nach, und wollte wenigstens mein Talglicht wieder anzünden, um denn doch um mich her sehen, Terrain und Gegner rekognosziren und mein Felleisen vor jedem Angriff wahren zu können. — Im Ofen glühten noch Kohlen und mit Hülfe eines abgerissenen Stückes der Breslauer Zeitung, die bekanntlich in Behandlung brennender Fragen viel leistet, brannte bald darauf mein Talglicht. Kaum wurde es hell im Zimmer und konnte ich die Gegenstände nothdürftig unterscheiden, so begann der Bettlägerige ein erneuertes Aussprudeln unverständlicher Worte, die ich fortfuhr nicht zu verstehen. Die Helle schien den Schlafenwollenden zu stören, und da ich davon weiter keine Notiz nahm, sondern mich, mit meinem Felleisen bewaffnet, auf das bewundernswürdig harte Sopha setzte, so ging mein Stubenbursche von wahrscheinlichen Verbal-Injurien zu einer unter diesen Umständen realen Injurie über, erhob sich, in malerischer Drapirung des urwüchsigsten aller Kleidungsstücke, von seinem, das heißt eigentlich von meinem Lager und pustete mit einem entsetzlichen Luftstoß das Licht wieder aus.

Meine bisher schon geringe Achtung vor Talg sank durch

diese Exhalation des Myslowitzer Fabrikats noch tiefer, und ich freue mich, daß oberschlesische oder polnische Grenz-Talglichte nicht zu meinen täglichen Bedürfnissen gehören. Diese resolute That meines Konkurrenten in nächtlicher Ruhe bewies mir indessen, daß ich es mit einer entschlossenen Persönlichkeit zu thun habe. Brömmelnd und wahrscheinlich schimpfend schlurrte genannte Persönlichkeit wieder in mein Bette und überließ es mir, „fern von demselben darüber nachzudenken". Wollte ich überhaupt noch ein paar Stunden schlafen, so mußte ich gute Miene zum bösen Spiele machen und auf meinem Brettergerüst, angeblich Sopha genannt, einzuschlafen suchen.

Wenn das Sprichwort wahr ist: „Mai kalt und naß, füllt dem Bauer Scheun' und Faß", so müssen die Bauern im Herbste dieses Jahres sehr volle Fässer gehabt haben; denn draußen goß es in Strömen, und der Wind peitschte die Schlacken an das Fenster. Geht es mir schlecht, so ist es mein Prinzip, immer an solche Lagen zu denken, in denen es mir noch schlechter gehen könnte. Dazu gehörte in diesem Falle die Annahme: wenn ich draußen auf der Straße läge — ein in Myslowitz besonders niederdrückender Gedanke; denn hier wäre eine Niederlage fleckenreinigender Seife vorzugsweise wünschenswerth, um diesen Flecken überhaupt zu reinigen. Uebermüdet schnallte ich mir die beiden Riemen des Felleisens um die Beine, damit ich nothwendig erwachen mußte, wenn jemand es berühren wollte. Vergebens breitete ich mein gutes Gewissen über die Sophalehne, sie wurde dadurch als Ruhekissen durchaus nicht sanfter.

Die gequälte Natur spricht endlich auch dem Mangel an den gewohntesten Bequemlichkeiten Hohn, und ich schlief wirklich etwas nach 1 Uhr ein, verharrte aber in diesem, eben noch so sehr ersehnten Zustande nur sehr kurze Zeit. Plötzlich fehlte mir die Luft; konvulsivisch erwache ich und fühle, daß ein menschliches Wesen mir mit vehementem Drucke die Nase zuhält. Jetzt wußte ich, woran ich war! Ich habe nämlich die störende Angewohn-

heit, schonungslos zu schnarchen. Bekanntlich ist das beste, leider auch kräftigste Mittel gegen diese Untugend das Zuhalten der Nase. Es hilft schon deswegen radikal, weil unausbleiblich ein Aufwachen damit verbunden ist, was freilich durch eine Ohrfeige oder irgend eine andere körperliche Zumuthung eben so vollständig zu erreichen wäre. — Die Kenntniß dieses Mittels schien sich nun aber, wie Figura zeigte, keineswegs auf die Völker germanischer Zunge zu beschränken, sondern auch Besitzer slavischer Zungen von seiner Zweckmäßigkeit überzeugt zu haben. Kurz ich wachte wieder, und mein Nasendrücker schlurrte wieder brömmelnd in mein Bett. — Diese erheiternden Zwischenspiele wiederholten sich noch einige Male, nur mit der Abwechselung, daß die dabei ausgestoßenen Reden jedesmal heftiger wurden, also auch eine Steigerung für das Interesse eintrat, und zwar um so mehr, als ich in verschiedenen Büchern gelesen hatte, daß im Osten Europas die ultima ratio „körperliche Züchtigung" nicht außer aller Berechnung bei gesellschaftlicher Unterhaltung mit Polen liegt. Ist dies aber schon beim Unterhalten möglich, wie viel eher beim Zuhalten, noch obendrein einer Nase.

Die erste Nacht mit meinem Berliner, der Gubener Amme und dem chemischen Präparat-Juden war schon schlimm gewesen, die zweite aber mit meinem polnischen Zuhalter ließ sich doch noch schlimmer an! Von Schlaf war unter diesen Umständen natürlich nur intermittirend die Rede, bis endlich um drei Uhr der Tag anbrach. Mein vis-à-vis schien auch zu dem Einsehen gekommen zu sein, daß es sich in illegaler Gesellschaft schlecht schlafen lasse, stand auf, zog sich an und verließ unter lebhaften Exklamationen das Zimmer. — Gott sei Dank! Jetzt konnte ich doch wenigstens noch bis fünf Uhr schlafen, zu welcher Zeit ich geweckt werden mußte, um mit dem Sechs-Uhr-Zuge nach Granitza abzureisen.

Mit dem süßesten Bewußtsein, daß Polen, oder wenigstens einer seiner Einwohner, nun doch für mich verloren sei, verfiel

ich in einen tiefen Schlaf, aus dem ich ganz zufällig, wahrscheinlich weil mir die Sonne in das Gesicht schien, um drei Viertel auf sechs Uhr aufwachte. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, denn ich hatte mich fest auf das Wecken verlassen, als ich den Zeiger meiner Uhr auf dem so verhängnißvollen Punkt angelangt sah. An der Klingel reißen, alles oberflächlich zusammenpacken, die Treppe hinunterstürzen, sehr grob werden, nach einem Wagen schreien, unbesehen die Rechnung bezahlen, war das Werk einiger Minuten. Von Erkundigen nach meinem Schlafkameraden, Rasiren, Waschen, Frühstücken war keine Rede; denn der Gedanke, als Kurier die Zeit der Abreise verschlafen zu haben, war doch zu beschämend. Ich hob mir alle Vorwürfe, Erkundigungen, Ausbrüche der Unzufriedenheit bis zu meiner Rückkehr auf und hörte auf der Eisenbahn, daß die Gastwirthe in Myslowitz sich auf das Geschäft legten, die Reisenden die Abfahrtszeit verschlafen zu lassen, weniger um ihnen den längeren Genuß der umliegenden Naturschönheiten, als sich den Vortheil ihres längeren Aufenthaltes, wenigstens bis zum Abgange des nächsten Zuges, zu verschaffen.

So eilig ich begreiflicherweise war, so trieb das mit Reisevorschuß beschwerte Pflichtgefühl mich doch noch in das Postbüreau, um etwa dort gesammelte Briefe mitzunehmen. Ein junger, entschieden noch nicht ausgeschlafener Postbeamter ließ mich hier zum ersten Male mein hierarchisches Abhängigkeitsverhältniß fühlen. Mit außerordentlicher Geringschätzung behandelte der nicht ausgeschlafene Mann von der Feder den leider ebenfalls nicht ausgeschlafenen Mann vom Felleisen und drückte den Stachel der Unterordnung, wenn auch nur der vorübergehenden, tief in das Fleisch des Gelegenheitskuriers.

Nachdem ich mich hatte mit Geringschätzung behandeln lassen und wirklich noch einen Brief erhalten hatte, stürzte ich gerade noch mit dem letzten Zuge der Klingel in das Coupé und befand mich fünf Minuten darauf im Kaiserthum Oesterreich. Wie mit

einem Zauberschlage war die Gegend, insoferne bei Czaczkowo überhaupt noch von Gegend die Rede sein kann, eine andere geworden. Es war, als ob die politische Grenze sich bis in das Innere der Erde erstreckte; denn bei Myslowitz Kohlenbergwerke, Kohlenbrüche, rauchende Fabrik-Schornsteine, unmittelbar jenseits der Brücke aber keine Spur mehr von Industrie, nicht einmal mehr Sandgräbereien, die doch gewiß dort einen äußerst lohnenden Ertrag liefern müßten.

Da man sehr bald in Czaczkowo ist, so hat man nicht viel Zeit, über diesen Unterschied nachzudenken, freut sich aber im allgemeinen, daß die politische Grenze gerade so glücklich auch die mineralische und industrielle getroffen hat. Ich bemerke indessen, daß diese Freude eine rein diesseitige ist.

Auf dem Bahnhofe zu Czaczkowo durften diejenigen Reisenden, welche nach Rußland wollten, nicht aussteigen, obgleich dies durchgängig der Wunsch der Reisenden war. Da aber nicht allein der Wunsch, sondern die Reisenden selbst ebenfalls nur durchgängig waren, so postirte sich an jedes Coupé ein Soldat „von der Finanzwache" — die zu meinem nicht geringen Erstaunen Pickelhauben nach preußischem Muster, wenn auch nicht nach preußischem Zuschnitt, trugen. Das fiel mir um so mehr auf, als die österreichischen Militär-Zeitschriften sich seit einem Jahre abmühten, die Einführung der Helme in die österreichische Armee dadurch zu verhindern, daß sie behaupteten, dieselben seien unzweckmäßig. Wie figura oder vielmehr figurae zeigten, schien die preußische Pickelhaube aber doch dazu bestimmt zu sein, die Reise um die Welt zu machen.

Ob es auf dem Bahnhofe in Czaczkowo Kaffee oder ähnliche Einrichtungen giebt, kann ich nicht angeben. Man hielt sich nicht lange mit uns auf, und nun flog der Zug der ganz nahen russischen Grenze zu. Neben dem Grenzpfahl stand ein Kosak, der den Säbel präsentirte, als der Zug vorüber brauste, wahr-

scheinlich auf die mögliche Annahme hin, daß doch vielleicht auch ein Offizier in einem Coupé sitzen könnte.

Am Ufer des Grenzflusses war eine Baracke errichtet, in welcher eine Kompagnie des Erivanskischen Jäger-Regiments kantonnirte. Hinter derselben standen die Zelte einer anderen Kompagnie, welche bei der Ankunft Seiner Majestät des Königs von Preußen die Ehrenwache gegeben hatte. Die Mannschaften beider waren beschäftigt, ihre weißen Beinkleider zu waschen, bei diesem Wetter ein unverantwortlicher Leichtsinn und sogar eine Anmaßung den unzweifelhaften Witterungsverhältnissen gegenüber. Bei dieser häuslichen und ökonomischen Beschäftigung befleißigten sich die Soldaten eines Negligés, das absolut nicht weiter zu treiben war und lebhaft an eine Militär-Schwimmschule erinnerte, aber ohne Bademäntel.

Jetzt erst, in einem fremden Staate, fühlte ich die ganze Verantwortlichkeit meines Felleisens und nahm ein gewisses stolzes und unzufriedenes Wesen an, das nach Goethe andeuten soll, daß man aus einem edlen Hause ist. Ein uniformirter Beamter, zwar dies ist in Rußland kein Unterscheidungszeichen — also ein Beamter schlechtweg — führte mich in das Zimmer, wo die Effekten der Reisenden untersucht werden sollten und mein Koffer bereits auf dem Tische stand. Da mir der Paß schon vor dem Aussteigen aus dem Coupé abgenommen worden war, so gab es gleich Weitläufigkeiten, als ich erklärte, „Kurierom Depeschami“, auf Deutsch „als Kurier mit Depeschen“, zu reisen, der nach völkerrechtlichen Ideen nie visitirt werden darf. Ein Kurier ohne Uniform war den Herren von der Douane ersichtlich etwas ganz Unstatthaftes, und es erfolgte eine weitläufige Expektoration. Die preußischen Kuriere pflegen nämlich von Oppeln aus gerade über die Grenze nach Czenstochau zu gehen, wodurch sie die Nacht in Myslowitz sparen und mit dem Frühzuge nach Warschau kommen. Stolz verwies ich alle Zweifel auf meinen Paß und auf die Dienstsiegel meines Fell-

eisens und bestand auf Nichtöffnung meines Koffers, sowie meines Parapluie-Futterals.

In meinem Passe stand nur „Notre conseiller de cour se rendant, pour des affaires de service, à Varsovie“ — nebenbei gesagt, würde Conseiller aulique sprachliche Autoritäten für sich haben. — Von einer Beamtung als Kurier war aber nicht die Rede, und Hofräthe sind auf jeder Grenze durchsuchungsfähig, selbst alliirte und freundnachbarliche Hofräthe. Die Sache fing an, eine bedenkliche Wendung zu nehmen. Schon war man russischerseits so weit, die Oeffnung meines Felleisens zu verlangen, nur um sich zu überzeugen, daß keine Kontrebande, sondern wirklich Depeschen darin seien; da wollte mein gutes Glück, daß Seine Königliche Hoheit der regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin auf dem Perron erschien, um mit dem nächsten Zuge über die Grenze zurückzukehren. „Wo kommen Sie denn her, Schneider?“ — Mit dieser Anrede waren alle Zweifel der russischen Douaniers gelöst, und als das Gespräch noch länger dauerte, Seine Königliche Hoheit mich dem Rittmeister und Flügel-Adjutanten Fürsten Galizin vom Stabe des Fürsten-Feldmarschalls empfahl, der den erlauchten Gast bis zur Grenze begleitet hatte, da trat bei den Visitirlustigen eine wesentliche Veränderung ein, die mich, den Visitirunlustigen, entschieden erfreute. — Fürst Galizin lud mich zu einem Thee ein, und sofort ging alles am Schnürchen. Es ist doch schön, wenn man mit zur Regierung gehört!

Um 9 Uhr ging der Zug ab. — Ich unterrichtete mich so viel wie möglich über Warschau, was sich um so leichter thun ließ, als Fürst Galizin ganz allein mit mir in einem Coupé erster Klasse fuhr, mein Felleisen begreiflich nicht mehr auf meinem Schooße, sondern malerisch hingegossen neben mir lag. Wir blieben auch bis Piotrikau allein, wo ein unbeschreibliches Diner eingenommen wurde. Hier stieg eine Dame in ungemein moderner, fast prächtiger Toilette, mit einer russischen Amme und zwei

Kindern ein. Es ergab sich sogleich, daß sie die Gattin eines Obersten sei, dessen Regiment bei Lowicz im Lager stand, und welche zur großen Parade dorthin reiste, um den Kaiser zu sehen. Preußische Regiments-Damen sind schon sehr gut in der Rangliste bewandert, namentlich was die Avancementsverhältnisse betrifft; diese russische Polkownika aber setzte mich doch in Erstaunen. In ihrer angestrengt fließenden und nicht einen Augenblick stockenden Unterhaltung mit dem Fürsten Galizin gab sich eine Kenntniß der zuletzt geschehenen Avancements, eine Wahrscheinlichkeitsberechnung der nächst zu erwartenden, eine Dienstkenntniß, eine Uniform-, Litzen-, Kragen- und Knopfwissenschaft, ein Urtheil über gutes Abschneiden beim Exerziren, über Kranken-Etat und Fourage-Rationen kund, die mich mit Ehrfurcht vor den militärischen Verhältnissen Rußlands erfüllte, da es solche Polkownikas in seiner Armee zählt.

Diese dienstlichen Unterhaltungen der Regiments-Kommandeuse mit dem Flügel-Adjutanten wurden zwar hin und wieder durch die über alle Beschreibung kühnen Sprünge und Kapriolen des einen Kindes gestört; die Mutter ließ sich aber nicht stören, sondern suchte durch Darstellung der schlechten Quartiere ihres Mannes die Verwendung des Fürsten-Rittmeisters bei dem Fürsten-Feldmarschall für eine Verlegung des Regiments anzubahnen. Das zweite Kind, wie schon erwähnt, unter Obhut einer durchaus nicht hervortretenden Amme, schlief den ganzen Weg bis nach Skierniewice, von wo die Eisenbahn nach Lowicz abzweigt. Das erste, leider auch schon erwähnte Kind schien dagegen schon in zartester Jugend nachhaltigen Unterricht in der Turnkunst erhalten zu haben; denn der holde, blond gelockte, reizend ungezogene Knabe erging sich in der That in den staunenerregendsten Equilibrien, die nur den einen, aber wirklichen Uebelstand hatten, daß sie zum Ausgangspunkt als Ansatz- oder gewissermaßen als Trampolinbrett jedes Mal meine Kniee, meine Füße, Arme, eventuell meine Schultern wählten. Die

Mutter, die so glücklich war, bereits an solche körperliche Uebungen gewöhnt zu sein, schien dies auch bei anderen voraus zu setzen und schenkte daher den schäkerhaften Bewegungen ihres Lieblings keine Aufmerksamkeit. Ich wollte nicht empfindlicher scheinen als der, wie es schien, für dergleichen abgehärtete Rittmeister, duldete also schweigend, aber mit innerlichem Raisonnement die Voltigen des kleinen Russen, den Gavarni in seinen geistvollen Illustrationen des „enfant terrible“ gewiß auch illustrirt haben würde, wenn die Anwesenheit eines Gavarni in Piotrikau oder Skierniewice überhaupt anzunehmen wäre. — Da die Polkownika so außerordentlich wohl über die inneren Verhältnisse der russischen Armee unterrichtet war, so bereicherte ich meine Kenntnisse unbemerkt und erfuhr so manches, was mich für die bevorstehenden militärischen Schauspiele vortrefflich orientirte.

Als die Dame einstieg, hatte Fürst Galizin sowohl als ich die bis dahin gerauchte Cigarre weggeworfen, die an und für sich schon in der ersten Klasse eine Ueberschreitung war. Als nun die Unterhaltung über wahrscheinliche und hoffentliche Avancements beim 2. Infanterie-Korps und namentlich bei der 2. leichten Kavallerie-Division im Gange war, sah ich dem wie ich Entbehrenden an, wie er mit sich zu Rathe ging, auf welche Art wohl die Billigung fortgesetzter Rauchvergnügungen von der Dame zu extrahiren wäre. Es kamen dabei natürlich allerlei Rangverhältnisse zur Sprache, denn in Rußland ist das Tschinn Tschina potschitagit, zu Deutsch: „Ein Rang respektirt den andern!“ für alle gesellschaftlichen Verhältnisse maßgebend. Er war zwar nur Rittmeister und die Dame Oberstin und Regiments-Kommandeuse, dafür war er aber Fürst, Flügel-Adjutant und, was fast noch mehr sagen wollte, in der militärischen Umgebung des Fürsten-Feldmarschalls; die Hauptsache war indessen, daß sie ein Mitglied des schönen und er des demnach häßlichen Geschlechts war.

Kurz, er schien zweifelhaft, auf welche Weise er die Extrahirung jener Raucherlaubniß bewerkstelligen sollte, ohne sich und seiner „gelehrten Kante" etwas zu vergeben. Die Uniformen der Offiziere aller wissenschaftlichen Korps sind nämlich am untern Theil des Kragens mit einem farbigen Passepoil versehen, welcher „utschonni kant", zu deutsch „gelehrte Kante" genannt wird.

Die Art und Weise nun, wie mein Reisegefährte zum Ziele kam, ohne sich einer abschlägigen Antwort auszusetzen, gab mir den Beweis, daß er seine „gelehrte Kante" mit vollem Rechte trug. Gäbe es eine „kluge Kante" oder noch besser eine „pfiffige Kante", vielleicht für Kriegslisten, so wäre auch diese auf seiner Uniform wohl angebracht gewesen. Als nämlich die Dame sich bei der Schilderung der schlechten Quartiere auch in Schilderungen der Entbehrungen erging, welche die Offiziere ihres Regiments sich auferlegen müßten, brachte Fürst Galizin das Gespräch mit Geschick auf die Art und Weise, wie der Gemahl der Dame denn eigentlich in einer so schlechten Garnison seinen Tag zubringe. Die Antwort war nun freilich keine erbauliche; kaum hatte aber die nichts Arges ahnende Polkownika das unvorsichtige Wort heraus: „Nicht einmal seine Pfeife kann mein armer Mann mit Ruhe rauchen", so zog der aufmerksam Zuhörende auch schon vom Leder, das heißt, zwei Cigarren aus dem ledernen Etui und reichte mir eine mit den Worten: „Da der Herr Oberst raucht, so ist die Frau Oberstin an das Rauchen gewöhnt; es wird sie also nicht geniren, wenn wir uns eine Cigarre anzünden."

Mit einem unbeschreiblichen Blick merkte die Polkownika die Ueberrumpelung, und wäre die „Umgebung des Fürsten Feld-Marschalls, der Fürst und die gelehrte Kante" nicht gewesen, so hätte doch wohl eine Bemerkung von Seiten des höheren Dienstranges stattgefunden; so aber löste sich das sauersüße Lächeln der Dame in den bläulichen Dampfringeln unserer

Cigarren auf und ging alles ganz friedlich von Statten. — Von Skierniewice aus füllte sich das Coupé mit Offizieren aus dem Lager bei Lowicz und mit der Familie eines polnischen Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft, die sich zu der heute Abend angesagten Illumination in Lazienki nach Warschau begeben wollten.

So flogen wir der Hauptstadt entgegen, der wir uns über das Schlachtfeld der Wolaer Schanzen näherten. Zwischen dem Kirchdorfe Wola selbst und dem durch Munifizenz des Kaisers errichteten Denkmale für die bei der Erstürmung Warschaus gefallenen russischen Krieger führt die Eisenbahn gerade über das Schlachtfeld selbst, und einzelne Erdwälle erinnerten an jene berühmten Schanzen, welche eben so tapfer vertheidigt, wie endlich dennoch tapfer erstürmt worden waren. Was hat Horace Vernet in seinem wunderbaren Bilde künstlerisch aus dieser flachen Gegend bei Wola zu machen gewußt?! Wie ruht der Stempel des Genies auf dieser Darstellung und Gruppirung! Mit Freude fanden die russischen Offiziere mich über die Hauptmomente des Kampfes orientirt, und mit Zuvorkommenheit vervollständigten sie, zum Theil aus eigener Anschauung, meine Kenntniß. Ernst und einsam beherrscht das schwarze Denkmal in seiner massiven, schweren Form das jetzt im reichsten Segensschmuck des Frühlings prangende Feld jenes Entscheidungskampfes. Wäre mir ein nur irgend längerer Aufenthalt in Warschau verstattet gewesen, so würde ich gewiß nicht versäumt haben, das Denkmal genauer in Augenschein zu nehmen, um so weniger, als der Kaiser auf allen russischen Schlachtfeldern ähnliche, ja, wenn ich recht gehört habe, gleiche Monumente hat aufstellen lassen.

Der preußische König (prusski karol) war neben dieser militärischen Unterhaltung in aller Munde. Man erzählte sich, was er gesagt, wie er aussehe, ob er Aehnlichkeit mit seiner kaiserlichen Schwester habe, was alles zu seiner Unterhaltung

in Warschau veranstaltet worden sei und noch veranstaltet werden würde. Zu dem Bevorstehenden sollte auch eine Dschigitoffka oder Scheingefecht zu Pferde gehören, zu welchem auf dem Bahnhofe der letzten Station vor Warschau ausgesuchte Mannschaften des muselmännischen Regiments versammelt waren, welche dort aus ihrem Garnisonorte Sochaczew hingekommen waren und weitere Befehle aus Warschau erwarteten. Sie hofften, am anderen Tage um 12 Uhr dazu befohlen zu werden; da aber Sonntag war, so glaubte ich einige bescheidene Erfahrungszweifel aussprechen zu müssen. Ungläubig wurde ich angesehen und mir erwidert: „Aber es ist befohlen worden!“ Ein Umstand, der an der Weichsel, wie am Irtisch, in Piotrikau, wie in Irkutsk den Gedanken an eine Abänderung vollständig und dauerhaft ausschließt. Das war auch die Station, wo zwei meiner Reisegefährten, deren Anwesenheit auf dem Bahnzuge ich überhaupt erst in Czenstochau erfahren, von den Muselmännern mit Kenneraugen und aufmerksam gemustert wurden.

Es war nämlich ein Paar Pferde aus dem königlichen Marstall in Potsdam, welche Seine Majestät der König zum Geschenk für den Fürsten Feldmarschall nach Warschau zu senden befohlen hatte. Ich hörte von diesen vierfüßigen Passagieren erst, als ich ganz erstaunt die königlich preußische Livree der Stallbedienten in einem der Wagen erblickte, und freute mich, den Muselmännern meine zoologischen Landsleute vorstellen zu können. Diese Vorstellung fand unter erschwerenden Umständen statt, insofern die Muselmänner nur mühsam durch die halb geöffnete Thür des Stallwagens oder Wagenstalles hineinsehen konnten, die Pferde aber sich in einer offenbar gereizten und unfreundlichen Stimmung befanden; wahrscheinlich war ihnen die Art des Transports unangenehm. Mit allerlei zärtlichen Gurgeltönen, vermuthlich grusinischen Liebkosungen, wollten die irregulären Söhne irregulärer Gegenden die Thiere streicheln; die Pferde schlugen aber die streichelnde Hand aus, und wenn

Pferde etwas ausschlagen, so findet man sich oft sehr unangenehm berührt.

Einer der Offiziere in meinem Coupé sprach mit den Muselmännern eine Sprache, die durchaus nicht wohlklingend zu nennen war; es war eben Grusinisch. Wie hätte wohl Karl V. diese unverantwortliche Anhäufung von grunzenden, gurgelnden Hauch-, Zisch-, Nasen- und Kehl-Tönen genannt? er, von dem man den bekannten Ausspruch besitzt:

La lengua castellana es la lengua de los diosos.
La lengua italiana — de los amorosos.
La lengua francesa — de los cortezanos.
La lengua alemana — de los caballos.
La lengua ingleza — la lengua de los puercos.

Da eine weitere Steigerung nach unten nicht möglich ist, so scheint Karl V. nie Grusinisch gehört zu haben. Durch den Offizier erfuhr das Coupé, daß einer der Muselleute vor kurzem geheiratet habe, und zwar ein Mädchen aus Sochaczew; eine unzweifelhaft gemischte Ehe, da die Polin deswegen keine Muselfrau geworden, sondern Katholikin geblieben war. Das Familienverhältniß muß mit der Zeit noch gemischter werden, da nach russischem Gesetz die Muselkinder in der griechischen Religion erzogen werden müssen.

Ich hatte das Regiment 1835 in Kalisch gesehen, fand aber, daß es sich in seinem Aeußern sehr verbessert hatte. Die Farben der Kleidung waren zwar immer noch verschieden, aber der Schnitt übereinstimmend, die Waffen glänzender, die Haltung und das Benehmen der Leute bedeutend anders als früher. Vor sechszehn Jahren war es ein interessantes, jetzt war es ein imponirendes Korps geworden. Schade, daß es zu keiner Dschigitoffka kam. Es ist ein Schauspiel, das man so in Europa nicht zum zweiten Male sieht.

Auf der letzten Station vor Warschau brachte mir der Zufall einen Eindruck, der schmerzlich in meine immer froher ge-

wordene Stimmung, nun bald am Ziele zu sein, eingriff. Da ein Extrazug von Warschau erwartet wurde, so mußte unser Zug länger als gewöhnlich warten. Um etwas frische Luft zu schöpfen, die bei einem ganz gefüllten Coupé stellenweise denn doch wirklich ein Bedürfniß wird, hatte ich mich, natürlich toujours in Gesellschaft meines Felleisens, auf eine Bank des Perrons gesetzt und beobachtete das lebendige Treiben um mich her; denn so spärlich besetzt der Zug von der Grenze bis Skierniewice gewesen, so voll wurde er, je mehr wir uns der Hauptstadt näherten.

Nicht weit von mir zog eine Gruppe meine Aufmerksamkeit auf sich, in der ich deutsch und zwar mit halb schwäbischem, halb pfälzischem Dialekt sprechen hörte. Zwei Frauen, offenbar Mutter und Tochter, in halb bäuerischer, halb bürgerlicher Tracht, freuten sich, einen jungen Mann wieder zu sehen, der in Begleitung eines Mädchens mit dem letzten Zuge aus Warschau gekommen war und jetzt den Extrazug erwartete, um seine Reise nach Czenstochau fortzusetzen. Die beiden Frauenzimmer trugen das Gepräge der Einfachheit und Beschränktheit, der junge Mann das eines vollendeten Lüdrians, seine Begleiterin das der Unbedeutendheit.

Sehr gleichgültig ließen mich die Ausrufe des Erstaunens und des Wiedersehens unter den drei Landsleuten. Aufmerksamer wurde ich aber, als das junge Frauenzimmer plötzlich ausrief: „Ei du großer Gott, wohnt er denn bei ihr!?" und dabei sichtlich blaß wurde.

„Ei" — erwiderte der Bursche mit einem Gemisch widerwärtiger Schlauheit und scheinbarer Lust am Bösen, „wo werd' ich Ihr dann desch sage? Geh' Sie nur zum Herrn Vetter, da wird Sie's schon höre. — Desch kann ich Ihr aber sage, erwarte thut Sie der Seppel nit. Es wird ihm sein, als wenn ihn einer Dunnerkeil in d'Erden nei' verschlägt, wenn er Sie und die Frau Mutter gewahr wird." —

„Siehkst's" — meinte kopfschüttelnd und traurig die Mutter — „I hab' Dir's wohl g'sagt! — Höst Di nit mit ihm einlasse solle — es hat mer doch g'ahnt!" —

„Gehe Se weg, Frau Mutter, wie kann i dann desch denke! — Er hat mir's doch so heilig und g'wiß versproche. Ach Gott! Ach Gott! was wird desch vor a G'schicht werde! I hab' wohl g'hört, desch er's mit einer hält; aber desch er bei ihr wohnt, desch hab' i doch nit g'dacht!" —

„I hab's Ihr auch nit g'sagt. Beim Herrn Vetter wird Sie's schon erfahren. — Nu, was flennt Sie dann und hojappt, als wann desch ein großes Unglück wär? Heut' Abend ischt er beim Kommersch mit allen Arbeiter aus d'Fabrik. Da geht's luschti her. Es kümmert mi, desch i nit dabei sein kann!"

„Hat dann der Seppel all' die Sachen kriegt, die i ihm g'schickt?" —

„Ei g'wisch! Er hat mi auch immer g'sagt, desch sie von Ihr kämen." —

„Ach Gott! Ach Gott! wann er mi nur nit in der Schand' und im Unglück sitze laßt!" —

Ein lautes Zanken zwischen einem Reisenden und dem Kondukteur hinderte mich, mehr zu hören. Ich sah bloß, wie das junge Frauenzimmer schluchzend den Kopf auf die Schulter der Mutter legte, und dachte an Goethes „Nachbarin, Euer Fläschchen!" Unbeschreiblich widrig war mir der junge Kerl, das vollkommene Bild eines verlüderlichten deutschen Handwerksgesellen, als er sich von der Schluchzenden abwandte und einen Blick des nichtsnutzigsten Hohnes und des schadenfrohen Verständnisses mit seiner Begleiterin wechselte, die seiner würdig zu sein schien.

Ich hatte zufällig einen tiefen Blick in ein Verhältniß gethan, von dem Heinrich Heine sagen würde:

Das ist 'ne alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie gerade passiret,
Dem bricht sie das Herz entzwei. —

Da pfiff die Lokomotive und trieb uns auf die verlassenen Plätze, mich in die frohe Gesellschaft meines Coupés, die beiden Frauen auf den offenen Wagen der dritten Klasse in die Umgebung polnischer Bauern, Viehhändler, Handwerksburschen und Juden. Vor mir hatte ich nur Freude und Fülle zu erwarten, hinter mir saß ein gebrochenes Herz, und beide riß uns das fühllose Dampfungethüm mit Windeseile gleich schnell den nächsten Stunden entgegen. Wer auf einem Eisenbahnzuge wüßte, wie viel Kummer und Herzensqual dicht neben ihm fährt! wie viel Glauben und Hoffnung dieser „schnelle Leichenzug" der Enttäuschung näher bringt!

Mich hatte der Vorgang recht trübe gestimmt. Ein Glück, daß trübe Stimmungen auf Reisen nicht lange anzuhalten pflegen, namentlich wenn wir an dem nahen Ziele Angenehmes erwarten. Endlich gegen 9 Uhr waren wir in Warschau. Wäre der Aufenthalt in Breslau und in Myslowitz nicht gewesen, so hätte die Reise in dreißig Stunden von Berlin bis Warschau zurückgelegt werden können, eine Möglichkeit, gegen die das Hotel Kraezzer in Myslowitz zuverlässig protestiren würde.

Außerordentlich zuvorkommend wurde ich von einem Agenten der russischen Regierung empfangen, der mich, noch ehe ich aus dem Coupé war, von der weiteren Aufbewahrung meines Passes befreite und mir verhieß, daß ich denselben bei der Abreise wahrscheinlich wiedersehen, bis dahin aber von diesem offiziellen Beweise meiner bürgerlichen Unschädlichkeit getrennt leben würde. Obgleich auch hier meine Nichtuniformirung den Zollbeamten ein Dorn im Auge war, so erkannten sie meine Kurier-Echtheit doch an dem Felleisen, deren sie schon von ähnlicher Größe gesehen zu haben schienen. Für das Besehen meines Koffers von

außen und für die Perspektive meines Hut- und Regenschirm-futterals mußte ich am Ausgange fünf Kopeken bezahlen; eine Einrichtung, die wahrscheinlich zur Hebung des Gewerbefleißes in Polen dient.

Was die Industrie der Droschken in Warschau betrifft, so bedarf diese wohl kaum noch der Hebung. Mehrere Droschken-bändiger rissen sich sofort um mich, als ich aus dem Zollzimmer heraustrat, und hoben mich förmlich in den Wagen. Ein Träger war sogar so vorsichtig, sich gleich mit auf den Bock zu setzen, damit ich beim Aussteigen nur ja seine Hülfe nicht entbehren möchte, und sein Gesicht klärte sich erwartend auf, als ich mit Stolz rief: „Nach Schloß Belvedere!“ Wahrscheinlich kombinirte er aus diesem Bestimmungsorte ein wesentlich erhöhtes Trinkgeld heraus. Die Droschke fuhr denn auch durch anmuthig klingenden Zuruf des Trägers an den Kutscher in so furioser Eile die lange Allee hinauf, daß eine andere Droschke, die mit derselben dringenden Nothwendigkeit aus einer Nebenstraße hervorkam, einen Zusammenstoß veranlaßte, infolge dessen mein Koffer in graziösem Schwunge vom Bock heruntertaumelte und die Erde küßte, der Deckel aber dermaßen zerriß, daß mehrere Stiefel, namentlich ein lackirter Hofstiefel, sich auf dem Straßenpflaster entwickelten. Krampfhaft hielt ich mein Felleisen fest, damit es nicht noch so kurz vor dem Hafen scheitere, und es hatte seine Schwierigkeiten; denn neben mir im Wagen bewegte sich die Deichselspitze der feindlichen Droschke und schnaubte ein Pferde-kopf seine Entrüstung aus, während der Träger und der Kutscher auf den etwas perplex aussehenden feindlichen Rosselenker, der aber eben seine Rosse leider nicht gelenkt hatte, lospaukten. Der Träger brauchte dazu seine Fäuste, ein paar Gegenstände, die durch häufigen Umgang mit Koffern eben nicht weicher geworden waren, und der Kutscher seine Peitsche, welche nach Beendigung der Unterhaltung aber keine Peitsche mehr war, sondern nur die Andeutung eines ehemaligen Peitschenstockes gewährte. Diese

Gründe hatten den Geprügelten überzeugt, und ohne viel dabei zu reden, wurden die in einander gefahrenen Geschirre losgemacht, so daß wir uns bald aus dem Gesichte verloren. Höchst erfreulich, aber für vaterländische und noch mehr für vaterstädtische Begriffe auffallend war die außerordentliche Ruhe und gegenseitige Ordnungsliebe, die bei diesem Austausch verschiedener Ansichten herrschte. Es wurde nur wenig dabei gesprochen, und das Schimpfen fing erst an, als die Prügel vorüber waren und beide Droschken ihren Weg fortsetzten. Daß mein Koffer bei diesem unsinnigen Fahren beschädigt worden war, schien meinen beiden Führern von durchaus keinem Belange; wahrscheinlich waren sie an dergleichen gewöhnt, jedenfalls gewöhnter als ich. Der Träger gab sich auch weiter gar keine Mühe, die herausgefallenen Stiefel wieder hineinzustecken, sondern hielt sie ungemein schonend in der Hand, wobei es mir lieb war, daß der eine glänzend lackirte Hofstiefel obenauf zu liegen kam, damit meine Einfahrt in den Hof des Belvedere doch nicht zu unverhältnißmäßig aussah.

Es war schon dunkel geworden, als ich das beseligende Gefühl genoß, mein Felleisen zum letzten Male vom Wagen zu heben.

Die königliche Dienerschaft, welche nachgerade schon daran gewöhnt war, mich jeden Sonnabend Abend mit einer auch nicht kleinen Mappe im Vorzimmer des Königs erscheinen zu sehen, schien doch etwas frappirt, daß dies auch an einem Sonnabend in Warschau geschah; noch mehr frappirte sie aber das diesmalige Volumen der Mappe. Nach dem etwas angegriffenen Aeußern des Felleisens konnten sie es zwar nur für einen temporären Schonungsüberzug meiner jedenfalls eleganten Mappe halten; seine Größe ließ aber wenigstens sechs solcher Mappen im Innern vermuthen, eine Quantität von Vorlesungsstoff, der unter den dortigen Vergnügungsverhältnissen jedenfalls unwahrscheinlich erschien.

Von dem Augenblick meines Eintritts in das Belvedere bis mich alle zum Gefolge gehörigen Personen gesehen, welches letztere erst am Tage darauf mittags stattfand, wickelte sich die Frage: „Aber mein Gott, wo kommen Sie denn her?" in angenehmer Ununterbrochenheit ab. Da die eigentlich eben so entsprechende, wie erledigende Antwort: „Aus Potsdam!" indessen nur in den seltensten Fällen genügte, so versuchte ich nach und nach allerlei Umschreibungen, konnte aber über die eigentliche Veranlassung meiner Anherokunft aus dem einfachen Grunde keine befriedigende Auskunft geben, weil ich sie selbst nicht wußte.

Zum ersten Male trennte ich mich von meinem geliebten Felleisen, als der König auf die Meldung von meiner Ankunft befohlen, daß ich in seinem Zimmer erscheinen sollte; ich schickte es an den königlichen Reise-Postmeister Herrn Balde, der sich gerade im Belvedere anwesend befand, während ich in Reisekleidern dem Könige aus Potsdam berichten durfte. — Auch hier erfuhr ich noch nicht, weshalb ich eigentlich nach Warschau befohlen worden sei, und als ich wieder in das Vorzimmer trat, überkam mich der Gedanke, daß ich vielleicht demnächst mit demselben oder doch einem ähnlichen Felleisen den Weg wieder zurück zu machen haben würde. Dieser Gedanke hatte keine hervorragend angenehmen Seiten und fand auch leider keine Widerlegung, als ich den übrigen Herren vom Gefolge durch meine plötzliche Erscheinung ein unzweideutiges Erstaunen abnöthigte.

Wie ich beim Einpacken der Depeschen gegenwärtig gewesen war, so sah ich jetzt auch in dem Zimmer des Geheimen Kämmeriers Schöning das Ungeheuer sich entleeren, und wie der Inhalt nach seinen Adressen geordnet wurde.

„Und Brief auf Brief sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als sollte das Felleisen noch ein Felleisen gebären."

Ich leugne nicht, daß mir nach den Erfahrungen der beiden letzten Nächte der Gedanke an die nächste nun vorzugsweise am

Herzen lag, und ich fühlte, daß es nach Aussage des Kompagnie-Chirurgus Schiller im Menschenleben Augenblicke giebt, wo man eine Frage frei hat an den Reise-Postmeister. — Schüchtern und nicht ohne ahnende Befangenheit wagte ich eine solche wegen meines Unterkommens während der denn doch nun zunächst bevorstehenden, ja zum Theil schon angefangen habenden Nacht. Nun kam aber das Ambiguum meines Verhältnisses zur Sprache. Gehörte ich zum Hofstaate? oder war ich bloß Beigeordneter eines Postbrief-Felleisens? Als ersterer hätte ich die Aussicht gehabt, umsonst zu schlafen; als zweiter hatte ich die Aussicht, möglicherweise wieder vergebens schlafen zu wollen. Eine wenig tröstliche Perspektive! denn nachgerade wurde der Schlaf eine Lebensfrage bei mir. Da niemand von meiner elektromagnetischen Berufung etwas wußte, die Räume im Belvedere für Extragäste nicht so weit ausreichten, daß aus dem Belvedere ein Buondormire für verspätete Potsdamer hätte werden können, so vertröstete man mich damit, daß sich wohl noch etwas für mich finden werde, wenn wir von der glänzenden Illumination in Lazienki zurückkehrten, wohin wir den König eben fahren hörten.

Mit einiger Niedergeschlagenheit und „aus meinen stolzen Träumen Herabgesunkenheit“ vermied ich etwas zu essen, weil es nichts zu essen gab, und ging dagegen in Gesellschaft der Herren pyrotechnischen Genüssen entgegen, die indessen kaum etwas materiell Sättigendes hatten. Statt der vielen pots à feu wäre mir ein pot au feu entschieden lieber gewesen; und als der täuschende Vesuv Feuer spie, konnte ich das antike Bild nicht los werden, daß ein feuerspeiender Berg die Esse des Vulkans sei. Esse! ein in meinem damaligen Zustande höchst appetitliches Wort! — aber leider ohne alle reellen Folgen. Ich überzeugte mich diesen Abend beim Feuerwerk in Lazienki, qu'il n'y avait qu'un Schwärmer de plus!

Die Illumination des ganzen weitläufigen Parks und das

gegen zehn Uhr abgebrannte Feuerwerk waren so großartig und überschwänglich, wie man dergleichen eben nur in Rußland, und zwar da, wo der kaiserliche Hof gerade gegenwärtig ist, sehen kann. Eine Beschreibung würde sehr matt ausfallen. Der flüchtige Glanz dieser Girandolen gehört dem flüchtigen Augenblick an, und ein Bouquet von 10 000 Raketen am Schluß will gesehen und nicht gelesen oder mitangehört sein. — Die Allerhöchsten Herrschaften sahen dem wunderbar reichen und schönen Schauspiele aus den Fenstern des Palais Lazienki zu; rauschende Kavalleriemusik spielte an verschiedenen Stellen des Parkes und eine dichte, aber fast lautlose Menge bewegte sich ohne die geringste Störung hin und her. Man sah nur frohe, theilnehmende Gesichter, hörte aber fast kein lautes Wort. — Rufen, Jubeln, schlechte Witze, Roheiten, die in Berlin zum Beispiel mit zu jeder öffentlichen Lustbarkeit gehören, kommen hier nicht vor. Wir sahen auffallend wenig Polizeibeamte oder Gensdarmen und diese wenigen mit Ruhe, ja ohne alle Schroffheit die Ordnung aufrecht erhalten und die Bewegung regeln. Bewunderten wir das farbige Lichtmeer um uns her, so bewunderten wir diesen Anstand, diese Ruhe der Tausende und diese Autorität der Wenigen fast noch mehr. Ich weiß nicht, durch welche Mittel sie hervorgebracht wird, wir sahen wenigstens keine dergleichen, die irgend wie auffielen. Das Resultat war aber ein jedenfalls verwunderliches.

Mein Appetit hatte während des Zusehens und Stehens in freier Luft durchaus nicht abgenommen, und als die letzte Rakete verpufft war, drängte sich der Gedanke an Eßbares, sowie die Sorge um ein Obdach wieder in den Vordergrund meiner augenblicklichen Weltanschauung. Es wurde nun ein fürtrefflicher Thee in dem Zimmer des Geheimen Kämmeriers eingenommen und zwischen der ersten und zweiten Tasse berathen, daß ich eigentlich und bis auf weitere Aufklärung in die Kategorie der Feldjäger gehöre. Wie die Gensdarmen stehen die Feldjäger

aber bekanntlich unter zwei sehr verschiedenen Autoritäten, einer militärischen und einer postalischen. Die erstere hätte mich direkt zu dem General-Adjutanten Seiner Majestät, Generallieutenant v. Gerlach, geführt, welcher indessen wahrscheinlich meine unmaßgebliche Sehnsucht nach einem Bette entschieden undienstlich gefunden haben würde. Die zweite führte mich unter die väterlichen Flügel des Reise-Postmeisters und dann in das Bette eines bereits wieder abgereisten Feldjägers. Das war etwas Greifbares, Faßliches! ich erklärte mich rasch zu einer poste restante! das heißt, bei der Post bleiben zu wollen.

Mit leichterem Herzen und noch erleichterteren Knieen bestieg ich mit Herrn Balde einen der stets beim Belvedere in Bereitschaft stehenden Wagen, und fuhren wir mit einer Eile, die mir zwar erwünscht, aber nicht begreiflich war, nach der Stadt zu. Kurz vor derselben bogen wir links ein und stiegen bald darauf in dem Hofe eines Hauses aus, dessen unteres Stockwerk ganz erleuchtet war. Fröhliche Musik und Gläserklang schallte uns entgegen. Der Herr Reise-Postmeister war nämlich in das Hotel Dominique einlogirt worden, ein Gasthaus, das hinsichtlich seiner Einrichtung kühn mit einer Berliner Ausspannung um den Vorrang streiten könnte. Die Eigenthümlichkeit und der Vorzug dieses Hotel Dominique bestand aber darin, daß es eigentlich ein Kaffeegarten oder Theegarten oder eventuell auch ein Biergarten war, in welchem die vorzugsweise heiteren Schichten der Warschauer Bevölkerung verkehrten. Da diese Schichten wahrscheinlich auch bei dem Feuerwerk gegenwärtig gewesen waren, dort aber aus irgend einem Grunde keine besonders lärmenden Ausbrüche ihrer Heiterkeit von sich gegeben hatten, so schienen sie dies in dem Hotel Dominique nachholen zu wollen, was ihnen, dem Gehör nach zu urtheilen, auch vollkommen gelang.

Unter allerlei beklemmenden Ahnungen erstieg ich die Treppe, denn eine abermalige, wenn nicht ganz oder halb, so doch viertel schlaflose Nacht stand wieder in Aussicht. Das verheißene Feld-

jägerbett befand sich in dem Vorzimmer des angeblichen Salons, in welchem das Bett des Reise=Postmeisters stand. Außer dem Vorzimmer war da noch ein Flur, den man eine Küche, oder vielmehr eine Küche, die man einen Flur nennen konnte, je nachdem ein gelegentlicher Bewohner Lust hatte, sich selbst zu kochen. Jetzt erst unterwarf ich meinen Koffer, der früher als ich das Warschauer Pflaster kennen gelernt, einer näheren Inspektion und fand zu meiner dringenden Mortifikation, daß derselbe eine höchst entstellende Blessur davon getragen. Von dem vehementen Schlage, den er beim Hinabschleudern vom Bock des Wagens erhalten, waren die schon durch das eilige Zusammenpacken in Myslowitz durcheinander gekommenen Sachen in eine wahrhaft grenzenlose Unordnung gerathen. Hackländers „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" steckten in einem Pantoffel, und meine „Landpartie nach Sanssouci" befand sich in der Tinte. Mein Reisenecessaire war nämlich zerbrochen, und die daneben gepackte Vorlesungsliteratur schwamm in allerlei Toilettenfeuchtigkeiten. Vehses „Geschichte des preußischen Hofes und Adels und der preußischen Diplomatie" schwitzte Haaröl. Scheerenbergs Gedichte waren mir Pomade geworden, und ein Flacon Eau de Cologne hatte seinen Inhalt in den anderen Hofstiefel ausgeleert. Bei der Entwirrung dieser ursprünglich feuchten von den ursprünglich trockenen Stoffen und Gegenständen schwelgte ich in dem Gefühle beschädigter Effekten und dadurch verursachter Kosten. Glücklicherweise waren die weißen Westen und weißen Kravatten nicht mit in die Verwirrung gerathen, so daß ich wenigstens in diesem empfindlichen Punkte für mögliche Verhältnisse ruhig schlafen konnte.

Eben wollte ich den Koffer wieder schließen, als mir ein Brief in die Hände fiel, den ich kurz vor meiner Abreise aus Potsdam erhalten, da aber keine Zeit mehr zum Lesen war, oben auf in den Koffer geworfen hatte. Er enthielt das Anerbieten interessanter nachgelassener Papiere des in holländischen Diensten

auf Sumatra erschossenen Lieutenants v. Schimmelmann zu literarischer Benutzung. Ich las, las und war durch dies Lesen richtig wieder um eine ruhige Nacht. Lieutenant v. Schimmelmann war nämlich ein Nachtwandler gewesen, im Lager auf Sumatra nachts von einer Schildwache angerufen und niedergeschossen worden, da Nachtwandler bekanntlich keine Antwort geben und für felddienstliche Anrufe keinen Sinn haben. Der Fall war so interessant erzählt, so viele Betrachtungen über das Nachtwandeln daran geknüpft, daß sich sofort die traurigen Folgen abendlicher Lektüre bei mir entwickelten. Im Salon hörte ich den Reise-Postmeister, in dem schon erwähnten Flur, der nicht allein Küche, sondern auch Schlafzimmer war, seinen Bedienten zu Bette gehen. Die Thüren zu verschließen, das ging doch unter den gastfreundlichen Verhältnissen nicht, die man mir angedeihen ließ.

Wie, wenn nun einer meiner beiden Nachbarn Nachtwandler wäre! Der Bediente reinigte draußen noch die Kleider zu morgen. Von unten klang die Musik herauf, und mir ging Sumatra, Todtschießen, ein möglicher Somnam-bulle oder irgend ein außerordentliches nachtschlafendes Ereigniß durch den Kopf. Eine Nachtwandelei hätte mir gerade noch gefehlt! Ich hatte ja oft genug gesehen, zu welchen unverhältnißmäßigen Begebenheiten dergleichen führen kann; Begebenheiten, die Bellini in Musik gesetzt, und die Veranlassung zu mehreren sehr angenehmen Arien einer gewissen Amine gegeben haben. Da ich nun aber weder bei dem Reise-Postmeister, noch bei seinem Diener eine Virtuosität der Singstimme vorauszusetzen Ursache hatte, so stellte sich die Sache ungleich weniger anziehend.

Wenn es wahr ist, daß eine Stunde Schlaf vor Mitternacht gesunder ist, als zwölf Stunden nach Mitternacht, so begreife ich den außerordentlichen Schnupfen, den ich bei meiner Zurückkunft nach Potsdam besaß. Die musizirenden Parterregäste setzten ihre Ausbrüche freudiger Stimmung bis gegen drei

Uhr fort und hätten sich wahrscheinlich auch noch länger damit beschäftigt, wenn der Tag nicht angebrochen wäre, so daß ein noch länger dauerndes Illuminiren überflüssig wurde. Je stiller es unten ward, desto lebhafter beschäftigte sich meine Phantasie mit der Möglichkeit eines somnambulistischen Versuchs von rechts oder links. War es nun diese Befürchtung oder die Aufregung von der Reise, das glänzende Feuerwerk, der Zweifel: „Bist du Kurier oder Vorleser?" kurz, aus dem Schlafe wurde auch in dieser dritten Nacht nichts, und neu geschwächt erhob ich mich von meinem Lager, als um fünf Uhr der weckende Diener in das Zimmer trat. Ich fühlte, wie willkommen mir der Diener, aber auch wie durchaus überflüssig seine Absicht des Weckens war. Das mochte denn auch wohl die Ursache sein, weshalb ich mich den ganzen Sonntag in einer keineswegs aufgeweckten Stimmung befand.

Früh schon machte ich eine Fahrt durch die Stadt bis zur Weichselbrücke und, wie das in ähnlichen Fällen wohl zu geschehen pflegt, auch wieder zurück. Durch Smitts „Aufstand in Polen", dieses gediegene militärische Geschichtswerk, war ich auf die Lokalitäten Warschaus vorbereitet. Ich ließ mich bei dem sogenannten „Dorf-Kaffeehause", dem Arsenal, dem sächsischen Palaste vorbei, durch die ganze Neue-Welt-Straße bis zum Mannsfelde und den Kasernen der im Jahre 1830 bei dem Aufstande betheiligten Regimenter fahren. Es war Sonntag und alles schon früh in festlicher Bewegung. Nichts erinnerte an die grauenvollen Scenen, deren Schauplatz diese Orte im November jenes Jahres gewesen waren. Ueberall der tiefste Friede und selbst Fröhlichkeit, denn aus einigen Schenken scholl schon um sieben Uhr morgens Musik, jedenfalls ein wenig früh, wenn es nicht vielleicht noch späte Musik von gestern war. Der Gedanke daran lag leider sehr nahe, da im Hotel Dominique erst vier Stunden vorher Feierabend gemacht worden war. Die überall herrschende Ordnung und anscheinende Behaglichkeit machte eine

zu wohlthuende Wirkung auf mich, als daß ich nicht auch die Ursache derselben hätte kennen lernen mögen. Mein Kutscher fuhr mich also nach der Citadelle, die ich mir deswegen von außen ansah, weil ich nicht hinein gelassen wurde. Durch den Anblick dieses kolossalen Baues vollständig belehrt und aufgeklärt, fuhr ich nun nach Lazienki. Der Weg führte mich beim Hotel Dominique vorüber, wo ich einen Augenblick ausstieg und gerade zu rechter Zeit; denn gleich darauf kam ein königlicher Leibjäger und verlangte das Programm derjenigen Sachen von mir, die etwa vorgelesen werden könnten.

Mit Stolz und Selbstbewußtsein holte ich das in Myslowitz bei nächtlicher Weile und unter Besprechung Silberberger Förstermörder kalligraphirte Programm hervor und übergab mit einem Gesichte, in dem sich das Gefühl, als wenn sich das von selbst verstehe, malen sollte, mein „Nutrimentum spiritus“. In den Augen des Leibjägers malte sich dasselbe Gefühl, und so schieden wir mit denselben Versicherungen gegenseitiger Achtung und Ergebenheit, wie dies nur allsonnabendlich am Potsdamer Kietz zu geschehen pflegte.

Nach hinausgegangenem Leibjäger überließ ich mich vollständig und rücksichtslos der freudigen Hoffnung, daß mit diesem Programm das bisherige Feldjäger- und Felleisenverhältniß sich möglicherweise wesentlich ändern könnte, und machte mich sogleich auf den Weg, um eine Entscheidung in dieser Metamorphose zu erleichtern, das heißt, denjenigen Personen anscheinend absichtslos in den Weg zu laufen, die mir irgend etwas Aussichtliches mittheilen konnten. Bis zum Gottesdienst durchmaß ich nun den Weg von Belvedere nach Lazienki und von Lazienki nach dem Belvedere mit einer mich selbst in Verlegenheit setzenden Ausdauer und besuchte mit erheuchelter Zwecklosigkeit alle Personen, die im Stande waren, mich vielleicht über meine eigentliche Bestimmung aufzuklären. Es schlug aber alles fehl, und als ich aus der Kirche zurückkehrte, sah es fast aus, als wäre diese eigentliche

Bestimmung am Ende doch nichts, als wieder — Felleisen! Abermals begann ich meine Wanderung von Lazienki nach Belvedere und wechselte bis ein Uhr nur insofern damit ab, als ich auch vom Belvedere nach Lazienki ging. Dort sollte endlich ein glücklicher Zufall das Räthsel auf die angenehmste Weise lösen.

Ich machte eben meine Betrachtungen über das perpetuum immobile einer russischen Schildwache und wunderte mich über diese vollständige Aufgegangenheit des Begriffes Mensch in den Begriff Posten, als der Kaiser Nikolaus zu einer Spazierfahrt aus dem Seitenflügel des Palais Lazienki herausfuhr und ein Polizeibeamter mit herzgewinnender Geschwindigkeit mich vom Fahrwege fort hinter eine Barriere poussirte. Ich fühlte es an der Bestimmtheit, mit welcher meine Arme gedrückt und ich vermittelst dieses Druckes weiter geschoben wurde, daß jede Art etwaiger Meinungsäußerung oder Mittheilung des Wunsches, daß ich gern da stehen geblieben wäre, durchaus unangemessen und, was mir noch entscheidender schien, vollkommen zwecklos gewesen sein würde. Trotz dieser veranlaßten Stellung hinter der Barriere sah der Kaiser mich aber doch, ließ den Wagen halten, rief mich heran und äußerte einige gnädige Worte des Willkommens gegen mich. Mit so viel Grazie und Beflügelung, wie mir bei meinem Paßkarten-Signalement überhaupt möglich war, setzte ich über die zum Glück niedrige Barriere und stand an dem kaiserlichen Wagen. Der Kaiser reichte mir die Hand und sagte mir: „Ich habe Sie einladen lassen, uns zu besuchen, da Ich dem Könige ebenso angenehme Abende bei uns bereiten will, wie er sie in Sanssouci hat. — Sie kommen doch auch nach Lowicz zur großen Parade? — Ich freue Mich auf das, was Sie darüber schreiben werden. Meine Armee ist seit Kalisch und seit Sie bei uns in Petersburg gewesen sind noch viel besser geworden!" Dann fragte er noch, wann ich angekommen, wie es mir in Warschau gefalle, und äußerte beim Entlassen:

„Nun, es freut Mich, daß wir uns heute noch wiedersehen werden.“

Kaum war der Wagen vorübergerollt, so sah ich mich von allen Seiten umringt. Alle Spaziergänger, die sich in der Nähe befunden hatten, waren unterdessen näher gekommen, um den Kaiser zu sehen, und von allen Seiten tönte mir die Frage in die Ohren: „Was hat er gesagt?“ — „Wer ist der Mann?“ — „Haben Sie gesehen, der Kaiser hat ihm die Hand gegeben?“ — Das waren nur die russischen, deutschen und französischen Fragen, die polnischen lasse ich dabei noch ganz außer Berechnung, obgleich sie begreiflich die unverstandene Mehrzahl bildeten.

Kaum war die Freude über diesen glücklichen Zufall nur etwas verraucht, als ich mich auf einem zwar rein menschlichen, aber wie Euripides dergleichen nennt: „unschönen“ Charakterzuge ertappte. Mein Auge suchte nämlich vor allen Uebrigen jenen „Hinterdiebarrieredrücker“, dem ich einen Blick zuwarf, einen wahrhaft ungeheuren Blick, aus Rachsucht, Stolz, Hohn und Händedruck zusammengesetzt, dessen Wirkung eine basiliskenartige gewesen sein muß; denn der dreieckige Hut, das einzige Bild, das meine Erinnerung von dieser Gestalt noch bewahrt, verschwand mit einem ehrfurchtsvollen Hand-an-den-Hut-legen von dem Reflektor der Netzhaut meines Auges in die Bosquets. — Als ich ging, sah mir alles mit anständiger Verwunderung und ausgelassener Ehrerbietung nach; denn ich konnte ja möglicherweise eine wichtige, mehr oder weniger europäische Person sein.

Waren meine Nachblicker in Verlegenheit über die Enträthselung meiner Person, so war ich selber nicht minder in Verlegenheit über die Enträthselung der kaiserlichen Schlußworte: „Es freut Mich, daß wir uns heute noch wiedersehen werden!“ obgleich ich nun doch wußte, weshalb und durch wen ich so eilig nach Warschau berufen worden war. Auf meinen anscheinend absichtslosen Spaziergängen von Lazienki nach dem Belvedere und vice versa hatte ich bereits erfahren, daß der ganze kaiser-

liche Hof nach der Tafel Warschau verlassen und nach dem Lustschlosse Skierniewice übersiedeln werde.

Ein Uhr war es. Die Tafel fand um drei Uhr statt. Die Zeit, wo erwähntes Wiedersehen stattfinden könne, war mir daher, selbst nach längerem Nachdenken, durchaus nicht klar. Höchst zweifelhaft, was nun zu thun sei, ging ich auf einen Polizeibeamten zu, der, wahrscheinlich mit Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der unmittelbaren Umgebung des Palais Lazienki beauftragt, auf einer Bank im hellen Sonnenschein saß und aus der Ferne den Eindruck eines sehr aufmerksamen Beobachters auf mich machte. Der Mann sollte mir Aufklärungen über das Lustschloß Skierniewice und die Abreise des kaiserlichen Hofes dahin geben. Wie erstaunte ich aber, als ich den Repräsentanten der Staatsgewalt in einen ebenso tiefen, wie scheinbar erquickenden Schlaf versunken sah. Mit der höchsten Achtung vor gesellschaftlichen Zuständen, die den Polizeibeamten eine solche Erholung von ihren Dienstgeschäften in unmittelbarer Nähe des Hofes gestatten, schied ich ohne Störung von dem Glücklichen und dachte an mein Felleisen. — Hätte der Mann das auf dem Schoße gehabt, so würde er nicht geschlafen haben.

Da auf diesem Wege keine Auskunft zu hoffen war, so wollte ich eben wieder nach dem Belvedere, als der Prinz Friedrich von Preußen an mir vorüber gegen das Palais zuging. Der Prinz rief mich heran und theilte mir in seiner gewohnten freundlichen Weise mit, daß die Kaiserin befohlen habe, ich solle heute Abend in Skierniewice den Allerhöchsten Herrschaften etwas von meinen Arbeiten, und zwar vorzugsweise Humoristisches vorlesen. Nun wußte ich, woran ich war.

Als ich den Hof des Belvedere betrat, erwarteten mich schon bestimmte Befehle, nämlich, daß ich mich um acht Uhr abends im Schlosse zu Skierniewice einzufinden hätte. Hier hörte ich auch, daß zwei Extra-Trains von Warschau nach Skierniewice um fünf und um sieben Uhr abgehen würden, und

daß ich mich bei dem letzteren melden solle. Vorsicht ist indessen die Mutter der Weisheit und der Vater der Geldersparnisse, ich überlegte demnach, ob es nicht besser sei, schon mit dem Fünf=Uhr=Zuge zu fahren; denn mir ahnte, daß bei der Uebersiedelung eines ganzen kaiserlichen Hofes eine von dergleichen unzertrennliche Verwirrung und Eile entstehen werde, in der es mir möglicherweise schlecht ergehen könne. Die späteren Schrecknisse des Abends bewiesen, daß ich mich leider nicht geirrt.

Im Bewußtsein meiner abendlichen Bestimmung hätte ich nun zwar eine Ueberweisung aus dem Feldjäger=Etat auf den Hof=Etat beanspruchen können; es gab aber überall so viel zu thun, zu packen und vorzubereiten, daß ich mich entschloß, einsam im Hotel Dominique die zur Mittagsstunde in der menschlichen Organisation sich einfindenden Neigungen zu befriedigen und mich, „nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war", (Homer) auf den Abend vorzubereiten. Man servirte mir dort ein Diner, das hinsichtlich der Quantität auch die überspanntesten Anforderungen erfüllte, hinsichtlich der Qualität aber zu sehr dem polnischen Nationalgefühl huldigte, als daß ich mich, mit deutschen Geschmacksrichtungen behaftet, ganz in diese Auffassung hätte hineinessen können.

Sorgfältig ordnete ich an Manuskripten und Büchern, was möglicherweise verlangt werden konnte, und war um halb fünf Uhr so weit fertig, daß ich die Dinge, die da kommen sollten, in Ruhe erwarten konnte. Ehe ich indessen das Hotel Dominique, voraussichtlich auf längere Zeit, verließ, gab es noch eine Schwierigkeit zu lösen. War ich mit Rücksicht auf die Wirthshausrechnung Feldjäger? oder gehörte ich zum Hofstaate? Der Wirth war für die feineren Distinktionen dieses Verhältnisses vollkommen unempfindlich und hatte kein rechtes Zutrauen zu meiner höheren Anschauungsweise. Nach genauer Abwägung aller Umstände beschloß ich, die Rechnung im Charakter eines Feldjägers zu bezahlen, bei den Trinkgeldern aber meine

Zugehörigkeit zum Hofe glänzend hervortreten zu lassen. Mit vollständiger Rücksichtslosigkeit gegen den erhaltenen Post- oder auswärtigen Angelegenheiten-Vorschuß war ich ungemein noble, wobei mich indessen ein etwas ängstliches Gefühl wegen der späteren Berechnung meiner Reisekosten und ein niederdrückender Gedanke an die Hochlöbliche „Ober-Rechnungs-Kammer in Potsdam" beschlich. Mögen die Folgen aber sein, welche sie wollen; ich war begeistert und handelte demgemäß unökonomisch. Bei meiner Unkenntniß gastfreundschaftlicher Verhältnisse in Polen hatte ich während dieser Begeisterung indessen übersehen, daß es mit dem einen, mehr leidenschaftlichen, als sachgemäßen Trinkgelde an den Ueberbringer der Rechnung durchaus nicht abgethan sei.

In dem schon erwähnten Flur, den ich wenigstens kein Recht hatte eine Küche zu nennen, standen verschiedene mehr oder weniger entblößte, sowie sämmtlich weniger reinliche Individuen, welche ebenfalls Trinkgelder beanspruchten. Den einen erklärte der angebliche Oberkellner für den Stellvertreter einer im Hotel Dominique mangelnden Bettjungfer, den zweiten für den mit Reinigung der Stiefel Beauftragten, den dritten für einen Faktor, welcher mir eine Droschke geholt, was durchaus nicht mit zu den Funktionen der Dominikanischen Hausdienerschaft gehöre, den vierten endlich für den Hausknecht, von dessen Wirksamkeit in Bezug auf mich ich nicht die entfernteste Ahnung hatte. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich nur auf Augenblicke das ganze Bewußtsein eines Feldjägers hätte zurückrufen können, gab aber noch mehr darum, das Bewußtsein einer kaiserlichen Befohlenheit nach Skierniewice aufrecht zu erhalten. Widrig war der kriechende, unterwürfige Dank der Empfangenden, die jedenfalls nicht ahnten, welchem Seelenzustande sie so ungewöhnlich reiche Trinkgelder verdankten.

Eben wollte ich in eine herbeigerufene Droschke steigen, als ein kaiserlicher Feldjäger, Kapitän Wilde, auf den Hof fuhr, um

mich zur Eisenbahn abzuholen. — Was dem Wirthe und seinem aller Welt Rechnung oder Rechnungen tragenden Oberkellner bei meiner früheren Auseinandersetzung unglaublich oder doch wenigstens unwahrscheinlich geklungen, erhielt nun plötzlich nicht allein durch die offizielle Abholung Glaubwürdigkeit, sondern auch Wahrscheinlichkeit, so daß ich wenigstens mit dem Gefühle von ihnen schied, vollständig begriffen worden zu sein.

Obgleich wir eine halbe Stunde Zeit hatten und der Bahnhof ganz nahe war, so fuhren wir doch wieder mit einer rasenden Eile und kamen, wie ich vorausgesehen, wirklich schon anticipando in eine unbeschreibliche Verwirrung hinein. Die Dienerschaft des kaiserlichen Hofes und der anderen fürstlichen Höfe war mit unendlichem Gepäck erschienen. Alle Militärs, welche der morgenden großen Parade in Lowicz beiwohnen wollten und keine Hoffnung hatten, mit dem späteren kaiserlichen Extrazuge zu fahren, die gewöhnlichen Reisenden, welche auf diesen Zug angewiesen waren, endlich eine Unzahl von Neugierigen, die nothwendig sehen mußten, was in Skierniewice und Lowicz passiren würde; das alles wirbelte und schob sich untereinander, wie an einem wasserspringenden Sonntage abends auf dem Bahnhofe zu Potsdam, wo es bekanntlich auch nicht an Unordnung fehlt.

Nachdem meine Sachen untergebracht waren, eroberte ich mir sobald wie möglich einen Platz; denn die possidentes sind, wie das Gerücht geht, beati! Eben war das Zeichen der Abfahrt zum ersten Male gegeben, als Kapitän Wilde am Wagenfenster erschien und mir winkte, wieder herauszukommen. Das schien mir aber denn doch gewagt, und ich strengte mich an, ihm mimisch zu verstehen zu geben, daß ich sehr gut sitze und keine Veränderung erstrebe. Da Kapitän Wilde sah, daß ein bloßes Gestikulationszureden nichts half, so rief er mitten in das verwirrte Gespräch oder vielmehr Geschrei des Wagens: „Die Kaiserin hat es befohlen!“ — Das enthob mich meinem Platze, und ich erfuhr, daß ich im Coupé mit den kaiserlichen Damen

fahren solle, wohin ich sofort durch einen hülfreichen Gensdarmen transportirt wurde. Es waren nämlich zwei Kammerfrauen der Kaiserin und eine Kammerfrau der Frau Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg, die allein in einem Coupé fuhren und die Freundlichkeit hatten, mich mitnehmen zu wollen. Da hatte ich denn freilich keine Ursache, den Wechsel zu bereuen; im Gegentheil war dieser Theil meiner Eisenbahnfahrt unstreitig der angenehmste.

Die Fahrt dauerte ungewöhnlich lange; denn obgleich wir zwei Stunden vor dem kaiserlichen Extrazuge aus Warschau abgefahren waren, so kamen wir doch erst eine halbe Stunde vor demselben in Skierniewice an. Das war ein Gewinn hinsichtlich der Gesellschaft, in der ich mich befand, aber auch eine Besorgniß wegen der Unterkunft, in der ich mich doch befinden mußte, um Toilette zu machen.

War es bei der Abreise von Warschau schon bunt hergegangen, so ging es vor dem palastähnlichen Bahnhofsgebäude in Skierniewice doch noch sehr viel bunter her. Kapitän Wilde hatte mich vor der Abfahrt einem anderen Offizier zur Obhut überwiesen, da er selbst noch bis zur Abfahrt des Kaisers in Warschau bleiben mußte. Das war aber vor meiner Uebersiedelung in das Damencoupé geschehen. Jener andere, für mich unnennbare Offizier hatte aber geglaubt, ich sei in Warschau geblieben, als er mich beim Aussteigen nicht mehr in dem Wagen fand, den ich zuerst bestiegen. Nachdem ich mich den Damen empfohlen, hatte ich zum Gepäckwagen eilen und meine Effekten in den verschiedenartigsten Expektorationen unter tausend anderen hervorsuchen müssen. Da ich im Innern des Gepäckwagens mitten unter Ballen und Kisten steckte, so konnte der mich suchende Offizier natürlich in seinem Glauben nur bestärkt werden. So stand ich denn rathlos mit meinem endlich glücklich eroberten Gepäck zwischen den Geleisen der Eisenbahn. Kein Träger, kein Wagen war mehr da; alles jagte dem zehn Minuten vom Bahn=

hofe entfernt liegenden Schlosse zu, dessen glänzende Erleuchtung schon anfing die einbrechende Dunkelheit zu erhellen.

Wenn ich dachte, daß ich in spätestens einer Stunde mich wahrscheinlich in der Mitte dieser glänzenden Erleuchtung und unter ganz absonderlichen Verhältnissen befinden würde, so kam mir meine Lage besonders trostlos vor. Niemand hatte ein Ohr für mich, und ich konnte doch nicht Jedermann aufbinden, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit mir habe oder vielmehr noch haben solle. Endlich wurde ich an einen Gensdarmen-Offizier gewiesen, der die Quartierliste für sämmtliche aus Warschau erwarteten Hofstaaten besaß. Mein Name stand nicht darauf, ich also sofort wieder achselzuckend bei meinem Gepäck zwischen den Geleisen. Das Stehen auf der Eisenbahn selbst hat aber bekanntlich seine Grenzen, und die Eisenbahn-Beamten gaben mir auch bald genug zu verstehen, daß meine Gemüthsstimmung und Obdachslosigkeit keine Veranlassung für sie sei, mich noch länger da stehen zu lassen. Da ich dessen ungeachtet keine Anstalten machte, mein Gepäck weg zu befördern, so griffen endlich zwei Bahnwärter zu und schleuderten, so konnte ich die leidenschaftliche Fortbewegung meines Koffers wohl nennen, die Gegenstände ihrer Mißbilligung auf den Perron. Hätten sie diese beschleunigte Fortbewegung wenigstens bis an einen wirklichen Bestimmungsort fortgesetzt, so würde ich kaum etwas dagegen einzuwenden gehabt haben. Der Perron, obgleich ganz frisch mit Kies bedeckt, sah mir aber selbst bei äußerster Anstrengung meiner Phantasie nicht aus wie ein Bestimmungsort, und da noch immer kein Mensch sich um mich bekümmerte, so blieb mir endlich weiter nichts übrig, als meinen Koffer selbst fortzuschleppen, wobei die Erinnerung an das Berliner Felleisen mir zum ersten Male gute Dienste that.

Wo sollte ich anders hin als in den Restaurationssaal des Bahnhofes, wo ich insofern fühlende Menschen zu finden erwartete, als ich entschlossen war, Geld ausgeben zu wollen.

„Ein Zimmer?“

„Nein! Alles doppelt und dreifach besetzt!“

„Eine Kammer?“

„Bitte recht sehr! — fehlt ganz!“

„Oh?“

„Ja!“

„Kann ich mich denn nicht irgendwo anziehen?“

„Oh ja!“

„Wo?“

„Nun, hier in der Restauration!“

„Oh!“

„Ja!“

„Aber —!“

„Mein Herr, hier in Skierniewice giebt es kein Aber!“

„Ach so! — Aber ich muß mich doch waschen und überhaupt — verstehen Sie mich, mein Herr — von Kopf bis zu Fuß anziehen!“

„Ich verstehe! — Waschen ist hier zu Lande zwar selten, aber einem Fremden wird man auch das gern verzeihen!“

„So! na, das ist mir lieb! — Wenn Sie dann nur die Güte haben wollten, mir zu zeigen, wo das alles geschehen könnte.“

Mit eben so großer Bereitwilligkeit wie Unbefangenheit führte mich der Mann, nachdem ich sein Herz durch einen Dukaten gewonnen, hinter das Büffet, wo eine Art von Wandschirm die eine Ecke dem Blicke der Gäste vor dem Büffet, wenigstens zeitweise, verhüllte. In dieser Ecke stand ein Bett, in welchem ein krankes Mitglied der Wirthsfamilie lag, das wahrscheinlich sein Kämmerchen ebenfalls der Einquartierung hatte räumen müssen. Welches Geschlechtes dieses Familienmitglied war, darüber habe ich nichts Näheres erfahren, denn das Gesicht ließ jede Art von Vermuthung zu. Außer dem Bette befand sich hinter dem Schirm noch ein Tisch mit ge-

brauchten und ungebrauchten Tellern, Gläsern und sonstigem Geräth, ein Faß Bier, aus welchem die geforderten Gläser verzapft wurden, und sonst allerlei Vorräthe an Schinken, Wurst, Brot u. s. w. u. s. w. — sämmtlich unter Umständen sehr nützliche, unter meinen Umständen aber höchst hinderliche Sachen.

Durch den Dukaten zur Achtung meiner möglichen Importance veranlaßt, gab mir der Wirth einen Faktor — so heißen in Polen die Gehülfen aller Art — in der Gestalt eines jungen Juden, der mit glücklicher Geschicklichkeit bei seinen Bewegungen alle festen Gegenstände vermied, weil die Erfahrung ihn belehrt haben mochte, daß er sonst leicht kleben blieb. Sah man über diesen rein äußerlichen oder vielmehr unrein äußerlichen Zustand hinweg, so hatte man alle Ursache, mit erwähntem hebräischen Individuo vollkommen zufrieden zu sein. Obgleich ich mich sprachlich ihm nicht verständlich machen konnte, so ahnte er doch so ziemlich alles, was ich bedurfte, und schleppte unermüdlich herbei, was irgend nöthig war. Nur bei allem, was zum Waschen nöthig war, zeigte er eine auffallende Ungeschicklichkeit oder Begriffsverwirrung. Ich hatte aber Nachsicht mit ihm, weil ich fühlte, daß ich Ungewohntes von ihm verlangte. — Jetzt begann eine der sonderbarsten Scenen, die man nur erleben kann, lustig für denjenigen, der ganz uninteressirt zusehen konnte, zum Verzweifeln für den, der sie aufführen hilft. Das einzige Fenster oder vielmehr nur ein Theil desselben, da jener Schirm dem Büffet das Licht nicht rauben durfte, führte auf den Perron, und zwar gerade auf die Stelle, wo die ganze Generalität und viele hohe und vornehme Personen versammelt waren, um den kaiserlichen Zug zu empfangen. Von einer Gardine oder sonstigen Verhüllung war keine Spur. Hier mußte ich mich angesichts der Empfangsfeierlichkeiten rasiren. Alle Augenblicke öffnete eine der Kellnerinnen, denn in Polen war eine Polkabedienung wenigstens gerechtfertigt, den Schirm von der Büffetseite, um ein Glas Bier aus dem Fasse zu zapfen oder sonst wie non

descripte Lebensmittel unterm Tisch oder unterm Bett hervor zu kramen. Die ersten Male war dieses Oeffnen des Schirms mit einem Ausruf polnischer Ueberraschung oder weiblichen Entsetzens begleitet, wenn mich nämlich die Inhaberin eines solchen Ausrufes plötzlich in rasirender Stellung und dadurch bedingter theilweiser Bekleidungslosigkeit erblickte; im Anfange genirte mich das wohl mehr als die Erblickende.

Nachdem ich mir aber zwei Schnitte in den Hals beigebracht, dachte ich ruhiger über den Schreck der jungen Polkadamen und ließ mich nicht weiter stören. Unangenehm, namentlich auf die Dauer, war mir das Stöhnen und das mit verglasten Augen Anstieren des Kranken, dem ich unzweifelhaft theils störend, theils ein Räthsel war. Beides fühlte ich um so lebhafter, als auch ich mich in demselben Gemüthszustande hinsichtlich des Kranken befand. Dazu kam, daß mehrere Personen des auf dem Perron stehenden Cortège aufmerksam auf mich wurden, über die sonderbare Erscheinung eines Bartkratzers gerade an diesem Fenster theils lachten, theils winkten, ich sollte mich da wegbegeben, weil das nahe Pfeifen bereits den kaiserlichen Extrazug annoncirte. Wer sich aber an diese Winke nicht kehrte, das war ich; denn Noth bricht Eisen, und ich war entschlossen, bis zur wirklichen Ankunft des Zuges nur der Gewalt zu weichen.

Man muß aber selbst erlebt haben, was es heißt, sich von hundert Augen beobachtet rasiren zu müssen, namentlich wenn die eine Hälfte dieser Augen lacht und die andere empört ist, noch namentlicher, wenn beide Hälften verschiedenen Generallieutenants, mehreren Generalmajors, einigen Obersten, vielen Stabsoffizieren und zwei darunter sogar dem General Abrahamowitsch angehören, einem Mann, der in Polen die Ordnungsliebe eingeführt hat. Noch war die eine Backe unrasirt, als plötzlich rauschende Militärmusik ertönte und das Anfahren des kaiserlichen Zuges verkündete. Natürlich sprang ich zurück; war

aber bis dahin die Verwirrung um mich her schon groß gewesen, so wurde sie es jetzt noch viel mehr; denn sämmtliche Gäste in dem Restaurationssaal stürzten hinter das Büffet an das Fenster, um das Aussteigen der Herrschaften mit anzusehen. Mein Schirm, der ein Drittheil des Fensters der allgemeinen Benutzung entzog, wurde als unzweckmäßig bei Seite geschoben, und ich befand mich plötzlich halb nackt, halb eingeseift, halb rasirt, aber ganz hülflos, mitten unter einer neugierigen, das heißt unverschämt aufdringlichen Menge, die mich gegen meinen Willen wieder an das Fenster zurückdrängte. Mein offenstehender Koffer wurde von einer weniger anmuthigen als ungemein korpulenten Polin als Erhöhungsmittel, das heißt, als Fußtritt gebraucht, und auf dem Tische trampelte zwischen meinem schon desolaten Necessaire und meiner vorlesungsstofflichen Mappe ein ältlicher Sarmate herum, der meine gegentheiligen Wünsche durchaus nicht berücksichtigte. — Der Kranke, der gar nicht wußte, was vorging, verwilderte förmlich über diesen plötzlich herandringenden Menschenschwall und grunzte fürchterlich, wodurch sich aber niemand abhalten ließ, die Majestäten aussteigen zu sehen. — Kurz, es waren ein paar Minuten, die selbst erlebt sein wollen, um ganz begriffen zu werden.

Da so hohe Reisende nicht verpflichtet sind, sich um ihr Gepäck zu bekümmern, auch die Prozedur der polizeilichen Legitimation wegfällt, so entleerte sich der Perron eben so schnell, wie er sich gefüllt hatte, und die Gäste liefen wieder vor das Büffet, um auf der anderen Seite des Saals die Abfahrt nach dem Schlosse mit anzusehen. Nun bekam ich Luft; denn obgleich der ganze Saal voll war, bekümmerte sich doch kein Mensch mehr um mich, und ich konnte nun, obgleich coram populo Pollacorum die letzte Backe von ihrem unterdessen trocken gewordenen Ueberzuge befreien, das meinem Faktor unbegreiflich oder doch wenigstens überflüssig und zeitraubend erscheinende Geschäft des Waschens unter erschwerenden Umständen vollenden und in die Festkleider

gelangen, versteht sich nach wieder aufgerichtetem Schirm und momentaner Verhinderung fortgesetzten Bierzapfens.

Rasch wurde nun alles in den Koffer geworfen und dieser mit Geld und Geldeswerth dem Wirthe übergeben. Mit einem schmerzlichen Blick trennte ich mich von meinem Eigenthum, das ich in ganz unbekannten Händen und in einer Verwirrung zurücklassen mußte, die jede denkbare Besorgniß rechtfertigte. Beim Abschiede imponirte ich dem Wirthe und seinem Faktor möglichst durch eine polyglotte Erklärung meiner abendlichen Bestimmung, indem ich ihm vorsorglich in drei Sprachen begreiflich zu machen suchte, daß ich zum Hofe gehöre, also nicht mit mir zu spaßen sei:

„Heute Abend — ce soir — wetscherom,

Im Schlosse — au château — w'dwarzgu,

Thee trinken — prendre le thé — kuchatj tschaschka tschaju,

Beim Kaiser — chez l'Empereur — u Imperatora,"

welche etwas abgebrochenen Sätze der Wirth stets mit einem dienstfertigen „Oha!" — „Oui!" — oder „Takk!" beantwortete. Mehr als meine Worte imponirte ihm aber meine Mappe, in welcher er offenbar ein Ministerportefeuille oder dergleichen Verhängnißvolles befürchtete.

Noch einen Abschiedsblick auf meine Effekten, und ich verließ das ungewöhnliche Toilettenlokal, um in Begleitung eines feinen Sprühregens durch den Park nach dem Schlosse zu wandern. So lebhaft es auch vor wenigen Minuten noch in diesem Park gewesen war, so einsam und still war jetzt alles um mich her; denn Musik und Illumination hatte die Menschenmenge in die unmittelbare Nähe des Schlosses gezogen. Ich hatte also Zeit und Gelegenheit zu rekapituliren, mich mit der bei ersten Debüts begreiflichen Befangenheit zu beschäftigen und mich auf mögliche Fragen vorzubereiten.

Vor dem Schlosse angekommen, fand ich wieder ein Gewimmel, wie bei Lazienki. Hornmusik eines Jäger-Regiments

beschäftigte sich damit, die anspruchslose Melodie des Zapfenstreichs zu blasen, und marschirte zu diesem Zweck in malerischen Verschlingungen auf dem glänzend illuminirten Platze umher. Ich klemmte mich vorsichtig durch den Zapfenstreich, begab mich bescheiden in das Vorzimmer der Parterrewohnung des Königs und erwartete, was nun weiter mit mir geschehen werde. — Endlich erschien ein kaiserlicher Diener, Korpulenz und weißes Haar ließen mich einen Haushofmeister ahnen, und fragte mich, ob ich der Tainui Statski Sowettnik, zu Deutsch: „Geheime Staatsrath" Schneider sei. Ohne mich in weitläufige Auseinandersetzungen in Betreff des nicht ganz exakten Titels einzulassen, sagte ich mit wichtiger Miene „Oui, monsieur!" griff nach meinem Felleisen — ich wollte sagen Mappe — und folgte dem Fragenden die Treppe hinauf. Im nicht großen Mittelsaale harrte ich einige Zeit, bis die Kaiserin und später der Kaiser erschienen, mich auf das herablassendste bewillkommneten und längere Zeit von meinen Schriften sprachen. — In dem Abschnitt „In Petersburg" habe ich erzählt, welche merkwürdige Unterhaltung ich hier mit ihm hatte. Sie war zu ernster Natur, um hier eingeschaltet zu werden. — Dann mußte ich links in das Zimmer der Kaiserin eintreten, wo außer dem Kaiserpaare der König, die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg, Prinz Friedrich von Preußen, die Prinzessin Agnes von Anhalt-Dessau, die Großfürsten Nikolaus und Michael und der Herzog Wilhelm von Mecklenburg versammelt waren.

Ich hatte mich auf die unglaublichsten rhetorischen Produktionen vorbereitet, Scheerenbergs „Waterloo" oder Fontanes „Tag bei Hemmingstedt" oder dergleichen pulmonarische Leistungen. Meinen rhetorischen Träumen wurde aber sofort durch den Befehl des Königs ein Ende gemacht, daß ich meine „Erste Nacht auf Bürgerwehrwache" vorlesen solle, eine humoristische Schilderung persönlicher Erlebnisse in einer von der politischen Tarantel gestochenen Zeit.

Die Gefühle des Autoren stiegen, die Gefühle des Rhetoren sanken, denn hierbei kam es auf keine künstlerischen Ton-Anschwellungen an, sondern auf Berlinischen Dialekt. — Da ich Selbstgeschriebenes stets befangen, ja stockend, also schlecht las, ein Umstand, über den ich mit aller angewandten Mühe nicht hinwegkommen konnte, so ahnte ich nicht viel Gutes. Nichts entwaffnet aber die Kritik leichter als Lachen, und so hatte ich mir in meinen Erlebnissen einen nachsichtigen Beurtheiler erworben. Die Vorlesung wurde öfter durch anhaltendes Lachen unterbrochen, und als ich gnädig entlassen wurde, äußerte die Kaiserin, daß ich noch öfter zur Vorlesung befohlen werden würde.

In dem anstoßenden großen Saale hatte sich inzwischen der ganze Hof versammelt, und es wurde soupirt. Zweifelhaft, ob ich bleiben oder mich entfernen sollte, da meine Aufgabe zu Ende war, hatte ich mich in eine Fensternische gedrückt, aus der mich indessen einer der kaiserlichen Großfürsten holte und mich neben sich an den Tisch setzte. Das Gespräch galt ausschließlich der preußischen Armee, ein Thema, bei dem mir der Puls immer etwas höher schlägt als gewöhnlich und die Antwort nicht lange auf sich warten läßt. Nach der Tafel entließen die Majestäten den Hof, und als ich unten vor dem Schlosse im Freien stand, kam nach all dem Glanz, der Freude und Ehre der Gedanke an die bevorstehende Obdachlosigkeit wieder mit voller Stärke über mein verdüstertes Gehirn. Die Prosa des noch fortdauernden Sprühregens, der etwas kühlen Fußwanderung durch den mäßig angefeuchteten Park und der Besorgniß über den Verbleib meiner Effekten zersetzte die Poesie der Erinnerung an das eben Erlebte, und mit sehr geringen Anforderungen betrat ich das Bahnhofsgebäude, dort aus irgend einem mir nicht faßlichen Grunde „Vauxhall“ genannt.

Auf meine ergebenste Anfrage, ob ich nicht für die Nacht wenigstens ein Unterkommen finden könne, bliesen mich die dort befindlichen kaiserlichen Bediensteten etwas unfreundlich und

geringschätzend an. Als ich aber, durch diesen Empfang keineswegs entmuthigt, in das Zimmer des kaiserlichen Flügel-Adjutanten eindrang und von diesem coram Lacquaio für „theefähig" und „Majestäten vorgelesen habend" erklärt wurde, erheiterten sich die dienstlich rauhen Physiognomien, und man wollte sich Mühe geben, Rath zu schaffen. Das war ein Sonnenblick in der Nacht meines Quartiermangels, und ich eilte nun zunächst in die auf dem andern Flügel des Gebäudes liegende Restauration, um vor allen Dingen in Besitz meiner Sachen zu kommen.

Diese hatte der Wirth aus Vorsicht in ein Zimmer gestellt, wo elf Stabsoffiziere, die der morgenden Parade in Lowicz beiwohnen wollten, auf den verschiedensten Utensilien in Morpheus Armen lagen. Wie wenig und wie ganz unzurechnungsfähigen Raum der Mensch zum Schlafen gebraucht, das wurde mir hier aus den verwickeltsten Stellungen dieser Stabsoffiziere klar, welche zwischen Sopha, Kissen, Tischfüßen und Stuhllehnen jeden Gedanken an ein Bett zu verbannen bemüht waren. Es hatte seine Schwierigkeiten in dies Zimmer hinein zu gelangen, da mehrere kaukasische Linien-Kosaken und Offizierburschen zwar zwanglos, aber durchaus nicht unabsichtlich vor der Thür ausgebreitet lagen. Vergebens demonstrirte der Wirth, vergebens wies ich meinen Koffermangel nach; es bedurfte auch hier einer Hinweisung auf den bei mir vorausgesetzten Befehl des Kaisers, bis endlich der Eingang erreicht wurde.

Ich fand nun zwar sofort meine Effekten, aber dergestalt in der Benutzung begriffen, daß ich fast vor dem Gedanken zurückbebte, sie ihrer ursprünglichen Bestimmung, das heißt meinem persönlichen Interesse, zurück zu geben. Meine Hutschachtel diente nämlich einem der Schlafenden zum Kopfkissen; mein Mantel verhüllte die hingegossenen Formen eines zweiten; auf dem umgekehrten Koffer entfalteten sich die Beine eines dritten, und wäre mein Parapluiefutteral zu irgend etwas zu benutzen

gewesen, so würde auch dieses schwerlich in Gedanken in der Ecke stehen geblieben sein. Als der von Respekt durchdrungene Wirth die verschiedenen Effekten unter und über seinen Gästen hervorzog, gab es zwar mehrere Tschort tebja wasmi! und Sukinsinn! auch wohl noch einige stärkere echt russische Wünsche in Gestalt von Flüchen; eine längere Störung im Schlafe trat aber nicht ein, sondern die militärischen Individuen schliefen auch ohne meine Gegenstände bald ruhig weiter.

Mit Hülfe des immer noch freundlichen Wirthes schleppte ich das glücklich Wiedererrungene über den Perron in den andern Flügel und wurde nun in den großen Empfangssaal des Bahnhofes für Passagiere erster und zweiter Klasse gebracht. So weit ich bei dem Schein eines durchaus nicht kaiserlichen Wachslichtes, sondern eines Eisenbahnverwaltungs-Stearinlichtes unterscheiden konnte, war dies ein auffallend großer Raum, an dessen Wänden gegen sechzig Stühle standen, sonst aber nichts, was einem möglichen Ruhepunkte für den ermüdeten Körper ähnlich gesehen hätte. Erst am andern Tage sollte ich ersehen, weshalb kein Tisch, kein Sopha oder irgend etwas dergleichen vorhanden war. Eine Schwierigkeit war wenigstens gehoben. Ich hatte einen kaiserlichen Lakaien, der natürlich russisch sprach, konnte mich also verständlich machen und benutzte das zunächst, um ihm den dringenden Wunsch nach einem Bette deutlich zu machen, was mir auch gelang. Er sah die Dringlichkeit meines Wunsches ein, erklärte mir aber, daß daran gar nicht zu denken sei, wenn ich nicht schon gestern auf der Hofstaatsliste gestanden, weil dann auch nicht für mich gesorgt sein könne, und in dieser ungeheuren Verwirrung oft gerade am Nothwendigsten Mangel sei. Ich begriff das, denn ich hatte eben jene elf Stabsoffiziere gesehen.

Der Dukaten für den Wirth der Restauration hatte indessen zu vortrefflich gewirkt, als daß ich nicht hätte einen ähnlichen Versuch machen sollen. Es geschah, und Wanka, so hieß der Empfänger desselben, versprach, das Aeußerste zu versuchen, ich

möchte mich nur gedulden. Dann fragte er, ob ich nichts mehr zu Abend essen wolle; denn Essen glaubte er für mich sofort bekommen zu können. Ich hatte gegessen, Wanka aber anscheinend noch nicht; ich sah also ein, daß ich mir ein Abendessen bestellen müsse. Das geschah; ehe ich ihn aber zur eventuellen Herbeischaffung des Soupers entließ, bestand ich darauf, daß er mir wenigstens einen Tisch oder etwas Tischähnliches verschaffe. Nach einigen Schwierigkeiten gelang das, und es war gerade halb ein Uhr, als ich mich in der Mitte dieses ungeheuren dunklen Raumes hinsetzte, um bei dem trüben Schein jenes Eisenbahnverwaltungs-Stearins an meine Frau zu schreiben und ihr das so eben froh Erlebte mitzutheilen. Es wurde eins — es wurde halb zwei — aber Wanka kam nicht wieder. Ich durfte die Augen nicht vom Papier erheben, wenn mir nicht unheimlich zu Muthe werden sollte. Die weite Dunkelheit, das regungslose Leben der Wände, das Pfeifen des Zugwindes, das Rauschen und Knittern der Gardinen, alles das waren prächtige Requisiten zu einer vortrefflichen Gespenstergeschichte, zu der es indessen glücklicherweise nicht kam. Wenn man seinem guten Geiste zu Hause schreibt, so hat der böse Geist in der Fremde keine Macht über uns, und welcher Geist wäre wohl so unbedingt gut, wie der Spiritus familiaris?

Endlich kam Wanka mit einem reichlichen Souper und einem echt russischen, also vortrefflichen Thee. Das Souper verzehrte Wanka, den Thee ich. Wanka hatte eine entfernte Hoffnung auf eine Matratze, ein Kopfkissen und eine Decke von seiner Entdeckungsreise mitgebracht und eilte, den Mund noch voll, wieder in die Nacht hinein, denn jene Bettpartien sollten sich angeblich in der Stadt Skierniewice befinden, in einem der Quartiere, die für das kaiserliche Gefolge in Beschlag genommen worden waren. Ich saß wieder allein. Das Ding wurde mit jeder Minute unbehaglicher, die Luft kälter, das Schreiben müh-

samer, vor allen Dingen aber der Stearin immer fließender, bis das Licht endlich gegen halb drei Uhr verlosch.

Ich hatte nicht geglaubt, daß die drei ersten Nächte noch einer Steigerung fähig wären, die vierte riß mich aber aus diesem Wahn; denn im Dunkeln in einem so öden Raume, auf einem Stuhle, bei dem kein Anlehnen möglich war, vergingen mir in der That die Minuten wie Stunden, und nach meiner Rechnung mußte es längst sechs Uhr sein, als Wanka endlich wieder kam, es war aber nur ein Viertel auf vier. Er brachte zwei große schwarze Sophakissen, die er in irgend einem Zimmer des Bahnhofes aufgespürt, und welche, auf sechs gegeneinander geschobene Stühle gelegt, die Stelle einer Matratze vertraten; ferner ein Laken mit dem kaiserlichen Namenszuge und ein Kopfkissen, das gewiß vollständig seinem Zwecke entsprochen haben würde, wenn der schon einige Male erwähnte sanfte Sprühregen es nicht ganz durchnäßt hätte. — Zuerst Licht anschaffen, dann aus Stühlen eine provisorische Bettstelle zusammenschieben, dann zur Noth etwas einer Lagerstatt Aehnliches zurecht machen, das waren die Phasen, welche mein äußerer Mensch bis zum endlichen Verabschieden Wankas durchlaufen mußte.

Endlich lag ich mit meinem Mantel auf dem kaiserlichen Laken und dachte unwillkürlich an einen Vorfall, der sich im Jahre 1835 bei der Abkommandirung eines Detachements der Berliner Hofschauspieler in den Bereich der aktiven russischen Armee nach Kalisch ereignete. Die damalige Schauspielerin Fräulein v. Hagn wurde nämlich vor allen ihren Kolleginnen von dem kaiserlichen Hofe ungemein ausgezeichnet und mit Aufmerksamkeiten und Bequemlichkeiten aller Art umgeben. Auch sie erhielt ein Bett, dessen Weißzeug mit dem kaiserlichen Namenszuge gezeichnet war. Ein russisches N sieht aber bekanntlich wie ein französisches H aus, und Fräulein v. Hagn erzählte am andern Tage voll Freude über die erfahrene Auszeichnung, daß sogar ihr Bettzeug mit dem Buchstaben H, also Hagn, gezeichnet

gewesen sei. Als ich indessen aus dem russischen Alphabet bewies, daß dieses vermuthliche H das zuverlässige kaiserliche N sei, trat eine wesentlich andere Auffassung der Verhältnisse ein. Meine Gelehrsamkeit wurde unausstehlich gefunden, und in der Erinnerung an diese Unausstehlichkeit schlief ich endlich um vier Uhr, als draußen die Sonne schon wieder zu scheinen anfing, ich kann nicht sagen sanft, aber doch fest ein.

Nach meinen Erfahrungen während dieses Schlafes ist ein Bahnhof nicht gerade der zweckmäßigste Ort, um zu schlafen, wenn die Zeit der Befriedigung dieses Wunsches in die Morgenstunden eines Tages fällt, an welchem verschiedene Extrazüge eine ausnahmsweise Menge von Passagieren befördern, wie dies gerade heute von Warschau über Skierniewice nach Lowicz geschah. Die Pfeife einer Lokomotive hat nur ein geringes Maß schlafördernder Eigenschaften, und das Rasseln eines Güterzuges wirkt nicht durchaus einlullend. Ob die Frequenz auf der dortigen Eisenbahn immer eine so wohl unterhaltene ist, weiß ich nicht, an jenem Tage war sie es unstreitig. Möglich, daß sich die Maschinisten nur geübt, um später bei dem kaiserlichen Extrazuge recht melodisch pfeifen zu können; kurz das kreischende Pfeifen nahm gar kein Ende. Da die ungeheuern, gardinenlosen Fenster dem erfreulichen Tageslichte einen ungehinderten Eingang in mein Schlafkloset gestatteten, so hätte ich eigentlich jedesmal, wenn es pfiff oder rasselte, aufstehen und hinaussehen können; dies vermied ich indessen, es sollte mir aber nichts helfen. Im Buche des Schicksals schien nun einmal Schlaflosigkeit für diese Reise geschrieben zu stehen, und die unerwartetste Prüfung stand mir noch bevor.

Eben hatte es wieder gepfiffen und gerasselt, eben hatte ich mich auf meinen Stühlen wieder herum gewendet, eben war ich wirklich wieder etwas eingedrusselt, als die Thüren meiner stillen Zurückgezogenheit aufgesperrt wurden und ich trotz meiner weit aufgerissenen Augen doch zu träumen glaubte; denn geschäftige

Hände schroteten Theaterdekorationen, Garderobenkisten, Instrumentenkasten und sonst allerlei wohlbekanntes dramatisches Gerümpel in den Saal herein. Die Thüren hatte ich nämlich nicht verschließen können, da die Schlösser sich auswendig befanden und überdem auf dem Flur vor demselben die Bedienten der königlichen Flügel-Adjutanten schliefen, so daß ein Verschließen gar nicht nöthig gewesen wäre. Hochaufgerichtet saß ich in meinem angeblichen Bette und sah dem unerwarteten Treiben mit stieren Augen zu. — Wo kamen diese bunten Lappen, diese wie Klexe gemalten Landschaften, diese thranigen Kulissenlampen und bei Tage empörend aussehenden schlappen Säulen, eingeknickten Bäume, undurchsichtigen Fenster, dünnen Thüren und blauer Himmel mit Fettflecken oder vom Regen naß gewordenen Wasserfälle her? Ich mußte mich besinnen, wo ich war, wer ich war. Das Augenreiben, Zweifeln und Verwundern half nichts! — Die Sache war wirklich so! — Theaterdekorationen, Kostüme und sonst zum Genuß dramatischer Dichterwerke nöthige Utensilien waren in verwilderter Eile auf mich hereingebrochen, und Wanka, der ebenfalls ganz ängstlich und verstört mit dazu kam, erklärte mir, daß heute Abend hier im Vauxhall zu Skierniewice das Warschauer Ballet auf einem besonders dazu hergerichteten, im Hauptsaal des Gebäudes befindlichen Theater eine große Vorstellung geben werde. Das Theater selbst sei gestern schon fertig gewesen, heute Morgen mit dem ersten Zuge aber die Maschinisten, Friseure, Garderobiers, überhaupt der ganze Unterstab, die nicht dramatis, sondern theatri personae, gekommen, um alles für die nachmittags nachkommende Truppe vorzubereiten.

So! — So! — Nun war ich beruhigt, denn der Hexensabbath da vor meinen Augen hatte keine persönliche Beziehung mehr zu mir, sondern war eine ganz allgemein vorfallende Begebenheit. Als solche sah ich ihr denn auch mit großer Seelenruhe, und ohne mich irgend wie auf meinen sechs Stühlen stören zu lassen, zu. Die Unterstäbler theatralischen Hochgenusses kehrten

sich nicht an mich, und ich kehrte mich nicht an sie; nur verlangte ich von Wanka, daß er bei meinem Lager stehen blieb und durch seine Livree imponirte. Das geschah, und ich sagte unwillkürlich zu mir selbst: „Rrrr! Wieder ein ander Bild!" Denn so viel ich früher dergleichen gesehen hatte, in Begleitung eines mit malerischem Nachtzeuge behängten Hofrathes, eines sich mit Imponiren beschäftigenden kaiserlichen Lakaien und vor allen Dingen mit einer so unglaublichen Bettvorrichtung, wie es meine sechs Stühle, zwei Sophakissen, ein Kopfkissen und mein Mantel war, hatte ich dergleichen nicht gesehen. Still duldend sagte ich zu mir selbst: „Es kann doch niemand seinem Schicksal entgehen!"

Ich blieb liegen, weil ich hoffte, die erste Arbeits-, Schlepp- und Aufstellungswuth der Leute werde nachlassen, eine Pause eintreten und ich dann während derselben ungestört aufstehen können. Aber dies erwies sich als eine ungerechtfertigte und durchaus irrthümliche Voraussetzung. Das Hin- und Herwirbeln mit Perrücken, pappenen Braten, kachirten Guitarren, goldenen Bechern von Blech und Weinbouteillen von Holz wurde immer stärker. — Endlich, da kein Mensch Notiz von meiner Bettlägerigkeit nahm und der Moment meines Aufstehens ganz aus dem Bereich ihrer bisherigen Berechnungen verbannt geblieben zu sein schien, ließ ich durch Wanka an die Eventualität meines Erhebens aus dem Bette bescheiden erinnern. Dieser erhielt aber die Antwort: „Es ist befohlen!" und brachte sie mir mit der Bekräftigung, daß dann allerdings nichts zu machen sei, als mein grand et petit lever in Gegenwart vieler zu bewerkstelligen.

Wer das befohlen? Was eigentlich befohlen? Warum es befohlen? davon war keine Rede; der Gedanke, daß überhaupt irgend etwas befohlen sei, hebt in jenen Gegenden sofort alle Schwierigkeiten, und zum ersten Male in meinem Leben erfolgte eine Entwickelung meines Ichs aus an und für sich schon mangelhaften Umhüllungen in Gegenwart vieler, durchaus un-

bekannter Zeugen. Aber es ging! Es geht dort überhaupt alles! Darüber sollte mir derselbe Tag noch weitere Aufklärungen bringen.

Wetter gut, Frühstück vortrefflich, Bedienung flink, die große Parade in Aussicht. Unter solchen Umständen war auch die vierte schlaflose Nacht bald vergessen. Man zeigte mir an, daß nun sogleich für ein besonderes Quartier gesorgt werden würde, da dieser Saal zum Ankleidelokal für die erwarteten Tänzerinnen des Warschauer Ballets bestimmt sei, und da man nun in Erfahrung gebracht hatte, daß ich der kaiserlichen Majestät vorgestellt worden sei. — Gott sei Dank! — Nun stand doch eine wohlschlafende Nacht in Aussicht!

Naturgenuß suchend, stürzte ich mich in den Park, machte einige Besuche, um mich nach der Disposition für diesen Tag zu erkundigen, und war begreiflich zu rechter Zeit wieder auf dem Bahnhof, um die Abfahrt des Extrazuges nach Lowicz nicht zu versäumen. Dort stand bereits die ganze Generalität versammelt, um den Kaiser zu empfangen. Meine eilf Stabsoffiziere von gestern Abend sah ich nicht; die waren wahrscheinlich schon mit einem der Frühzüge nach Lowicz vorausgegangen. Ich mußte also den Sukinsinn! und das Tschort tebja wasmi! auf mir sitzen lassen, jene Unfreundlichkeiten, die ich mir durch Reklamation meiner Kopfkissen stellvertretenden Hutschachtel und meines mit „Wahrnehmung der Geschäfte einer Bettdecke beauftragten“ Mantels zugezogen hatte. Unbefangen und vaterländischer Sitte bei Paraden huldigend, hatte ich ein schwarzes Halstuch und einen Ueberrock angethan, als aber einer der Herren aus dem Gefolge des Königs mit einer weißen Halsbinde erschien und unter dem Paletot ein Leibrock zu argwöhnen war, merkte ich mir diese stillschweigende leçon de convenance und hatte glücklicherweise noch gerade so viel Zeit, mit Hülfe Wankas mich convenablement zu metamorphosiren. Am Halse die Farbe der Unschuld, unter dem Paletot den für mögliche kaiserliche Be-

merkungsfälle geeigneten Frack, in der Tasche eine unverhältnißmäßige Buttersemmel mit Schinken, die ich der Sorge Wankas für etwaige Frühstücksanfälle verdankte, und in der Hand einen Regenschirm, dessen Nützlichkeit im Sommer des Jahres 1851 nicht abzuleugnen war, stand ich noch zur rechten Zeit wieder auf dem Perron, als die Abfahrt erfolgte.

Die Wagen waren fast ausschließlich mit höheren russischen Offizieren besetzt und die Unterhaltung eine militärische. Doppelt so schnell wie gewöhnlich brachte uns der Extrazug durch eine keineswegs schwelgerische Gegend nach Lowicz, einer Stadt, deren architektonische Reize ich nur par distance kennen lernte, denn in den am Bahnhofe aufgestellten Wagen ging es gleich nach dem Lager, das sich rechts neben der Chaussee in einer Länge von beinahe fünf Werst ausdehnte, während links derselben das ganze zweite Infanteriekorps mit seiner leichten Kavalleriedivision und seiner Artillerie in vier Treffen aufgestellt war. Im ersten Treffen 24 Jägerbataillone und ein Scharfschützenbataillon; im zweiten Treffen 24 Musketierbataillone; im dritten 32 Eskadrons Kavallerie, in 2 Ulanen- und 2 Husarenregimentern; im vierten 144 Fuß- und 16 reitende Geschütze: zusammen 47 630 Mann. Die ganze Parade war ein wahrhaft imposantes Schauspiel!

Die beiden gewöhnlichen Zeitungsphrasen, die ich selbst schon so oft niedergeschrieben, fanden auch hier wieder Anwendung: „Das schönste Wetter begünstigte das glänzende militärische Schauspiel“ — und: „Die Truppen zeigten eine vortreffliche Haltung.“

Kapitän Wilde führte das kleine Häuflein preußischen Gefolges auf die günstigsten Plätze, und zwar zu Fuß, obgleich ich im Stande gewesen wäre, mich auf ein Pferd zu setzen, wenn mir nämlich eins angeboten worden wäre und das angebotene Pferd so versöhnliche Eigenschaften gehabt hätte, wie meine Pauline, das süße Thier, das während meiner Abwesenheit sich durch vortrefflichen Appetit vortheilhaft vor den übrigen Pferden des

Stalles ausgezeichnet haben soll, wobei ich bemerke, daß der Hafer unterdessen leider theurer geworden war.

Unserer Gruppe hatte sich ein preußischer Polizeibeamter angeschlossen, der lange in der preußischen Armee gedient und daher ein scharfer Kritikus der russischen Leistungen war. Obgleich er weder einsah, daß irgend etwas in der Welt anders sein könnte, als in Preußen, noch seine Mißbilligung solcher Anmaßungen verhehlte, daß etwas anders war, als er es beim 1. Garde-Regiment zu Fuß gesehen, so mußte er doch diesen vortrefflichen Truppen Gerechtigkeit widerfahren lassen, was ihm ersichtlich schwer abging. Da indessen militärische Beobachtungen diese Reisebeschreibung unverhältnißmäßig verlängern würden, so freut es mich, daß die mir sehr geläufigen Redensarten von dem „herrlichsten Wetter, welches dieses militärische Schauspiel (exklusive eines mörderlichen Staubes) begünstigte", und von der „vortrefflichen Haltung" auch hier wieder das Bild auf angenehme Weise abschließen. Besagter Staub machte sich auf der Rückfahrt bis Lowicz vorzugsweise bemerkbar und überzog unsere nationale Kleidung, schwarz mit weißer Halsbinde, auf das vollständigste mit Theorie, die bekanntlich grau ist, wie Exzellenz Goethe, ehemals in Weimar, in seinem Faust andeutet.

Auf dem Bahnhofe angekommen, waren wir Zeugen, wie der Kaiser den Kommandeur des 2. Infanteriekorps, Generallieutenant Panjutinn, als Zeichen seiner Zufriedenheit mehrere Male umarmte, was in dem abermals mit Offizieren aller Grade angefüllten Coupé eine ungemein freudige Bewegung veranlaßte. Einer dieser freudig bewegten Co-Voyageure sah mich unaufhörlich starr an, als besinne er sich, ob er mich nicht schon irgend wo gesehen, schüttelte hin und wieder den Kopf und wußte offenbar nicht, wo er mich eigentlich hinbringen solle. Ich hütete mich wohlweislich, ihn darauf zu bringen; denn ich erkannte ihn als denjenigen, welchem ich gestern Abend meinen Mantel entrückt, den er zum Behufe der Erwärmung über seine Helden-

glieder gebreitet. Der Mann sah mich mit durchbohrenden Blicken an und würde dies bis zu vernichtenden Blicken gesteigert haben, wenn er mich als den Entzieher fremder Reisemäntel für Bettdeckenäquivalente, also als seinen Sukinsinn, erkannt hätte.

Auch bei der Rückfahrt von Lowicz bis Skierniewice bot die Gegend keine erhöhten Reize dar, und der bei Reisen sonst hin und wieder übliche Naturgenuß fiel hier gänzlich weg, so daß wir ohne enthusiastisch gesteigerte Stimmung wieder in Skierniewice anlangten. Da ich große Paraden in Rußland kannte, so hatte ich mich durch Mitnahme der schon erwähnten Viktualie, einer Semmel mit Schinken, vor den Folgen bewahrt und diese zwischen dem Vorbeimarsch eines Musketier- und eines Jägerregiments auf freiem Felde, aber mit Staub gewürzt, verzehrt, eine Verproviantirung, welche sogar vom Kaiser bemerkt worden war, aber durchaus keine Mißbilligung gefunden hatte, da ersichtlich daraus hervorging, daß ich das berühmte Werk Cancrins über Verproviantirung, wenn auch nicht gelesen, so doch theilweise in mich aufgenommen haben mußte.

Zum ersten Male fand heute eine Art von Korporations-Diner statt, denn ich wurde zur Theilnahme an dem Diner in der Behausung des Geheimen Kämmeriers eingeladen, an welchem auch der stets gefällige Kapitän Wilde theilnahm. Zwischen Braten und verschiedenen Kompoten wurde das Diner durch die Ankunft eines preußischen Feldjägers aus Berlin unterbrochen, der ebenfalls ein ziemlich gefülltes Felleisen, aber doch von ungleich menschlicherer Form als das meinige, an den Reise-Postmeister ablieferte. Obgleich es sich gegenwärtig in Rußland befand, so wurden seine Grenzen, nämlich die Verschlußklappen, doch sofort geöffnet, und es quoll abermals eine ganz ansehnliche Zahl von Briefen heraus. Einer davon an den Geheimen Kämmerier sollte große Freude erregen, denn er enthielt die Nachricht, daß ihm vor drei Tagen ein Kind geboren worden.

In sehr froher Stimmung wurde der neue Weltbürger bewillkommt und so das absichtslose Diner zu einem Festmahle.

So froh wir waren, so wenig froh erschien das Gesicht des neuangekommenen Feldjägers. In Erinnerung an eigene Erlebnisse und Trostlosigkeiten, informirte ich mich über den Seelenzustand des Mannes, den ich gestern noch Kollege nennen durfte, und erfuhr, daß er wegen nächtlicher Unterkunft in einiger Verlegenheit sei. Da ich diesen Zustand kannte, so erbot ich mich sofort, mein künftiges Quartier so weit mit ihm zu theilen, wie dies überhaupt möglich sei. Ich kannte dasselbe noch nicht, verfügte also ziemlich unbesonnen über die ihm innewohnenden Möglichkeiten, fand es aber gegen 6 Uhr doch gerathen, mich in etwas über die Lage und Räumlichkeit desselben zu unterrichten, und schlenderte durch den Park nach dem Vauxhall. — Wanka erwartete mich bereits vor der Thür und stellte mir mit Trauer im Blick einen andern Diener in kaiserlicher Livree vor, der aber keinen Adler auf den Knöpfen hatte, also ein Aushülfslakai war und die Eigenschaft besaß, ausschließlich polnisch zu sprechen, ein Umstand, der erschwerten Verkehr in Aussicht stellte. Dieser Mann kannte bereits das mir bestimmte Quartier in der hinter dem Schlosse liegenden Stadt persönlich und erhielt durch Vermittelung Wankas den Auftrag, einstweilen meine Sachen zu übernehmen und mich im Vauxhall zu erwarten; denn ich wollte noch einen Spaziergang in den nahe liegenden berühmten Wildpark machen, von dem man in Skierniewice mit so vielem Stolze sprach.

Da für den Abend eine Balletvorstellung festgesetzt war, so konnte ich nicht erwarten, heute zu fortgesetzter Vorlesung befohlen zu werden, und hatte daher einen einsamen Abend vor mir; doch wollte ich nicht in Vauxhall gewesen sein, ohne mich bei dem Flügel-Adjutanten des Königs erkundigt zu haben, was zunächst bestimmt worden sei, und ohne daran zu denken, daß unterdessen die ganze Warschauer Balletgesellschaft angekommen

sei, trat ich in den langen Flur, der den Saal, in dem ich geschlafen, oder vielmehr in welchem ich mich Schlafens halber aufgehalten hatte, von dem Quartier des Flügel-Adjutanten trennte. — Hilf Himmel! in welche Wirthschaft kam ich hinein?! — Auf dem Flur standen nämlich die Betten der Offizierbedienten und wurden eben als Waschtoiletten für die Damen des Corpo di ballo benutzt. Sechs derselben umstanden das Bett, in welchem der Diener des Oberstlieutenants Grafen v. Blumenthal jedenfalls besser geschlafen als ich, und nettoyirten sich in schwesterlicher Einigkeit aus einer Waschschüssel. Hatte mich meine gestrige Toilette hinter dem Büffetschirm des Restaurationslokals mannigfach in Verlegenheit gesetzt, so begriff ich doch diesem Anblick gegenüber vollständig, daß ich gar kein Recht zu einer Verlegenheit gehabt; denn hier war nicht einmal von einem Schirm die Rede, und alles ging in traulichster Ungezwungenheit und rücksichtslosester Kollegialität vor sich. Die erwähnten Offizierdiener sahen dem in nächster Umgebung königlicher Flügel-Adjutanten jedenfalls ungewöhnlichen Vorgange etwas stupefizirt zu, und der Diener des Grafen v. Blumenthal, der darüber ins Innere berichtet, brachte wenigstens noch eine Waschschüssel heraus, die sein Herr in Anbetracht der Umstände den Damen zu offeriren befohlen. Nun theilte sich die Sektion der Waschenden in zwei Hälften, drei dieser charmanten Bajaderen stellten sich um das Kopfende, drei andere um das Fußende des Bettes, und das Geschäft ging ruhig weiter. Ich wußte in der That nicht, was ich sagen sollte, und da auch niemand etwas Gesagtes von mir verlangte, so schwieg ich still.

Ein längeres Verweilen schien mir aber auch nicht gerechtfertigt, obgleich keine der Warschauer Hierodulen mich durch befremdete oder mißbilligende Blicke zum Weggehen veranlaßte, sondern Gewohnheit ihnen über die Schwierigkeit der Situation hinweggeholfen zu haben schien. Ich versuchte also auch, unbefangen zu erscheinen, und ging, ohne meiner in der That vor-

handenen Verwunderung Worte gegeben zu haben, wieder hinaus. — Hatten sich die Figurantinnen schon mit so anspruchsloser Räumlichkeit, wie ein von Offizierbedienten bewohnter Flur ist, und mit so omnibusigen Waschutensilien begnügen müssen, so konnte ich mich der Frage nicht erwehren, wo und wie sich denn die männlichen Mitglieder des erwähnten Corpo di ballo angekleidet; denn ich sah die Gestalten derselben in kleidsamer Krakusentracht bereits überall wandeln.

Wanka, der sich noch immer in meiner Nähe hielt, wahrscheinlich mit pekuniären Absichten, antwortete mir, daß er von dem Ankleidezimmer der Herren Tänzer keine Idee habe, weil auch nicht der geringste Raum im ganzen Hause für einen solchen Zweck disponibel sei und die Damen sich schon so sehr einschränken müßten. Es sei aber zu vermuthen, daß sie sich doch irgendwo angezogen haben müßten, auf dem Boden, im Keller oder sonst an einem geeigneten Orte; denn der Augenschein lehre, daß die Sache selbst vorgefallen sei, in welcher Deduktion ich Wanka folgen konnte.

Halb verwildert über das Gesehene ging ich wieder nach der Gegend des Schlosses zurück, um einen der Freunde zum Mitbesuche des Wildparks einzuladen, und empfing hier ganz zufällig von dem Generallieutenant v. Gerlach die Nachricht, daß ich um 7 Uhr im Schlosse zur weitern Vorlesung erwartet würde. Der Befehl dazu war nach der Tafel gegeben worden, und der mit dem Ueberbringen desselben an mich beauftragte Feldjäger hatte sich nach meiner Wohnung erkundigt. Da ich erst seit heute auf der Liste des Hofstaats stand, so nannte man ihm das Quartier, in dem ich erst die nächste Nacht schlafen sollte und noch gar nicht gewesen war. Sehr begreiflich erwartete er mich dort vergebens, was ich aber alles erst später erfuhr.

Ganz erschrocken sah ich nach der Uhr. Es war bereits dreiviertel auf sieben, und obgleich seit dem Ueberschreiten der

russischen Grenze schon etwas an Eile gewöhnt, wußte ich doch nicht, ob ich wache oder träume, als mir diese Kunde so unerwartet und plötzlich wurde. — Meine Sachen in Vauxhall, ein Quartier in der Stadt, dreiviertel sieben Uhr! in einer Viertelstunde im kaiserlichen Schlosse — Wanka von mir abkommandirt — ein Pole als Stellvertreter desselben in Aussicht! Das alles tanzte mir fortwährend vor den Augen herum; aber zum Besinnen war keine Zeit. Mit Anmaßung einer Autorität, die ich gar nicht hatte, warf ich mich in einen dort stets bereitstehenden Wagen und jagte, diesmal mit gewünschter und begriffener, ja sogar gerechtfertigter Geschwindigkeit durch den Park nach Vauxhall zurück, unterwegs die entfernte Möglichkeit überlegend, ob ich mich nicht abermals hinter dem Büffet anziehen könne; denn jener Flur, wo die Damen verkehrten, lag in der That meinen Berechnungen fern. Ich mußte ja aber in mein neues Quartier, weil ich dort wahrscheinlich die näheren Umstände des ertheilten Befehls erfahren konnte. Die Effekten wurden also mit entsetzlicher Eile in den Wagen geworfen, mein überantworteter Pole warf sich nach, und so ging es, was die Pferde laufen konnten, durch den Park am Schlosse vorbei in die Stadt und vor das Haus eines katholischen Vikars, wo bereits der kaiserliche Feldjäger stand und mir sagte, daß Ihre Majestät die Kaiserin mich um 7 Uhr erwarte.

Mit einem Sprunge war ich in dem für mich bestimmten Zimmer, wo ich zu meinem Erstaunen den königlichen Feldjäger, dem ich unvorsichtigerweise Gastfreundschaft angeboten, bereits vollständig installirt traf. Der künftige Oberförster war wahrscheinlich von seiner Kurierreise ermüdet gewesen und hatte sich daher in das für mich bestimmte Bett gelegt. — Ich war so in der Eile, daß ich dieses beängstigende und auch für die fünfte Nacht Unglück verheißende Schauspiel gar nicht beachtete, nur den Koffer aufriß, um mich anzuziehen, alles andere in der Obhut meines Gastes und meines Polen zurückließ und wirklich präzise

sieben Uhr in das Schloß treten konnte. — Mir wurde klar, daß wirklich in Rußland Dinge möglich sind und gehen, von denen man im osthavelländischen Kreise keine Idee hat. Welche Bedenken und Schwierigkeiten wären hier in ähnlicher Lage zum Vorschein gekommen, während dort die Sache allerdings eilig, aber mit schließlichem Erfolge sich abwickelte.

Zwar in einem andern Zimmer, aber vor genau denselben Allerhöchsten und Hohen Personen hatte ich die Ehre, zum zweiten Male, und zwar diesmal meine „Impressions d'un voyage à Treuenbrietzen dans le département de la Zauche“ vorzulesen. Weniger befangen als das erste Mal und von der nachsichtigen Aufnahme meines anspruchslosen Scherzes ermuthigt, las ich besser als das erste Mal und, wie es schien, mit günstigerem Erfolge. Um 7½ Uhr, wo die Balletvorstellung in Vauxhall beginnen sollte, erhob sich Ihre Majestät die Kaiserin mit der Aeußerung, meine in der Mitte abgebrochene Vorlesung jedenfalls morgen zu Ende hören zu wollen, was mir ein Beweis war, daß der manchmal etwas kecke Scherz nicht mißfallen. Der Kaiser fragte mich, ob ich nicht auch das Ballet besuchen wolle, und auf meine Antwort, daß ich das Theater überhaupt seit drei Jahren nur auf Befehl meines Allergnädigsten Herrn besuchte, ertheilte mir der Kaiser den Befehl mit der Bemerkung: „Ich will einmal sehen, welchen Eindruck Meine Tänzerinnen auf Sie machen!“ — „Wahrscheinlich gar keinen, Eure Majestät“, — unterstand ich mich zu erwidern — „denn ich bin sehr glücklich verheirathet.“ — Der Kaiser sagte lächelnd: „Ich weiß es, aber eben deswegen sollen Sie heute zusehen! man kann doch nicht wissen!“

Hätte Seine Majestät aber gewußt, daß ich bereits Eindrücke empfangen hatte, und zwar Eindrücke, die sich gewaschen hatten, so würde wahrscheinlich kein neuer Versuch befohlen worden sein. Ich folgte indessen und hatte die Ehre, in dem Wagen Seiner Hoheit des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg dem kaiserlichen

Wagen folgen zu dürfen. Unterwegs theilte mir der Herzog mit, daß Marie Taglioni heute Abend tanzen werde; also abermals eine Erinnerung von den Ufern der Spree.

So hatte ich noch nie ein Theater betreten, wie an diesem Abende und in dieser Umgebung. Der Zuschauerraum war zwar nur klein, die Zahl der Zuschauer aber noch kleiner, „da es im Theater nicht so heiß werden sollte." Unter allen den glänzenden, besternten und reich gestickten Uniformen war ich der einzige Civilist im Frack und kam mir ungemein genirt vor. Ich hatte zwar am Tage der Abreise aus Berlin die Zeit von 6 bis 9 Uhr dazu benutzt, um mir von meinem Schneider in höchster Geschwindigkeit gelbe Knöpfe mit dem Namenszuge meines Allergnädigsten Herrn auf den Frack setzen zu lassen, damit ich doch nicht gar zu trübselig und unzurechnungsfähig in der erwarteten glanzvollen Umgebung aussehen möchte; aber auch diese usurpirte Knopfverschönerung verschwand neben oder vielmehr hinter den verschiedenartigsten Uniformen; denn ich setzte mich hinter die Träger derselben, um nicht noch mehr aufzufallen.

Man gab erst ein angebliches Ballet, von dessen Inhalt ich indessen nur so viel begriff, daß Krakusen von Anfang bis zu Ende tanzten. So was man eine Handlung, einen Vorfall, eine Begebenheit nennt, darauf machte das Werk durchaus keinen Anspruch. Im Gegentheil, die Sache endete genau so, wie sie angefangen hatte, und wie sie in der Mitte gewesen war, das heißt: zwölf Krakusen mit zwölf Krakusinnen tanzten mit einiger Wildheit oder National-Hacken-Stampfen. Hierauf war eine Pause, deren Nothwendigkeit ich nach diesen choreographischen Anstrengungen sehr wohl begriff. — Ich hatte während des Balletgenusses Vergleiche zwischen einer Theatertoilette und einer Waschtoilette angestellt und die sechs Bajaderen von heute Nachmittag leicht wieder erkannt. Diese hatten damals keinen Eindruck auf mich gemacht; ich sah daher um so aufmerksamer die

anderen sechs Krakusinnen an, um auf mich eindrücken zu lassen, aber es fanden sich durchaus keine gefährlichen Symptome. Während ich Pause genoß, genossen die Hohen Herrschaften Thee, ich glaube sogar Eis erkannt zu haben; ein Anblick, der viel Abkühlendes hatte.

Der Vorhang ging wieder auf, und es erfolgte ein Pas seul durch Fräulein Marie Taglioni, welches indessen insofern doch nicht ganz Pas seul war, als noch vier andere junge Tanzbeflissene vom schönen Geschlecht mit tanzten. Mir rief das schöne junge Mädchen die eigene Jugend zurück, denn sie ist das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter Amalia Taglioni, geborenen Galster, mit der ich in der Theater-Tanzschule den ersten Unterricht genossen. Das ist freilich ein wenig lange her, denn 1821 liegt dreißig Jahre hinter mir. Wie ein Traum ging bei dieser Erscheinung mein ganzes Leben an mir vorüber. Aufmerksamer als das angebliche Ballet sah ich die Tänzerin an, und in einer ihrer schönsten Stellungen trifft ihr Auge auch auf mich. Das war eigentlich kein Wunder, denn der einzige Civilist in der ganzen Versammlung mußte nothwendig auffallen. Ich sah deutlich, wie Marie, die mich sehr gut aus meinen früheren Verhältnissen kannte, erstaunt war, mich hier in Skierniewice und in dieser Umgebung zu erblicken. Eine zweite noch ausgedehntere Stellung entwickelt sich, doch ihr Auge bleibt auf mir ruhen, und ich lese es in ihrem Gesichte, daß sie sich eben fragt: „Ist er's, oder ist er's nicht?" — Eine Pirouette — ich lese weiter: „Ja, er ist es!" — Ein Entrechat — „Aber wie kommt der hier her?" — Eine noch weitläufigere Attitüde: „Das muß ich der Mutter sagen, so wie ich abgegangen oder vielmehr abgetanzt bin!" — Das sind so Selbstgespräche, die man nicht hört, aber fühlt.

Ich hatte mich denn auch richtig nicht geirrt. Als der Vorhang nach diesem Pas seul à cinq gefallen war, sah ich sofort den Kopf meiner Jugendfreundin Amalia Galster, allerdings

etwas reifer als damals, zwischen Proscenium und Vorhang erscheinen. Auch hier malte sich Erstaunen und Zweifel. — Ich hätte gern genickt und den Zweifel gelöst, aber es war Zwischenakt, der Kaiser hatte sich umgedreht und hätte mein Nicken am Ende gar für einen Eindruck halten können. Ich blieb also in würdevoller Gleichgültigkeit stehen, bis die dritte Abtheilung begann, ein persisches Divertissement, originell, gut arrangirt, anziehend durch die Eigenthümlichkeit der Bewegungen, jedenfalls das Interessanteste des Abends. Den Tänzen waren auch Gesänge eingeflochten, und das Ganze machte den Eindruck eines belebten Genrebildes orientalischer Sitten.

Nach Beendigung der Vorstellung blieb ich einige Zeit allein in dem Zuschauerraum zurück, und als die Herrschaften abgefahren waren, ging ich auf die Bühne, um die Zweifel zu lösen. Ich fragte nach Madame Taglioni, und man führte mich mit außerordentlichen Reverenzen, weil man mich wahrscheinlich für etwas ganz Besonderes hielt, zu Fräulein Marie. Vergeblich versicherte ich, daß ich nicht zur Marie, sondern zur mère Taglioni wolle. Dies schien den Reverenzen machenden Theaterbeamten durchaus unwahrscheinlich, denn im allgemeinen ist der Andrang zu Töchtern beim Ballet stärker, als zu Müttern. Endlich gelang es meinen wiederholten Versicherungen, richtig dirigirt zu werden, und ich bemerkte ein eben so heftiges wie anhaltendes Erstaunen der Umstehenden, als ich in der That die liebe Jugendfreundin umarmte und tausenderlei mit ihr zu plaudern hatte. Daß ich kein Diplomat oder Mitglied der haute volée sei, schien nun den ehrerbietig Harrenden doch klar zu werden, und die Ehrerbietigkeit verminderte sich sichtlich.

Dieselbe Frage, die ich im Belvedere und in Lazienki schon vorgestern wiederholt gehört: „Aber, mein Gott, wo kommen Sie hierher?“ leitete auch diesmal auf passende Weise das Gespräch ein, und ich konnte mit aller Anstrengung keine geistreichere Antwort finden, als die ebenfalls schon wiederholt von mir

gegebene: „Aus Potsdam!" — Lange aber durfte ich mich doch in dieser Umgebung nicht aufhalten, um nicht in den Verdacht ungesetzlicher Eindrücke zu gerathen; denn da der Direktor des Warschauer Theaters in zweckmäßiger Verbindung zugleich auch Chef der Warschauer Polizei ist, so konnte man immer nicht wissen, ob mein Besuch auf der Bühne nicht zu den grenzenlosesten Folgerungen verleiten mochte. Diese rein polizeiliche Rücksicht ließ mich denn auch das Gespräch abbrechen, und wir schieden, wahrscheinlich auf lange.

Kaum war ich in den Park getreten, so kam auch schon der Gedanke an die nächste Nacht wieder über mich. Mir fiel ein, daß ich beim Verlassen meines Quartiers jenen in gastfreundlicher Aufwallung eingeladenen Feldjäger in meinem Bette liegend gesehen, und dieses an und für sich mehr wahre als schöne Bild begann mich denn doch in einige Besorgniß zu versetzen; denn nun fing mir nachgerade an, die Nachtruhe als etwas sehr Wünschenswerthes zu erscheinen. Mit weiterer Ausmalung des Bildes eines Feldjägers in liegender Stellung beschäftigt, eilte ich durch den Park in die Stadt und fand richtig meine Befürchtungen auf angenehme Weise bestätigt. Der polnische Diener hatte sich während meiner Abwesenheit mit dem plötzlichen Gastfreunde nicht verständigen können, ein Verhältniß, welches sich auch mit mir fortsetzte. Er schien zu glauben, daß ich mich zu dem schon Liegenden in dasselbe Bett legen würde, eine Ansicht, die mehr nationell und polnisch, als mir einleuchtend war. Ich suchte ihm daher vor allen Dingen begreiflich zu machen, daß ich ebenfalls ein Bett haben müsse. Dieser Auseinandersetzung setzte jener aber vollkommene Unverständlichkeit entgegen. Glücklicherweise erinnerte ich mich der außerordentlich vortheilhaften Wirkung, welche das gestern ganz unnöthig geholte Souper auf Wanka gehabt, und leitete daher ein mögliches Bett durch die Bestellung eines gewissen Abendessens ein. Dies verstand jener sogleich, und ich hatte die Freude, meinen Gastfreund, den ich

schon vollkommen eingeschlafen wähnte, bei Auseinandersetzung des Begriffes Abendessen plötzlich erwachen zu sehen. Eine angemessene Unterhaltung entwickelte sich während der Abwesenheit des Dritten im Bunde, etwa: „Ach, sind Sie schon wieder da? — Nun, wie war es bei Hofe? — Ich bin so frei gewesen, einstweilen Ihr Bett zu benutzen; der Mensch wird Ihnen wohl leicht ein anderes besorgen können." — „Bitte recht sehr, geniren Sie sich nicht; freut mich, wenn Sie gut liegen! — Gutes Wetter heute Abend noch geworden!" und ähnliche treffende Bemerkungen von beiden Seiten.

In der Verzweiflung setzte ich mich an eine Kommode, denn einen Tisch gab es in dieser splendiden Wohnung nicht, und schrieb einen Front-Rapport über die heutige Parade ab, jedenfalls eine bei weitem mehr nützliche als angenehme Beschäftigung. Wer je an Kommoden sitzend geschrieben hat, weiß auch, daß sich die Kniee bei solchen Möbeln in einer gedrückten Stellung befinden, und so oft meine Kniee mit einer Schublade in Berührung kamen, konnte ich den Gedanken an die Behaglichkeit des in meinem Bette liegenden, unvorsichtig eingeladenen Gastfreundes nicht los werden.

Es giebt eine Lafontainesche Fabel — oder wenn sie nicht von Lafontaine ist, so ist sie von Aesop, ja selbst Gellert unterliegt dieser Voraussetzung — in welcher ein Igel von einer Schlange eingeladen wird, es sich in ihrem Lager gefallen zu lassen. Igel thut das, macht es sich aber so bequem, daß seine Stacheln das brave menschenfreundliche oder vielmehr igelfreundliche Thier hinaus treiben. Ohne einen kränkenden Vergleich oder eine freilich nahe liegende Nutzanwendung machen zu wollen, kann ich doch nicht leugnen, daß sowohl Aesop, als Lafontaine, conditionaliter sogar Gellert, tiefe Menschen- oder Igelkenner gewesen sein müssen.

Mit der Ankunft des Soupers hatte ich das Vergnügen, meinen lebendigen Bettwärmer auf einige Augenblicke seinem Lager

entsteigen zu sehen. Es waren schöne Augenblicke, nur gingen sie leider zu rasch vorüber; denn nachdem mein Gastfreund ein Huhn, mehrere Salate und eine Schale Gelée unglaublich rasch und erledigend zu sich genommen hatte, zog er sich wieder in sein usurpirtes Domizil zurück und überließ mich erneuten Verständigungsversuchen mit dem Diener wegen eines Bettes. Die ihm zu gute gekommenen bedeutenden Reste des Soupers, die Nähe der nachtschlafenden Zeit und endlich der unzweifelhafte Augenschein schienen denselben begriffsfähiger gemacht zu haben. Nachdem auch er anhaltend soupirt, verschwand er mit allen nur erdenklichen Pantomimen, um mir seinen guten Willen für Anschaffung eines Bettes deutlich zu machen, und ich saß wieder nachdenkend an meiner Kommode, welche fortfuhr, meine Kniee zu beschädigen. Ich leugne nicht, daß ich mich in einer etwas gereizten Stimmung befand; glücklicherweise schlief mein angenehm gesättigter Gastfreund bald ein, sonst hätte ich doch wohl einige spitze Bemerkungen nicht unterdrücken können. Ich weiß nicht, wie lange mein Bote ausblieb, obgleich es mir sehr lange schien; daß er aber achselzuckend wieder bei mir eintrat, weiß ich ganz genau. — Er sprudelte eine unglaubliche Anhäufung von Zisch- und Gurgeltönen in mein Ohr, deren Bedeutung ich mir ohne besondere Anstrengung aus der Situation erklären konnte.

Die Folge lehrte indessen, daß ich falsch erklärt hatte, denn wahrscheinlich drückte sein Redefluß neben dem Bedauern, kein Bett bekommen zu haben, auch den Entschluß aus, einen letzten Versuch dazu zu machen. Denn als er hinaus ging und ich schon dachte: Nun gute Nacht, gute Nacht! — hörte ich ihn an der gegenüberliegenden Thür des Herrn Vikars erst klopfen, dann pochen und endlich donnern, hörte endlich öffnen, ein anfangs anständiges, dann aber grobes Gespräch und sah schließlich einen Strohsack, einige Kopfkissen und sonstiges Bettzubehör, indessen ohne Bettstelle oder vielmehr ohne Bettgestell, erscheinen; denn als Bettstelle that die ganze Ausdehnung des Fußbodens ersprieß-

liche Dienste. Es wurde mir aus der Unzusammengehörigkeit der einzelnen Stücke deutlich, daß sie aus verschiedenen Ruhestätten der Vikarfamilie zusammengesetzt waren; denn der Mann litt an einer Schwester, einer Schwägerin und einer Nichte, welche statistischen Notizen ich erst am folgenden Tage sammeln konnte. Was fragte ich damals aber nach dem Ursprung des Eroberten und nach dem wahrscheinlich stattgefundenen Meinungskampfe bei der Eroberung selbst? — Schnell war ein quasi Bett, das heißt ein überzogener Strohsack auf dem Boden gebreitet, der Dienstbeflissene mit einem Blick des innigsten Dankes entlassen, das Licht gelöscht und die ersten behaglichen Ausstreckungen unternommen. Aber, hilf Himmel! auch in dieser Nacht sollte wieder nichts von dem Schlafe werden.

Wer Nicolais Reise nach Italien gelesen hat, wird sich der vielfachen entomologischen Betrachtungen erinnern, die der Verfasser über einige ganz spezielle Klassen der Kerbthiere angestellt. Nach den Erlebnissen dieser Nacht in Skierniewice zu urtheilen, würde Herr Nicolai auch in Polen ein reiches und dankbares Feld für seine Betrachtungen gefunden haben. Schade, daß ich nicht Entomologe genug bin, um mit Freude an die mir gebotene Gelegenheit zu denken, meine Insektenkenntnisse zu bereichern. — Namentlich waren hier die Sippen Pulex, Cimex und Pediculus ungemein reich vertreten und von einer Frische und Fröhlichkeit, die mich nicht allein in Erstaunen, sondern auch in vollständige Schlaflosigkeit versetzte. Dabei hatte ich das angenehme Bewußtsein, daß mein Gastfreund in einem kaiserlichen, also vermuthlich nicht so durchaus entomologischen Bette, wie das meinige, schlief, was auch den Reiz der Situation eben nicht erhöhte. Dunkel war es, an Lichtmachen nicht zu denken, da ich kein Feuerzeug hatte, also mußte stille gehalten werden. Das ruhige Athmen meines Nachbars ärgerte mich aber mit der Zeit dermaßen, daß ich beschloß, ihm wenigstens auch einen Theil meiner Vergnügungen zukommen zu lassen. Mit einiger Schaden-

freude zerrte ich mein Lager an das benachbarte Bette so dicht wie möglich heran und hatte auch bald die Genugthuung, meinen Gastfreund sich unruhig umherwerfen und rumoren und endlich in ein „Donnerwetter!" ausbrechen zu hören. Ein Schmerz erträgt sich leichter, wenn man weiß, daß eine fühlende Seele ihn theilt, um wieviel leichter, wenn dieses Mitgefühl auch ein rein körperliches ist. Ich war mäuschenstille und duldete eine unglaubliche Zahl von Pulexen, weil ich das tröstende Bewußtsein hatte, daß mein Gastfreund an einer ebenso unglaublichen Zahl von Cimexen litt. Mein Gastfreund war ein gewissermaßen verbissener, um so mehr, als es wirklich bis zum Tagesanbruche dauerte.

Als es nach und nach hell wurde, hatte ich wenigstens die Freude, den Feldjäger mit offenen Augen verzweiflungsvoll an die Decke starren zu sehen. Er fragte mich: „Um Gotteswillen, haben Sie denn schlafen können? ich habe fast kein Auge zugethan!" worauf ich ihm lächelnd erwiderte: „Das thut mir leid, ich habe vortrefflich geschlafen!" — Die Rache ist süß, das fühlte ich an der Wirkung, welche diese schamlose Lüge auf meinen unwillkürlichen Gastfreund machte. Glücklicherweise war es die letzte Nacht, die ich zwischen Weichsel und Prosnja zubrachte; denn am folgenden Tage sollte es zur Heimat zurückgehen, wo jene entomologischen Studien mehr Sache einiger Männer vom Fach als Gemeingut der Bevölkerung sind, und Insekten, namentlich ganze Sippen derselben, mehr in zoologischen Kabinetten als in Betten aufbewahrt werden.

Alles in der Welt hat mal ein Ende, so auch schlaflose oder vielmehr schlafberaubte Nächte. Die Sonne schien uns schon früh breit und behaglich in das Zimmer, so daß sich für die auf heute bestimmte Rückreise des Königs nach Preußen gutes Wetter erwarten ließ. Unser interimistisch kaiserlicher Lakai fand sich sehr früh ein, schleppte die einzelnen Bettstücke wieder hinaus und zu unserem Wirthe hinüber, dessen weibliche Haus-

genossenschaft ich bei der Gelegenheit zu sehen bekam; eine Gunst des Geschickes, die ich aufrichtig bereue und mir kaum bewußt bin, verdient zu haben. Da ich hörte, daß die Abreise gleich nach einem Déjeuner dinatoire oder Diner déjeunatoire festgesetzt war, so begriff ich in der That nicht recht, wann die gestern befohlene Fortsetzung der Lektüre stattfinden konnte; denn vormittags pflegen Vorlesungen weder begangen, noch genossen zu werden. Ich hatte mir indessen durch Büffetschirm, Flügel-Adjutanten-Waschschüsseln, übereilte Toilettenkünste, Bettstellen mit erschwerenden Umständen u. s. w. u. s. w. den Begriff des Ungewöhnlichen oder Unmöglichen schon so weit abgewöhnt, daß ich mich gar nicht mehr mit Grübeln und Konjekturiren abgab, sondern Frack und Weste in malerischer Ausgebreitetheit auf den Stühlen liegen ließ, sonst aber meinen Koffer packte, um für jeden Befehl bereit und gerüstet zu sein.

Mit meiner gewöhnlichen Absichtslosigkeit schlenderte ich nun im Park und in der Nähe des Schlosses umher; sah denn auch absichtslos, wie der Kaiser vier Junker aus den beiden Husaren-Regimentern der gestrigen Parade persönlich exerziren ließ und examinirte, befand mich auch absichtslos in der katholischen Kirche, als der König dieselbe besichtigte, wobei mein Vikar und Hauswirth fungirte, sah zufällig das Aufziehen der Wache vor dem Schlosse mit an und wunderte mich endlich selbst, daß trotz so entschiedener Absichtslosigkeit doch so viele Absichten erreicht wurden. Zum dritten Male sollte mich der Befehl zur Vorlesung aber nicht verfehlen, und so sah ich denn um ein halb zwölf Uhr einen kaiserlichen Fourier auf meine vikariirende Wohnung zueilen. Der Mann ging schnell, ich ging aber noch schneller und stand richtig wieder, ebenso zufällig wie absichtslos, in der Thüre, als jener nach dem „Geheimen Staatsrath Schneider" fragte. Mit abermaliger Uebergehung der nicht ganz richtigen Titulatur vernahm ich bloß: „Um Zwölf!" und eilte in die Aermel meines Frackes.

Mein überraschender Gastfreund hatte sich während meiner Spaziergänge mit seinen Sachen entfernt und, wie ich später hörte, einen vor dem kaiserlichen Zuge abgehenden Train benutzt, um früher in Myslowitz für allerlei dort zu machende Bestellungen zu sein. Ich konnte nur beklagen, daß zu diesen Bestellungen nicht ein gestern Abend abgegangener Nachtzug benutzt worden war, da ein solcher mich jedenfalls in den Besitz einiger Nachtruhe gesetzt haben würde. O Lafontaine, Aesop oder Gellert! — Glücklicherweise hatte ich keine Zeit, über die Zwanglosigkeit seines Abschiedes und seiner Bettbenutzung nachdenken zu können, und ich weiß bis heute noch nicht, wem ich eigentlich das Vergnügen gehabt dienen zu können.

Mit Eleganz überladen stand ich zur bestimmten Stunde auch an dem bestimmten Orte und hatte am dritten Tage auch zum dritten Male die Ehre, den Allerhöchsten Herrschaften vorlesen zu dürfen, zunächst die zweite Hälfte der Impressions de Treuenbrietzen, dann, als noch Zeit war, mit Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers ein Gedicht in russischer Sprache, dessen Uebersetzung und eine Antwort darauf, als Erinnerung an die ähnliche Zusammenkunft in Kalisch — in meinem Buche „Kalisch im September 1835. Berlin bei Hayn. 1851." Seite 82 und 84 abgedruckt. — Um ein Uhr wurde ich entlassen und würde wieder zu Feldjäger- und Felleisendiensten disponibel gewesen sein, wenn dergleichen gewünscht worden wären.

Ich eilte in meine nun bald ehemalige Wohnung zurück und summte mir beim Einpacken den Chorgesang aus der „Schweizerfamilie":

Wer seine Pflicht mit Freuden thut
Und nach geschehener Arbeit ruht,
Dem schmeckt die Ruhe süß. (bis.)

Ehe ich aber das Haus verließ, wollte ich meinem unbekannten Herrn Wirthe wenigstens Dank für seine vier Wände

sagen und pochte daher bescheiden an die gegenüberliegende Thür. — Ich hörte etwas brömmeln, geöffnet wurde aber nicht. Das schien meinen Valet de circonstance zu ärgern, und er pochte sofort mit derselben Vehemenz gegen die Thür, wie es gestern Abend bei Requisition des entomologischen Strohsackes geschehen war. Das wirkte, die Thür öffnete sich, und der Vikar erschien auf einige Augenblicke, aber in einem Kostüm, das mehr dem allgemein menschlichen Bedürfniß, als der Nationaltracht oder irgend einer Tracht überhaupt angehörte. Mich sehen und mir die Thür vor der Nase wieder zuschlagen, war das Werk einer Sekunde. Offenbar mußte ich einen höchst ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht haben, und wahrscheinlich glaubte er, ich sei der Urheber des Lärmens an seiner Thür. — Abermals entledigte sich mein entrüsteter Valet einer unglaublichen Menge von Zisch- und Gurgeltönen, vermuthlich Verbal-Injurien, deren Strom ich aber durch den halb mimisch, halb sprachlich gegebenen Befehl unterbrach, ferneres Klopfen zu unterlassen, da der Wirth offenbar meine nähere Bekanntschaft nicht wünschte; warum, das habe ich bis jetzt nicht erfahren können, muß aber auch gestehen, daß ich mich nicht weiter danach erkundigt.

Eben wollte ich meinen nach dem Bahnhofe transportirten Sachen folgen, als abermals ein kaiserlicher Feldjäger vorfuhr und abermals unter unverhältnißmäßiger Titelerhöhung nach mir fragte. — Schon dachte ich, es werde vor Tafel noch eine Lektüre befohlen werden, und klammerte mich daher an meinen Koffer, in dessen Innern die ganze frackliche Möglichkeit der Erfüllung eines solchen Befehls lag, erhielt statt dessen aber die Einladung, zu dem Minister General Grafen (später Fürsten) Orloff zu kommen.

Mein erster Gedanke war, daß ich doch vielleicht in den Verdacht eines Eindrucks gefallen sein könnte, weil die Direktion des Warschauer Theaters, wie schon erwähnt, in zweckmäßiger Weise mit der Direktion der Warschauer Polizei vereinigt ist,

also eine Meldung meines Besuches auf der Bühne stattgefunden haben konnte. Mit einiger Besorgniß machte ich mich auf den Weg, begegnete aber unterwegs dem Kapitän Wilde, der eben beschäftigt war, die kaiserlichen Gnadengeschenke an das Gefolge Seiner Majestät des Königs auszutheilen, und ein außerordentlich pfiffiges Gesicht machte, als ich ihm meine Besorgnisse wegen des polizeilich gemeldeten Eindrucks schilderte. Dieses pfiffige Gesicht in Verbindung mit der Liste, auf welcher die Namen sämmtlicher Empfänger der Geschenke verzeichnet waren, der meinige aber fehlte, ließ mich plötzlich anders kombiniren, und mit einer gewissen Zuversicht betrat ich das Vorzimmer des Ministers, der mich auf das freundlichste empfing, mir sagte, daß Seine Majestät der Kaiser sich sehr gnädig über meine Vorlesungen geäußert und ihm aufgetragen habe, mir eine goldene Tabatière mit Brillanten zu überreichen. Ich empfing ein Etui, das in demselben Verhältniß zu anderen Etuis stand, wie mein königliches Hofpostamts-Felleisen zu gewöhnlichen Felleisen gestanden hatte. Mit einem unterthänigen Danke war die Audienz zu Ende, und ich eilte zum Geheimen Kämmerier Schöning, wo das letzte Mittagessen vor der Abreise stattfinden sollte.

Gern hätte ich unterwegs mit anscheinender Unbefangenheit das Etui geöffnet, natürlich nur um zu sehen, wie sich aus solcher Tabatière schnupfen läßt, obgleich ich selbst gar nicht schnupfe. Das ging aber nicht, eben der Unbefangenheit wegen, denn auf dem Wege vom Schlosse bis zum Orte meiner nächsten Bestimmung begegneten mir so viele Menschen, daß ich meine Wißbegierde niederkämpfen mußte und erst bei den Freunden angekommen Gelegenheit hatte, einen Blick in das Etui zu thun. Das Geschenk war über alles Maß und über alles Verdienst kostbar und der Gratulationen von allen Seiten kein Ende. Ueberall sah man frohe Gesichter; denn überall hatte es wahrhaft kaiserliche Andenken gegeben, und die Gesundheiten, die bei Tische getrunken wurden, lassen sich denken. Nach Tische empfand

ich zum ersten Male, was es eigentlich heißt, auf einer Liste des Hofstaats zu stehen; denn der Geheime Kämmerier händigte mir vier Dukaten ein, die ich meiner Aufwartung als Trinkgeld geben sollte. Dies war gewissermaßen die erste offizielle Anerkennung, bisher war alles nur Zufall und eine Art von Einschubsgemüthlichkeit gewesen. In Geldsachen hört aber bekanntlich die Gemüthlichkeit auf, und das Agio fängt an.

Am Bahnhofe fand ich meine Sachen in Obhut meines polnischen Dieners, und Wanka, mein vorgestriger russischer, half ihm dabei. Würdevoll rief ich beide näher, sagte dem einen und gestikulirte dem anderen, daß jeder zwei Dukaten haben solle. Wanka war erfreut; denn er hatte wegen Abkommandirung seines vorübergehenden Herrn und in dem Bewußtsein, daß dieser Herr eine höchst mangelhafte Nacht unter seiner Obhut zugebracht, wahrscheinlich gar nichts mehr erwartet; sein polnischer Kollege aber war außer sich vor Freude und machte entsetzlich oder vielmehr unangenehm tiefe Diener; ersichtlich hatte er dergleichen goldene Beweise herrschaftlicher Zufriedenheit noch nicht oft in der Hand gehabt. — Wir schieden demnach mit gegenseitigen Gefühlen.

Ein Extrazug brachte uns im Fluge bis abends 9 Uhr an die Grenze. Seine Majestät der Kaiser begleitete seinen königlichen Gast, und ein ansehnliches Gefolge füllte die lange Wagenreihe. In Czenstochau wurde gehalten, weil das auf einem Berge in der Nähe liegende berühmte Kloster besehen werden sollte. Es war indessen schon spät und Dämmerung geworden, so daß aus der Besichtigung nichts mehr wurde. Dies störte den Plan, den die Direktion der Eisenbahn für diesen Extrazug entworfen, und Oberst Aureggio, der Chef des Eisenbahnwesens in Polen, der sich in unserm Coupé befand, war in tödtlicher Unruhe, weil der gewöhnliche Güterzug vor uns unterwegs und so berechnet war, daß er den Lauf des Extrazuges nicht stören konnte. Die Sache war aber durch den Nichtaufenthalt in

Czenstochau sehr fraglich geworden und das Risiko für den Obersten Aureggio daher kein kleines. Wir wußten erst nicht, weshalb er bald auf die Uhr, bald auf einen Fahrplan, bald aus dem Fenster blickte. Als wir aber bei der nächsten Station den erwarteten Güterzug halten sahen, klärte der Oberst uns über die Gefahr auf, die glücklich vorüber gegangen war, und meinte, es sei ihm doch ganz sonderbar dabei zu Muthe gewesen. Dies wäre wahrscheinlich auch bei uns eingetreten, wenn wir gewußt hätten, was eigentlich vorging.

Wie durchgängig in diesem Sommer, fing es vor Granitza, der Grenzstation, gelinde an zu regnen und goß „wie mit Mollen" als wir endlich dort angekommen waren. Eine Kompagnie des Erivanskischen Jäger-Regiments hatte die Ehrenwache vor dem Bahnhofe, und das 66 Mann starke Hornistenchor stand gerade da, wo unser Coupé sich öffnen mußte. — Von Heraustreten war daher keine Rede, und die ganze Kraft dieser 66 Blechinstrumente quoll uns in die Ohren. Vor dem Coupéfenster stand gerade eine ungeheure Tuba mirum spargens sonum und hauchte die verwunderlichsten Baßtöne aus, ungefähr wie der Geyser in Island oder sonst eine stellenweise unterdrückte Sprudelquelle. Der Tubaist hatte nämlich gleichzeitig mit dem Kommando: „Gewehr auf!" seine Tuba mirum an die Lippen gesetzt, und da dies Kommando wahrscheinlich nach dortigem Reglement eine Viertelstunde vor Ankunft des Zuges gegeben worden war, so hatte es eine Viertelstunde lang in den immensen Schalltrichter hinein geregnet. Die einfache Manipulation des Umdrehens und Wasserausgießens schien diesem Tubalkain nicht eingefallen oder vielmehr nicht reglementmäßig zu sein. Er tutete daher frisch drauf los, und es hoben sich bei jedem Ton ganze Wasserquellen aus dem Instrumente in die Höhe, was ihn aber ersichtlich durchaus nicht störte. Endlich war die Musik zu Ende und ein Aussteigen möglich. Ich suchte den Kondukteur auf, zeigte ihm meine Sachen und bat ihn, dieselben

aus dem russischen in den preußischen Packwagen zu verladen, was mit außerordentlicher Zuvorkommenheit versprochen, aber, wie der Erfolg lehrte, mit noch größerer Zuvorkommenheit nicht gethan wurde. Im Hause hörten wir melodisches Theetassen-Geklirr und hegten die leise, nur von immer heftiger werdendem Regen unterbrochene Hoffnung, daß auch wir einer Tasse dieses erheiternden Getränkes theilhaftig werden würden. Die Hoffnung war als solche eine schwelgerische, wobei es aber blieb.

Unter der Menschenmasse, die den Bahnhof füllte, hatten sich auch einige Direktoren der Oberschlesischen Eisenbahn eingefunden, welche von Myslowitz herüber gekommen waren, um sich zu erkundigen, um wie viel Uhr die preußische Lokomotive morgen in Granitza sein solle, um den Kaiser abzuholen, welcher durch Schlesien nach Olmütz reisen wollte. Von einem russischen General erhielten sie die Antwort: „Um sieben Uhr!" Unser unabhängiger und politisch bewußter Oberschlesier begnügte sich aber mit dieser allerdings einfachen Antwort nicht, sondern wollte wissen, ob der Kaiser auch wirklich um sieben Uhr fahren werde. Die Antwort lautete nun: „Nein! es ist um neun Uhr befohlen; aber ich bitte, seien Sie um sieben Uhr mit der Lokomotive hier!" Gegen diese Zumuthung bäumte sich der Stolz der mit der Zeit fortgeschrittenen Direktoren; wahrscheinlich glaubten sie eine Pünktlichkeitsknechtung in diesem zwei Stunden früher Bestellen zu erkennen, und mit der ganzen Würde eines Oberschlesiers erwiderte der Direktoral-Wortführer: „Wir werden da sein, wenn der Kaiser abfährt!"

Unterdessen hatten die Allerhöchsten Herrschaften Abschied von einander genommen, und unter abermaligem Schmettern der Musik flogen wir der österreichischen und bald darauf der preußischen Grenze zu. In Myslowitz war der Empfang des Königs in den eigenen Staaten ungemein freudig und herzlich; Fahnen, Laubgewinde, Ehrenpforten, Illumination, leider aber auch strömender Regen! — Für mich ergab sich sofort wieder

die Aussicht auf eine sehr schlechte Nacht. Erstens war von einem Quartier für mich nicht im entferntesten die Rede; denn die Quartiere waren nach der Liste derjenigen Personen gemacht worden, welche im Gefolge des Königs vor kurzem hier durch nach Warschau gegangen waren, für accidentelle Kuriere, eventuelle Hofräthe und Extra=Vorleser also auf keine Weise gesorgt. Zweitens ergaben die sofort angestellten Nachforschungen, daß mein Koffer richtig in Granitza zurückgeblieben war und ein Zipfel des Kaiserthums Oesterreich mich von meinem gesetzmäßigen Eigenthum trennte.

Das war denn doch außer allem Spaß! — Regen hat im allgemeinen viel Abkühlendes und Beruhigendes, bei mir goß er leider Oel ins Feuer. In der Fremde ist der Mensch geduldiger, in der Heimat wird er aber unangenehm, wenn ihm der Zufall so entschiedene Schnippchen schlägt. Diese Erfahrung machte ich an mir.

Zwar sehr erleichtert, was das Gepäck betraf, aber nun nachgerade in einer etwas gereizten Stimmung, ging ich, da auch die bereitstehenden Wagen schon sämmtlich verbraucht waren, zu Fuße in ungemein weichem Wege bis zum Hotel Freund. „Voll! alles voll! auch kein Winkelchen mehr übrig! Hier kann niemand unterkommen, der nicht zum königlichen Gefolge gehört!" so wurde mir entgegen gerufen. — Voll Ingrimm schwieg ich; denn dem Kellner und dem Hausknecht mein Verhältniß auseinander zu setzen, wäre doch ganz unnütz gewesen. — Also Marsch ins Hotel Kraezzer! Hier fragte ich erst gar nicht lange, sondern setzte mich in der Wirthsstube an den Tisch; denn erst wollte ich wenigstens etwas essen, weil selbst Leute, die nicht auf Listen stehen, hin und wieder Appetit haben.

Obgleich ich von der Herreise noch etwas erzürnt auf das Hotel Kraezzer war, hütete ich mich doch, meinem Zorn Worte zu geben, und rekognoszirte erst mein Terrain von wegen eines nächtlichen Unterkommens. Dazu war wenig Aussicht; denn

auch dies Hotel war vollständig besetzt und eine Streu bei diversen Kutschern in der Wirthsstube die einzige Perspektive.

Ein Entschluß mußte aber doch gefaßt werden, und ich adressirte mich daher endlich mit einem wahren Luxus von Liebenswürdigkeit an Madame Kraezzer, welche geschäftig im Wirthszimmer verkehrte. — Ich sagte ihr, daß ich eigentlich im Hotel Freund hätte wohnen sollen, daß ich es aber ungerecht fände, wenn Einem Hotel alles zukäme, und aus Dankbarkeit für die vortreffliche Bewirthung und das ausgezeichnete Bett vor fünf Tagen in das Hotel Kraezzer gekommen sei, wo ich die Nacht bleiben wolle.

Schon sehr geschmeichelt, ergoß sich Madame Kraezzer in Versicherungen aller Art, daß auch kein Winkelchen mehr übrig sei, und daß sie unendlich bedauere. — So leichten Kaufes gab ich aber die Attacke nicht auf und gab jetzt einem der ebenfalls in der Wirthsstube anwesenden Diener aus dem königlichen Gefolge den schon vorher verabredeten Wink.

Ich hatte nämlich Hartnäckigkeit vorhergesehen und einen Hauptsturm auf das Herz der verehelichten Kraezzer, geborenen Unbekannt, vorbereitet. Jener Diener trat nun an mich heran und flüsterte in offiziellem, aber den Kraezzerschen Ohren doch vernehmbarem Tone:

„Eurer Exzellenz soll ich auch noch sagen, daß Seine Majestät der König Eure Exzellenz morgen früh noch vor der Ankunft des Kaisers zu sprechen wünschen."

„Ich danke Ihnen, mein Lieber!"

„Nicht Ursache, Euer Exzellenz!"

Ich schlief also die Nacht sehr angenehm und behaglich in dem Bette des Herrn Kraezzer, ging aber allerdings am andern Morgen sehr früh weg, um es nicht zu allerlei Explikationen kommen zu lassen.

Jede Lüge führt ihre Strafe mit sich, eine im allgemeinen tröstliche, für mich und in diesem Falle aber mit erheblichen

Geldkosten verknüpfte Erfahrung. Das Ehepaar Kraezzer war nämlich schon bei der Hand, als ich mich entfernen wollte, warfen mit Exzellenzen um sich, daß es eine wahre Freude war, und baten mich, wenn Seine Majestät vielleicht einmal auf längere Zeit oder zur Erholung nach Myslowitz kommen wollten, doch vorzugsweise ihr Hotel zu empfehlen, weil das Hotel Freund ihnen sonst alles vor der Nase wegschnappe. Wollte ich wohl oder übel, so mußte ich im Charakter Abschied von ihnen nehmen und gab daher für das Bett fünf Silberrubel, die ich noch aus Polen mit herüber gebracht hatte, versprach auch, wenn Seine Majestät wirklich einmal zur Erholung nach Myslowitz kommen wolle, das Hotel Kraezzer ganz besonders dringend zu empfehlen.

So kam ich ohne Erröthen los und eilte nach dem Bahnhofe, um meine in Granitza gebliebenen Sachen zu reklamiren. Dort wurde der Extrazug eben vorbereitet, der den Kaiser herüber holen sollte, und als ich den mitfahrenden Direktoren meinen Effektenmangel auseinandersetzte, schlugen sie mir vor, ich möchte mit über die Grenze fahren und meine Sachen selbst reklamiren. Rascher Entschluß, guter Enschluß! — Eine halbe Stunde darauf waren wir in Czaczkowo und fuhren auch ohne Aufenthalt der russischen Grenze zu. Kaum einige hundert Schritte vor dem Bahnhofe hält der Zug aber plötzlich an; Unruhe, Rufen und Laufen entsteht auf allen Seiten, und ängstlich steckten wir die Köpfe hinaus. — Da haben wir's! — Eben braust von Granitza her ein Train heran, in dem sich der Kaiser befindet. — Es war ja aber erst acht Uhr, und der Kaiser wollte doch um neun Uhr fahren! — Die Herren Eisenbahndirektoren (stolz liebe ich meine Oberschlesier!) machten betrübte Gesichter, und ich sagte im Stillen meinem Koffer Lebewohl; denn daß der im Kaiserthum Rußland geblieben war, während ich im Königreich Preußen mich nach ihm sehnte, das schien mir ganz unzweifelhaft. Unser Zug signalisirte: „Wir kommen, um den Kaiser abzuholen!“ — und der heranjagende Zug signalisirt: „Ist nun

nicht mehr nöthig, der Kaiser kommt schon!" — Daß der kaiserliche Zug den Herren Direktoren zu Liebe nicht umkehren werde, das schien denselben doch ziemlich klar, und unsere Lokomotive mußte daher den Zug zurückstoßen, damit die russische Lokomotive vorwärts kommen konnte.

Die Sache klärte sich bald zum größten Aerger der Eisenbahnchefs auf. Der Kaiser hatte nämlich den König in höchster Gala empfangen, und der König hatte daher befohlen, daß auch der Kaiser in Myslowitz in höchster Gala empfangen werden sollte. Davon hatte der Kaiser gehört und wollte dem Könige diese Gala durch eine Ueberraschung und früheres Eintreffen ersparen. Das konnte natürlich am Abende vorher nicht gesagt werden, daher die Bestellung der Lokomotive um sieben Uhr. Ein solcher, nicht rationell mit Motiven belegter Befehl konnte von unabhängigen Oberschlesiern aber nicht angenommen werden, weil sie natürlich klüger waren, als die Russen; daher der empfindliche Aerger für meine Kompatrioten. Die anderen machten dem einen, der das Wort geführt, Vorwürfe, und die Unterhaltung auf der Rückfahrt wurde daher ebenso lebhaft, wie erheiternd; denn wenn sich Direktoren zanken, so erheitert mich das jedesmal. Wäre der Gedanke an meinen Koffer nicht gewesen, der sich möglicherweise im Innern Rußlands auf dem Wege nach Ochotzk, Irkutsk, Tomsk oder einer anderen ebenso unmelodisch klingenden Stadt befand, so hätte mich dieser Zank sogar erfreuen können. So aber trübte sothaner Gedanke die Reinheit meines Genusses.

In Myslowitz angekommen, stürzte ich unter Musik, Hurrahrufen, Kränzen, Reden und allen möglichen sonstigen Hindernissen an den Gepäckwagen und hatte die unerwartete Freude, meine Effekten dort wohlbehalten stehen zu sehen. Der Kondukteur hatte nämlich und, wie ich zugeben muß, auch ganz richtig so raisonnirt: „Packe ich, wie der Herr es wünscht, seine Sachen in den preußischen Wagen, so ist kein Trinkgeld zu

hoffen; bringt derselbe aber eine Nacht in Myslowitz ohne seine Effekten vielleicht schlaflos zu, so wird er überglücklich sein, wenn ich sie ihm morgen mitbringe und ein menschliches Regen wird sich seiner bemächtigen." Der Mann hatte sich denn auch in seiner Kombination nicht geirrt und besah einen Thaler für seine, wenn auch etwas interessirte, doch auf lange Menschen- und Kofferkenntniß basirte Weltanschauung.

Damit waren die Fährlichkeiten und Hindernisse auf dieser unverhofft angetretenen und mit frohen Erinnerungen beendeten Reise vorüber; von einer Empfangsfeierlichkeit, einem Jubel und einer Schützengilde ging es jetzt in die andere. Ueberall Ehrenpforten, Aufstellung von Ehrenwachen, versammelte Behörden in den unglaublichsten Civiluniformen, aber ein auffallender Mangel an weißgekleideten Jungfrauen; auch frischgewaschene Schuljugend machte sich erst in Niederschlesien bemerkbar.

Eine Reise auf der Eisenbahn im Gefolge des Königs hat zwar viel Glänzendes und Ehrenvolles, aber von Aussteigen und Luftschöpfen, Wassertrinken und Kaffeezusichnehmen ist durchschnittlich nicht die Rede. Gewöhnlich fährt der Zug so an den Perron heran, daß die übrigen Wagen vollständig durch Ehrenwachen, Schützengilden und Zuschauer von der Möglichkeit eines Aussteigens abgeschnitten werden. Natürlich drängt sich alles nach dem Platze zu, wo der König ausgestiegen ist, und daß eine Masse Neugieriger undurchdringlicher als eine Mauer ist, darüber hatte ich vielfach Gelegenheit die ausschweifendsten Beobachtungen anzustellen.

Die Reise ging über Gleiwitz, Kosel nach Ratibor, wo ein höchst zweckmäßiges Dejeuner eingenommen wurde, bei welchem das zusammen speisende Gefolge beider Monarchen Abschied von einander nahm und ein von mir in russischer Sprache ausgebrachter Dank für genossene Gastfreundschaft in einem Toast auf des Kaisers Majestät endigte. Mit Herzlichkeit erwiderten die russischen Herren den Toast durch ein Lebehoch für den König

von Preußen. Noch einmal bestieg man die Wagen zusammen bis Annaberg, nahe an der österreichischen Grenze, wo die Trennung erfolgte, indem der Kaiser bei Oderberg die Grenze überschritt, wir auf derselben Bahn nach Breslau fuhren. Die Trennung dehnte sich für einzelne Personen sogar bis auf die Effekten aus; denn es fanden sich in unsern Wagen eine Menge von russischen Mänteln, welche statt nach Olmütz nach Breslau fuhren; andererseits fanden sich aber verschiedene preußische Paletots, Reisesäcke und dergleichen nicht bei uns vor, sondern fuhren ganz unbefangen nach Olmütz.*)

Es war eine heillose Verwirrung, und ich wundere mich bloß, daß ich diesmal keinen Theil an einer petite misère de la vie humaine hatte. Unterwegs wurde ich auch darüber aufgeklärt, weshalb mich auf allen Stationen von Myslowitz bis Annaberg die Leute vorzugsweise betrachtet und in dieser Betrachtung eine gewisse Ehrfurcht an den Tag gelegt hatten, welches Gefühl meine Erscheinung im allgemeinen sonst nicht anzuregen pflegte. Der Kabinetssekretär, später Geheime Hofrath, Noël hatte sich nämlich angelegen sein lassen, mich für den Leib-Popen des Kaisers auszugeben, und ich habe daher ohne alle Veranlassung meinerseits die Würde eines Geheimen Staatsraths und die eines Leib-Popen in den Ueberzeugungen dritter Personen bekleidet, ein wesentlicher Unterschied gegen die Hinreise, wo man mich in Gleiwitz für einen entflohenen Silberberger Festungssträfling und vermuthlichen Förstermörder hielt.

Auf der Weiterreise bis Breslau und von dort am andern

*) Mehrere Jahre später wurde von der Gesandtschaft in Wien ein Siegel des preußischen Hofmarschall-Amtes mit dem Bemerken nach Berlin gesandt, dasselbe sei unerklärlicherweise beim Baggern des Wiedenflusses gefunden worden. Da einem der Hof-Staatssekretäre bei dieser Verwirrung in Oderberg der Paletot abhanden gekommen war, in dessen Tasche sich ein solches Amtssiegel befand, so hat jener Paletot wahrscheinlich die Reise nach Olmütz und Wien mitgemacht und Finder sich des Siegels dadurch entledigt, daß er dasselbe ins Wasser warf.

Tage bis Berlin begegnete mir eben nichts als Angenehmes; nur Aussteigen begegnete mir nicht, außer auf dem Bahnhofe von Kohlfurt, der wahrscheinlich deswegen so heißt, weil durchaus kein Kohl dort zu sehen war. — Hier machte Seine Majestät einen kurzen Spaziergang um das Gebäude, und da alles in patriotischer Unverschämtheit und aufdringlicher Vaterlandsliebe hinterher drängte, so bekamen die Coupéthüren wenigstens auf einige Augenblicke Luft, und ich konnte auf den Perron treten.

Schon im Wagen hatte ich einen Menschen bemerkt, der beim Vorübergehen Seiner Majestät den Hut nicht abgenommen hatte. Das hatte zwar auch mancher andere der Zuschauer nicht gethan, dem man es aber ansah, daß er es in der Verblüfftheit vergessen; bei jenem schien es aber Absicht zu sein, das ging aus seiner Physiognomie, seiner Kleidung, seiner Haltung hervor; denn das alles war so, daß man sich, um einen juristischen Ausdruck zu gebrauchen, wohl einer solchen Handlung zu ihm versehen konnte. Ich ging mit mir zu Rathe, was mit diesem Mitgliede der Zukunft, diesem in seine Zeit aufgegangenen Individuo wohl anzufangen sei. Ihm den Hut vom Kopf zu schlagen, wäre allerdings das Kürzeste gewesen, hätte aber Aufsehen gemacht. Hätte ich ihm eins übergezogen, so hätte ihn das noch lange nicht überzeugt. Das Ding mußte also anders angefangen werden.

Mit einer ungemein verbindlichen, Ueberraschung und Freude heuchelnden Miene näherte ich mich dem Manne, zog meinen Hut sehr tief und sagte zum Erschrecken freundlich:

„Ach, das freut mich ja ganz außerordentlich, daß ich das Vergnügen habe, Sie so zufällig hier zu treffen. Ich habe Ihnen etwas für Sie sehr Interessantes mitzutheilen!"

Neugierig und eben so verbindlich zog mein Mann seinen Hut, sah mir erwartend ins Gesicht und hing an meinen von Freundlichkeit überströmenden Lippen.

„Ich wollte Ihnen nämlich nur sagen, daß es doch eine